

Nordost- Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

**300 Jahre Kultur(en) in Riga.
Eine Stadt in Europa**

Neue Folge Band XI/2002

Nordost-Institut Lüneburg

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte
Neue Folge

Das Nordost-Archiv beschäftigt sich mit der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa. Geographisch wird dieser Raum annähernd begrenzt von der Ostsee und den Karpaten im Norden und Süden, von der Oder und Newa im Westen und Osten. Ethnisch umschließt er die Hauptsiedlungsgebiete der Polen, Litauer, Letten und Esten und beträchtliche Teile des Siedlungsgebietes der (Groß-, Weiß- und Klein-)Russen, über Jahrhunderte auch der Juden und Deutschen.

Im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen die Deutschen, die einst, wie sonst nur noch die Juden, in nahezu dem ganzen Raum ansässig gewesen sind und ihn zu Zeiten in erheblichem Maße geprägt haben. Allerdings können die Deutschen nicht isoliert gesehen werden. Als Nachbarn, als Eroberer oder Kolonisten, Herren oder Untertanen, Mehrheit oder Minderheit haben sie immer und überall in so enger Berührung mit den anderen ethnischen Gruppen gestanden, dass die deutsche so wenig wie die polnische oder estnische Geschichte Ostmitteleuropas zu verstehen und zu beurteilen ist, wenn man sie ausschließlich vom Blickpunkt eines einzelnen Volkes betrachtet.

Das Nordost-Archiv wird:

- die Deutschen stets als Element des Raumes sehen, den sie mit anderen geteilt haben. Den grundlegenden Bezugsrahmen bietet deshalb auf unterer Ebene die Landesgeschichte, auf höherer Ebene die Geschichte der Gesamtregion;
- dem Verhältnis zwischen den ethnischen Gruppen besondere Beachtung zuwenden. Neben den „objektiven“ Beziehungen, z. B. in Handel und Kultur, sind auch „subjektive“ Aspekte zu behandeln, insbesondere „das Bild vom Anderen“, die Vorstellungen, die die Gruppen wechselseitig voneinander ausgebildet, tradiert und verändert haben;
- die weite und anhaltende Verbreitung der Deutschen im nördlichen Ostmitteleuropa zu historischen Vergleichen nutzen;
- Autoren aus allen Ländern des nördlichen Ostmitteleuropa zusammenführen und dazu beitragen, dass überkommene nationalhistorische Sehweisen untereinander konfrontiert, aneinander abgearbeitet und womöglich miteinander ausgeglichen werden.

Aus der Zielsetzung der Zeitschrift ergibt sich, dass ihre Schwerpunkte in Zeiten liegen, in denen der deutsche Anteil an der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa besonders hoch gewesen ist: im späten Mittelalter, der frühen Neuzeit und den späteren Jahrhunderten bis zum Ausgang des Zweiten Weltkrieges. Das Nordost-Archiv hält sich aber auch offen für Fragen der Zeitgeschichte und der Gegenwart, wenn sie die Deutschen und deren Verhältnis zu ihren Nachbarn berühren.

Die jährlich erscheinenden Hefte gruppieren sich jeweils um einen gemeinsamen Gegenstand. Die Themen beziehen sich auf einzelne Orte, eine Landschaft oder Sachfragen, die die Gesamtregion betreffen, und schließen grundsätzlich alle Bereiche der historischen Wirklichkeit ein.

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

300 Jahre Kultur(en) in Riga.
Eine Stadt in Europa

Neue Folge Band XI/2002

Nordost-Institut Lüneburg
2003

Herausgeber:

Institut für Kultur und Geschichte
der Deutschen in Nordosteuropa
– Nordost-Institut –
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Telefon (0 41 31) 40 05 90
Telefax (0 41 31) 39 11 43
E-Mail: sekretariat@ikgn.de
<http://www.ikgn.de>

Verantwortlich für dieses Heft:
Anja Wilhelmi M. A.

Redaktion:
Dr. Konrad Maier

Gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung
für Angelegenheiten der Kultur und der Medien
und des Niedersächsischen Ministeriums des Innern

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint einmal jährlich.
Preis pro Heft € 17,50, Jahresabonnement € 15,00 zuzüglich Versandkosten.
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsendsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Herstellung: Nordlanddruck Lüneburg

Verlag Nordost-Institut, Lüneburg

ISSN 0029-1595

Das Thema des nächsten Heftes 2003:

**Metropolen im russischen Vielvölkerreich.
Petersburg und Odessa seit dem 18. Jahrhundert**

mit Beiträgen u.a. von:

Wladimir Süß: Deutsch und Russisch im Widerstreit: Die Schulsituation in den „Odessaer Kolonien“ 1803–1917

Yvonne Kleinmann: An zwei Meeren und doch an Land – Eine vergleichende Skizze des soziokulturellen Profils der jüdischen Bevölkerung St. Petersburgs und Odessas im 19. Jahrhundert

Walter Koschmal: Ein russischer Traum von Europa? Petersburg, Odessa und andere

Ljuba Kirjuchina, Norbert Franz: Deutsche Literatur in Sankt Petersburg? Der Petersburger Stadttext als Dialog der Kulturen

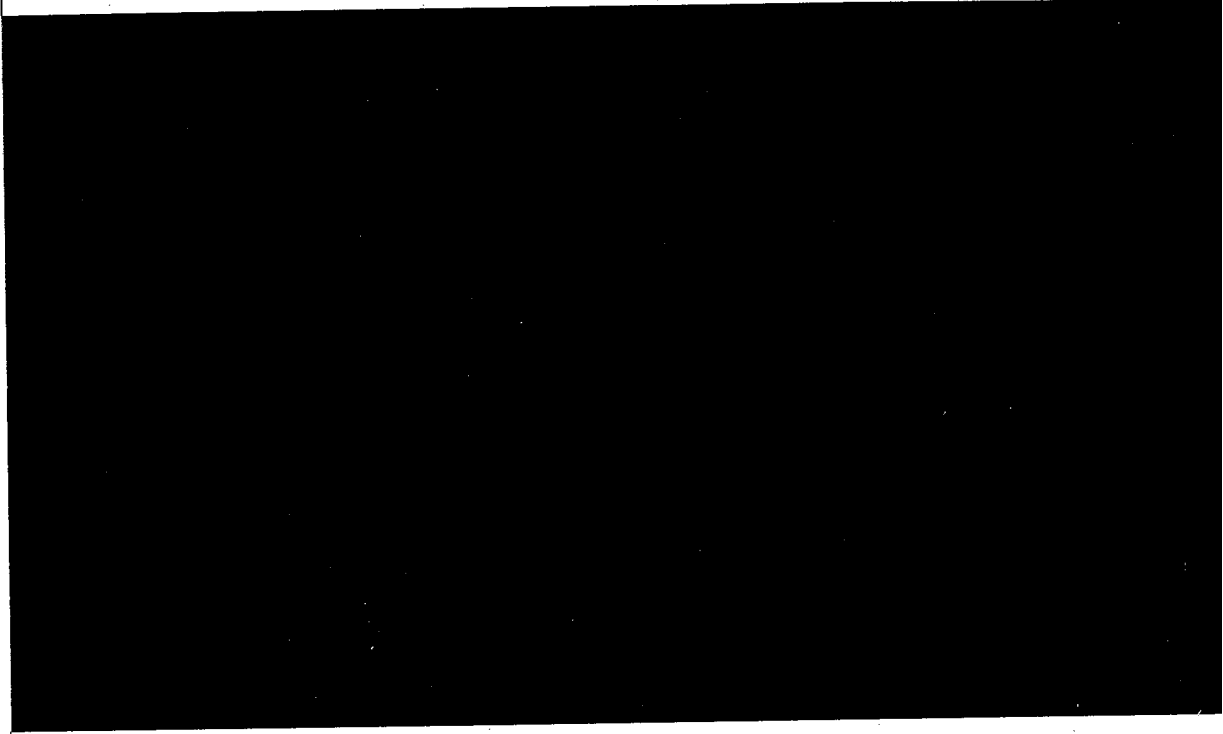
Trude Maurer: Das „nördliche“ und das „südliche Palmyra“. Berichte von Westeuropäern über Sankt Petersburg und Odessa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Aleksandr Rupasov, Aleksandr Čistikov: Identitätswahrung, Identitätswandel und Identitätsverlust in Petersburg-Petrograd-Leningrad (am Beispiel der Esten, Letten und Litauer vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zu den 1930er Jahren)

Konstantin G. Isupov: Dialog der Hauptstädte

Natalija V. Juchneva: St. Petersburg an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert: Ethnische Probleme einer Großstadt

Gerd Stricker: Religionsgemeinschaften in St. Petersburg und Odessa heute



The bottom half of the page is mostly blank white space, with some very faint, illegible markings and noise, likely due to the scanning process or the quality of the original document. There is no discernible text or structured data in this section.

300 Jahre Kultur(en) in Riga. Eine Stadt in Europa

Anja Wilhelmi: Editorial 7

Abhandlungen

Lars Olof Larsson (Kiel): Riga 1201–2001. 800 Jahre im Spiegel
der Architektur 11

Ruta Baltause (Berlin): Das Schulwesen in Riga im 19. Jahr-
hundert unter besonderer Berücksichtigung der ersten Hälfte
des Jahrhunderts 35

Hemma Kanstein (Austin): Die Parkanlagen Peters des
Großen in Riga 63

Jānis Zilgalvis (Riga): Der Klassizismus in der Architektur Rigas 77

Jānis Krastiņš (Riga): Eklektizismus und Jugendstil im Stadtbild
Rigas 113

Marek Bobéth (Berlin): Musik im 19. Jahrhundert in Stadt und
Land – ein Beitrag zur Musikgeschichte Rigas und Lettlands ... 141

Māris Brancis (Riga): Die lettische Kunst in den 1920er und
1930er Jahren. Die lettische Malerei, die lettische Kunst-
akademie und die Rigaer Künstlergruppe 181

Magdalene Huelmann (Münster): Das Herz auf dem Trottoir –
Aleksandrs Čaks und Riga 197

Lea Liepina (Riga) und Indira Dupuis (Berlin): Die Geschichte
des Lettischen Dokumentarfilms 209

Forschungsberichte

Andreas Fülberth (Münster): Anreize, Probleme und Effekte
von Weltkulturerbe-Nominierungen. Riga neben anderen
Beispielen aus dem Ostseeraum 223

Mark R. Hatlie (Tübingen): Riga at War: 1914–1920 231

Mitteilung

Dietmar Albrecht (Lübeck): Nachhaltige Nachbarschaft. Die
Academia Baltica in Lübeck 237

Rezensionen

- Konferences Kultūrpolitika Latvijā un Eiropas kultūras procesi. Darba kopsavilkums. Conference Cultural Policy in Latvia and European Cultural Process. Final Report, hrsg. v. Kultusministerium Lettlands (Falk Lange) 245
- J. Zilgalvis, Pearls of Latvia. Full colour guide to 40 of the most beautiful castles, palaces and manors in Latvia (Andreas Fülberth) 247
- Das Dommuseum in Riga. Ein Haus für Wissenschaft und Kunst / Doma Muzejs Rīgā. Templis Zinātnei un Mākslai. Begleitband des Herder-Instituts Marburg in Zusammenarbeit mit dem Museum für Stadtgeschichte und Schifffahrt in Riga zur gleichnamigen Ausstellung im Museum vom 16. Mai 2001 bis 1. März 2002, hrsg. v. Margit Romang u. Ilona Celmiņa (Jörn Barfod) 251
- Salīdzinošā literatūrzinātne Austrumeiropā un pasaulē. Teorijas un interpretācijas (Vergleichende Literaturwissenschaft in Osteuropa und in der Welt. Theorien und Interpretationen), hrsg. v. Anita Rožkalne (Stephan Kessler) 255
- Das Baltikum im Spiegel der deutschen Literatur. Carl Gustav Jochmann und Garlieb Merkel. Beiträge des Internationalen Symposions in Riga vom 18. bis 21. September 1996 zu den kulturellen Beziehungen zwischen Balten und Deutschen, hrsg. v. Michael Schwidtal u. Armands Gūtmanis (Michael Garleff) 259
- Frau und Mann in Sprache, Literatur und Kultur des slavischen und baltischen Raumes. Beiträge zu einem Symposium in Münster 11./12. Mai 2000, hrsg. v. Bernhard Symanzik, Gerhard Birkfellner u. Alfred Sproede (Cornelius Hasselblatt) 266
- Latviešu rakstnieku portreti. Trimdas rakstnieki (Porträts lettischer Schriftsteller. Exilautoren). (Wolfgang und Lilija Tenhagen) 269
- Kulturelle Grenzziehungen im Spiegel der Literaturen. Nationalismus. Regionalismus. Fundamentalismus, hrsg. v. Horst Turk (u.a.). (Hans-Christian Trepte) 273
- Briefe an den livländischen Historiographen Friedrich Konrad Gadebusch (1719–1788). Regesten. Bearbeitet von Friedrich von Keußler (†), hrsg., eingel. u. mit Registern versehen v. Christina Kupffer u. Peter Wörster (Anja Wilhelmi) 278
- Archivbestände zur Geschichte Est-, Liv- und Kurlands in der Dokumentesammlung des Herder-Instituts, bearb. v. Csaba János Kenéz u. Peter Wörster (Karsten Brüggemann) 280

Vom Instrument der Partei zur „Vierten Gewalt“. Die ostmitteleuropäische Presse als zeithistorische Quelle, hrsg. v. Eduard Mühle (Indira Dupuis)	282
20. gadsimta Latvijas vēsture, I: Latvija no gadsimta sākuma līdz neatkarības pasludināšanai (1900–1918). (Letlands Geschichte des 20. Jahrhunderts. Bd. I: Lettland vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Unabhängigkeitserklärung [1900–1918]) (Andreas Fülberth)	288
Leo Dribins, Ojārs Spārītis, Vacieši Latvijā (Die Deutschen in Lettland) (Anja Wilhelmi)	293
Heidi Hein, Der Piłsudski-Kult und seine Bedeutung für den polnischen Staat 1926–1939 (Andreas Kossert)	296
Anja Heuß, Kunst- und Kulturgutraub. Eine vergleichende Studie zur Besatzungspolitik der Nationalsozialisten in Frankreich und der Sowjetunion (Joachim Tauber)	299
Barocke Sakralarchitektur in Wilna. Verfall und Erneuerung. Fotografien von Kęstutis Stoškus. Ausstellungskatalog des Herder-Instituts e.V. Marburg in Zusammenarbeit mit dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. Leipzig, hrsg. v. Andrea Langer u. Dietmar Popp (Konstanty Kalinowski †)	303
Łucja Kapralska, Pluralizm kulturowy i etniczny a odrębność regionalna Kresów południowo-wschodnich w latach 1918–1939 (Kultureller und ethnischer Pluralismus sowie regionale Besonderheiten der südöstlichen Kresy in den Jahren 1918–1939) (Werner Benecke)	306
Stephan Selzer, Artushöfe im Ostseeraum. Ritterlich-höfische Kultur in den Städten des Preußenlandes im 14. und 15. Jahrhundert (Norbert Angermann)	312
Hansjörg Küster, Die Ostsee. Eine Natur- und Kulturgeschichte (Christoph Hinkelmann)	315
Regions in Central Europe. The Legacy of History, hrsg. v. Sven Tägil (Ralph Tuchtenhagen)	319
Die politischen Systeme Osteuropas, hrsg. v. Wolfgang Ismayr unter Mitarbeit v. Markus Soldner u. Ansgar Bovet (Rudolf A. Mark)	322
Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzgebieten, hrsg. v. Michael G. Müller u. Rolf Petri (Sabine Bamberger-Stemmann)	329
Susanne Nies, Lettland in der internationalen Politik. Aspekte seiner Außenpolitik (1918–95) (Thomas Schmidt)	340

Schwierige Nachbarschaften. Die Ostpolitik der Staaten Ostmitteleuropas seit 1989, hrsg. v. Klaus Ziemer (Detlef Henning)	344
Ruth Büttner, Sowjetisierung oder Selbständigkeit? Die sowjetische Finnlandpolitik 1943–1948 (Ralph Tuchtenhagen)	347
Ruth Kibelka, Ostpreußens Schicksalsjahre 1944–1948 (Alfred Erich Senn)	351
Ruth Kibelka, Memelland. Fünf Jahrzehnte Nachkriegsgeschichte (Ulla Lachauer)	353
Roland Gehrke, Der polnische Westgedanke bis zur Wiedererrichtung des polnischen Staates nach Ende des Ersten Weltkrieges. Genese und Begründung polnischer Gebietsansprüche gegenüber Deutschland im Zeitalter des europäischen Nationalismus (Sabine Bamberger-Stemmann)	358
Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich. Bd. 1, hrsg. v. Michael Garleff (Joachim Tauber)	363
Juden und Armut in Mittel- und Osteuropa, hrsg. im Auftrag des Simon-Dubnow-Instituts für jüdische Geschichte und Kultur e.V. v. Stefi Jersch-Wenzel in Verbindung mit François Guesnet, Gertrud Pickhan, Andreas Reinke u. Desanka Schwara (Rex Rexheuser)	366
J. Šteimanis, Latgales ebreju vēstures historiografija (Historiografie der Geschichte der Juden von Lettgallen) (Aleksandrs Ivanovs)	369
Tanja Rigitta Schumacher, Mellem nationale interesser og mindretalsloyalitet. Det danske mindretal og samarbejdet i Forbundet af nationale Mindretal i Tyskland 1924–1939 (Zwischen nationalen Interessen und Minderheitenloyalität. Die dänische Minderheit und die Zusammenarbeit im Verband der nationalen Minderheiten in Deutschland 1924–1939) (Sabine Bamberger-Stemmann)	372
Kollektivität und Individualität. Der Mensch im östlichen Europa. Festschrift für Prof. Dr. Norbert Angermann zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Karsten Brüggemann (u.a.) (Ralph Tuchtenhagen)	376
Die Autoren der Abhandlungen	379

Editorial

Kultur als das im weitesten Sinne „künstlich Geschaffene“ zu betrachten, ist selbst bei dem Anspruch, nur eine Stadt nach ihren kulturellen Reichtümern zu untersuchen, leider nur in Facetten, unter Vernachlässigung vieler Aspekte möglich.

Die Wahl der über Jahrhunderte mit größeren und kleineren Pausen pulsierenden „Kulturmetropole“ des Baltikums, Riga, macht ein solches Unterfangen gänzlich aussichtslos. Was also bleibt, ist die selektive Sicht auf beinahe winzig anmutende Bausteine. So ist im Folgenden der subjektive Versuch unternommen worden, Kulturdenkmäler aufzudecken, die die kulturelle Entwicklung der Stadt in ihrem jeweiligen Jahrhundert prägten. Beginnend mit dem 18. Jahrhundert verdichten sich die Beiträge im 19. Jahrhundert, um dann im 20. Jahrhundert mit der „Sowjetära“ zu enden.

Übergreifend und einleitend führt der Artikel von Lars Olof Larsson „Riga 1201–2001. 800 Jahre im Spiegel der Architektur“ in die stadtgeschichtliche Entwicklung Rigas ein, gleichsam als visuelle Reaktion auf historische Ereignisse. Er verleiht eine Ahnung davon, in welchem Maße das Gesicht einer Stadt – hier am Beispiel architektonischer Eingriffe – einem permanenten Wandel unterzogen wurde und wird.

Der nachfolgende Blick weist auf ein bis ins 18. Jahrhundert unbekanntes Novum innerstädtischer Raumplanung. Hemma Kanstein wirft mit ihrem Beitrag „Die Parkanlagen Peters des Großen in Riga“ ein Augenmerk auf die steigende Lebenskultur der Rigenser mit dem im 18. Jahrhundert beginnenden Ausbau von Grün- und Erholungsflächen im Stadtbild.

Die Bildung, verstanden als Teilbereich der Kultur, aber zugleich als Vermittlerin von Normen und Werten der Kultur, wird von Ruta Baltause in „Das Schulwesen in Riga im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der ersten Hälfte des Jahrhunderts“ untersucht. Die Schwerpunktsetzung erfolgte auf dem beginnenden 19. Jahrhundert, dem Zeitraum der großen Bildungsreformen Aleksandrs I., die das städtische Schulwesen nachhaltig beeinflussen sollten.

Die zwei folgenden Abhandlungen werfen ihr Licht auf die wohl bekanntesten und markantesten Kulturdenkmäler der Stadt an der Daugava. Jānis Zilgalvis führt in seinem Beitrag „Der Klassizismus in der Architektur Rigas“ eindrucksvoll in die Internationalität der Rigaer Baumeister dieser Epoche ein. Jānis Krastiņš ergänzt in

„Eklektizismus und Jugendstil im Stadtbild Rigas“ die wohl populärsten Abbildungen Rigas als Zentrum des Jugendstils um architekturgeschichtliche Ausführungen zum Baustil des Eklektizismus. Letzter hinterließ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche eindrucksvolle Bauten in der Architektur Rigas, verblasste jedoch unverdientermaßen in der Baugeschichte Rigas im Schatten des Jugendstils.

Ebenso wie die Architektur europäische Einflüsse bzw. Moden spiegelt, trat eine eigenständige nationale Kunst zu Tage, die in der Baugeschichte v.a. als nationaler Romantizismus des Rigaer Jugendstils Zeugnis ablegt. In der Musik zeigt sich dieser Kontrast in der europäischen Ausrichtung der Klassischen Musik im Musikleben Rigas und der parallel dazu bestehenden lettischen Folkloremusik. „Musik im 19. Jahrhundert in Stadt und Land – ein Beitrag zur Musikgeschichte Rigas und Lettlands“ von Marek Bobéth demonstriert aber auch die kulturelle Dominanz der Deutschbalten im Stadtleben Rigas sowie ihre zahlreichen Verbindungen in den deutschsprachigen Westen Europas, die sich in Engagements an den Rigaer Musikhäusern niederschlugen. Der Beitrag verrät zugleich das Dasein zweier national geprägter Musikwelten, deren Berührungspunkte scheinbar nicht existent waren.

Die volks- und nationalgeschichtlich gefasste Komponente von Kultur kommt am wohl deutlichsten in der lettischen Malerei der Unabhängigkeitszeit zum Ausdruck. Māris Brancis schildert in seinem Aufsatz „Die lettische Kunst in den 20er und 30er Jahren. Die lettische Malerei, die lettische Kunstakademie und die Rigaer Künstlergruppe“ die Entwicklung der lettischen bildenden Kunst hin zur eigenständigen nationalen Ausprägung am Beispiel der Rigaer Künstlergruppe.

Die Schattenseiten der Wohnkultur und Lebenskultur des industriellen Zentrums Riga beleuchtete wie kein Zweiter Aleksanders Čaks in seiner Lyrik. Magda Huelmann versteht es, in „Das Herz auf dem Trottoir – Aleksanders Čaks und Riga“ die Sozialkritik des Rigensers an seiner Stadt als Liebeserklärung zu deuten. Gleichsam gelingt es ihr, die Uniformität in Form deskriptiver Internationalität mit anderen „westlichen“ Industriestandorten in den Gedichten Čaks' herauszufiltern.

Der Dokumentarfilm ist, isoliert betrachtet, ein typischer Filmstil der Sowjetära. In der lettischen Ausprägung bildete er einen Sonderweg. Das Produktionszentrum Riga, die Rigaer Filmstudios, bereitete in den 60er Jahren den Weg für die „Rigaer Poetische Schule“, die sowohl ästhetisch als auch inhaltlich-politisch neuen Ansprüchen folgte. Lea Lipina und Indira Dupuis verfolgen in ihrem

Beitrag „Die Geschichte des lettischen Dokumentarfilms“ den Auf- und auch den Niedergang dieses einmaligen nationalen Genres, der paradoxerweise mit der politischen und finanziellen Förderung der Sowjetregierung kongruierte.

Die vorzustellende ‚Auslese‘ vermag naturgemäß lediglich Einzelaspekte nachzuzeichnen. Sie demonstriert dennoch die Vielfältigkeit und den hohen Stellenwert der städtischen Metropole, die als Schnittstelle zwischen Ost und West beidseitige kulturelle Strömungen aufnahm und gleichwohl oder gerade deshalb zu eigenständiger Kunst inspirierte. Kultur als Leistung und Hinterlassenschaft der Menschen wird hier zum Spiegelbild der Internationalität und Multikulturalität der Rigaer Bevölkerung.¹

Zwei Forschungsberichte nähern sich von einer anderen Warte dem Thema und damit der Stadt Riga an. Andreas Fülberth befasst sich mit den Weltkulturerbe-Nominierungen und schildert Probleme und Vorstellungen der städtischen Interessenvertreter; Mark R. Hatlie gewährt uns Einblick in seine Dissertationsarbeit „Riga at War: 1914–1920“.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

¹ Eine Betrachtung der nationalen Kulturen der ethnischen Bevölkerungsvielfalt innerhalb des Stadtbildes sollte hier jedoch außerhalb des Blickwinkels liegen, gleichwohl sie eine weitere Facette des Prismas bilden.

Vertical text on the right edge of the page, possibly a page number or reference.

Horizontal line at the top right corner.

Horizontal line in the middle right section.

Table structure visible in the bottom right corner, consisting of multiple rows and columns.

ABHANDLUNGEN

Riga 1201–2001. 800 Jahre im Spiegel der Architektur

von Lars Olof Larsson

Als Erik Dahlbergh (1625–1703) als Generalgouverneur von Livland seinen Abschied erhielt und an Bord eines schwedischen Kriegsschiffes Riga 1702 verließ, konnte er zurückblickend eine der prachtvollsten Stadtsilhouetten Nordeuropas langsam hinter dem Horizont verschwinden sehen (Abb. 1). Riga war noch Teil des schwedischen Ostseereiches, nach Stockholm seine zweitgrößte Stadt und für die baltischen Provinzen das wirtschaftliche und politische Zentrum. Aus schwedischer Sicht häuften sich aber dunkle Wolken am Horizont. Unter Dahlberghs Führung war zwar ein schwerer polnischer Angriff auf die Stadt, der für das Baltikum den Auftakt des Großen Nordischen Krieges bildete, abgewehrt worden. Anschließend hatte der junge Karl XII. bei Narva und an der Düna sogar verblüffende militärische Erfolge gegen Russland und Polen gefeiert. Dennoch stand die schwedische Vorherrschaft im Baltikum kurz vor ihrem Ende. Schon vor dem schwedischen Debakel bei Poltava 1709 ließ Peter I. an der Stelle der schwedischen Festung Nyen 1703 St. Petersburg anlegen, 1704 eroberte er Narva und fiel in Estland ein. 1710 ging Riga in russische Herrschaft über. Damit begann für die seit über 100 Jahren kriegsgeplagte Region eine weitgehend friedliche Epoche, die erst mit den großen politischen Umwälzungen Anfang des 20. Jahrhunderts ihr Ende fand.

Die Ansicht von der Düna aus legte damals wie heute ein eindrucksvolles Zeugnis von der Größe und Bedeutung der Stadt ab. Hinter den Befestigungen, die Fluss und Hafen von der Stadt trennten, reihten sich die drei großen Kirchen auf: St. Jacobi, der Dom und St. Petri. Ihre Türme überragten mit ihren hohen Spitzen alle übrigen Gebäude und waren von weit her sichtbar. Die von Blendnischen gegliederten Backsteinmauern lassen ihre Zusammengehörigkeit mit der reichen mittelalterlichen Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraumes erkennen; Riga schließt, was die Baukultur betrifft, die Reihe Kopenhagen, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Danzig im Norden ab

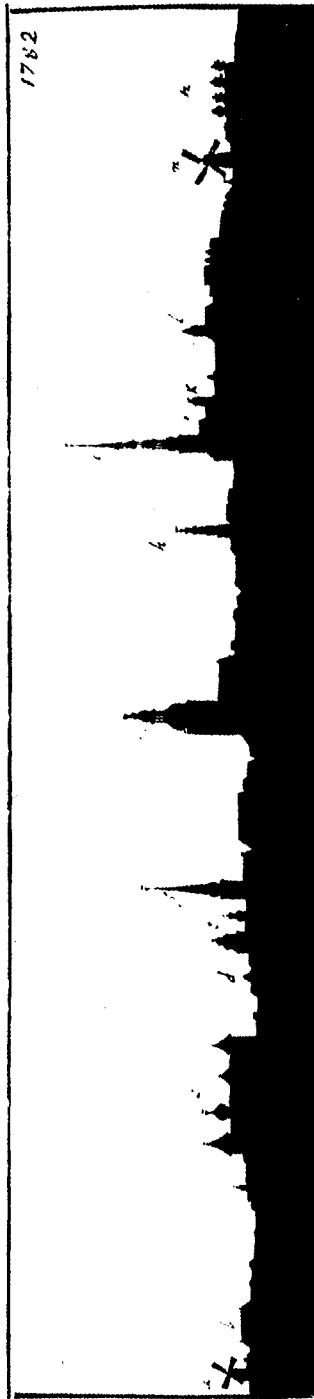


Abb. 1: Die Stadtsilhouette von Riga, 18. Jahrhundert (nach Brotze). Von links nach rechts sind das Schloss, der hohe spitze Turm der Jacobikirche, der Dom, der Rathausurm und die Petrikirche zu sehen.

und war als Hansestadt über Jahrhunderte vor allem mit den übrigen Hansestädten wirtschaftlich und kulturell eng verbunden. Sie gehörte aber immer auch anderen Beziehungsnetzwerken an. Auch das lässt sich am Stadtbild noch heute ablesen. Am nördlichen Ende der heutigen Altstadt liegt das Schloss, die alte Burg des Deutschen Ordens, vor ihren Erweiterungen und Umbauten in schwedischer und russischer Zeit eine viereckige, schmucklose kastellartige Anlage. Alte Stadtansichten lassen das problematische Verhältnis zwischen Orden und Stadt erahnen. Das Schloss lag außerhalb der Stadtmauer und war ursprünglich durch einen Wassergraben von ihr getrennt. Einer der beiden großen Rundtürme, die zur Aufstellung der schweren Geschütze dienten, befindet sich auf der Stadtseite, zum Schutz des Zugangs von der Stadt. Ihm gegenüber standen, als Teile der Stadtbefestigung, ebenfalls kräftige Türme: Hier waren offensichtlich zwei Nachbarn, die einander nicht über den Weg trauten. Dieses Misstrauen spricht noch aus dem Kommentar, den Johann Christoph Brotze (1742–1823) in seiner „Sammlung verschiedener livländischer Monumente, Prospekte, Münzen und Wappen“ zu der bekannten Stadtvedute von 1612 gibt (vgl. Abb. 2): „Beym runden Schlossturm nach der Stadt zu steht ein polnischer Heyduck Schildwache. Die Stadt selbst ist gegen das Schloss so gut befestiget und so mit Kanonen besetzt, daß man wohl siehet, wie wenig sie dem Polen getraut hat“. Wenn Brotze das Misstrauen auf einen national begründeten Gegensatz zwischen der polnischen Besatzung der Burg und der deutschen Oberschicht der Stadt zurückführte, irrte er sich. Stadt und Orden bzw. Stadt und Burg standen von Anfang an in einem starken Spannungsverhältnis zueinander. Das fand in wiederholten kriegerischen Auseinandersetzungen seinen Ausdruck und führte 1484 zur gewaltsamen Zerstörung der Burg durch die Bürger der Stadt. Das Waffenglück drehte sich aber wieder zu Ungunsten der Bürger, die gezwungen wurden, die verhasste Burg wieder aufzubauen. Die Bauarbeiten leitete ein Baumeister aus Reval, Meister Nyggels. Jetzt erhielt das Schloss die beiden großen Rundtürme zur Verstärkung seiner Verteidigung. Über der Durchfahrt zum Schlosshof im Nordflügel ließ der Ordensmeister und Bauherr Wolter von Plettenberg 1515 ein großes Steinrelief anbringen, auf dem die Jungfrau Maria und sein eigenes Bildnis in ganzer Figur zu sehen sind.

Das Schloss war also von Anfang an Sitz einer Obrigkeit, der gegenüber die Stadt ihre Unabhängigkeit stets zu wahren suchte. Hier residierte auch Erik Dahlbergh 1699–1702. Im 17. Jahrhundert hatte das Schloss wie die mittelalterliche Stadtmauer mit ihren schweren Türmen allerdings als Wehrbauten ausgedient. Sie boten keinen aus-

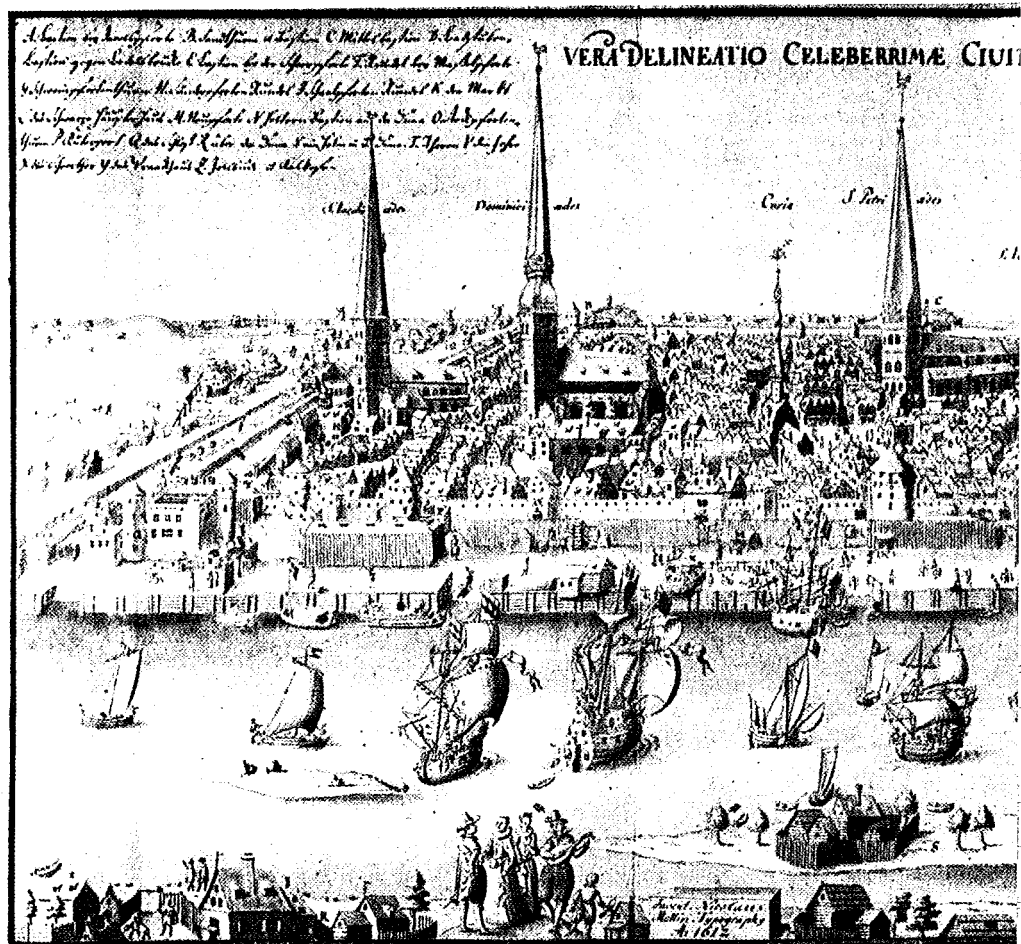


Abb. 2: Ansicht von Riga 1612 (nach Brotze). Die drei Hauptkirchen, St. Johannis, Dom und St. Petri, sind durch die übertriebenen Größenverhältnisse in ihrer Bedeutung auch gegenüber dem Schloss deutlich hervorgehoben.

reichenden Schutz mehr gegen die moderne Artillerie. Auch die im 16. Jahrhundert angelegten Gräben und Bastionen waren von der Entwicklung der Kriegstechnik inzwischen überholt. Deshalb galten die schwedischen Maßnahmen, nachdem Riga 1620 an das Königreich gefallen war, vor allem der Neubefestigung der Stadt. Sie wurde mit einem modernen Befestigungsgürtel aus Bastionen, Wällen und Gräben umgeben, und ein Stück weiter flussabwärts, hinter dem Schloss wurde eine große Zitadelle gebaut. Für diese Arbeiten war Erik Dahlbergh verantwortlich, zuerst in seiner Eigenschaft als Leiter

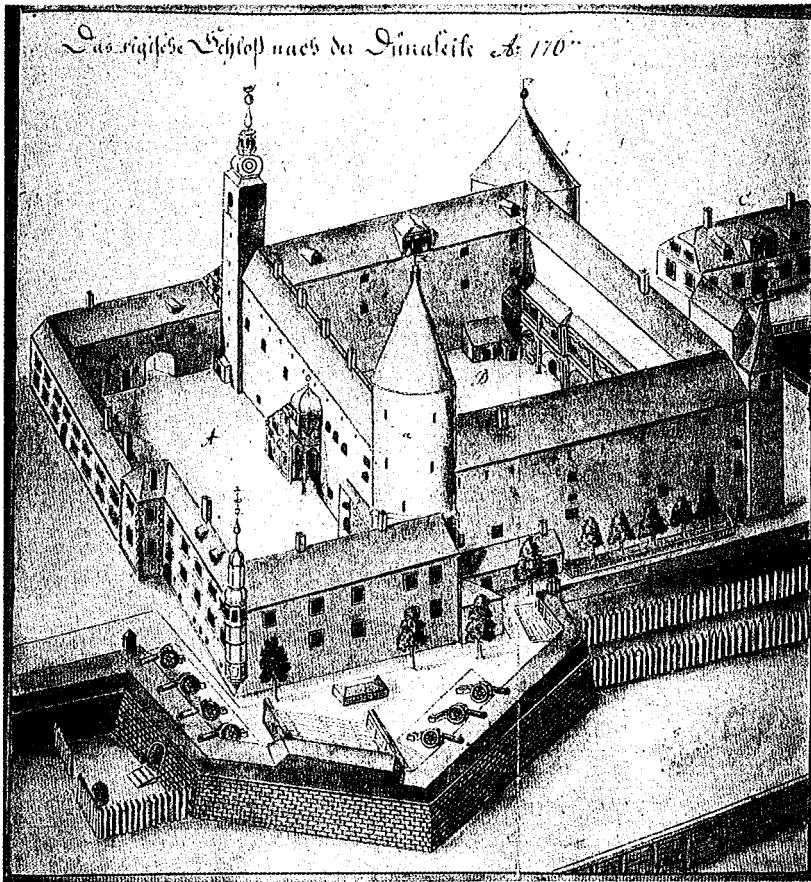


Abb. 3: Das Schloss. Zustand des 18. Jahrhunderts (nach Brotze).

Eine erste Feuerprobe hatten die Befestigungen, wie erwähnt, schon bestanden, als die Polen 1700 die Stadt vergeblich belagerten. Die Verteidigung der Stadt hatte allerdings die Zerstörung der in jüngster Zeit gebauten Vorstädte gekostet, die, wie in solchen Fällen üblich, von der schwedischen Besatzung selbst in Brand gesteckt worden waren. Der Bau der Vorstädte hatte neben der Anlage des Befestigungsgürtels zu den wichtigsten Baumaßnahmen der schwedischen Zeit gehört. Die starke Zuwanderung in die Stadt, die vor allem seit den 1640er Jahren einsetzte, hatte die Regierung veranlasst, durch eine geregelte Stadterweiterung bessere Verhältnisse zu schaffen. Als der Ingenieur J.H. Thomé im Auftrag der schwedischen Regierung 1620 Riga inspizierte,

war die Stadt noch von großen Gärten umgeben. 1653 waren laut einem anderen Bericht 1000 Mann im täglichen Einsatz, um die Johannis-Vorstadt anzulegen. Der Plan dafür stammte von dem in den baltischen Provinzen vielerorts tätigen niederländischen Fortifikationsingenieur Rodenburg, ein Beispiel für die wachsende Bedeutung niederländischer Fachleute im Ostseeraum im 17. Jahrhundert.

Die Zeit Rigas unter schwedischer Herrschaft dauerte nicht einmal 100 Jahre und bildet im Rückblick nur eine kurze und für die Entwicklung der Stadt auch nicht besonders wichtige Parenthese in ihrer Geschichte. Sie ist aber historisch gesehen insofern von Bedeutung, als mit ihr Riga, das in den 400 Jahren seit seiner Gründung eine relativ eigenständige Stellung inne gehabt hatte, zum ersten Mal in ein großes, zentralistisch regiertes modernes Staatswesen einverleibt wurde. Aus dieser Perspektive betrachtet, bedeutete die Ablösung der schwedischen Herrschaft durch die russische keinen großen Unterschied.

Die Schwedenzeit hat auch nur wenige sichtbare Spuren im Stadtbild hinterlassen. Der Befestigungsgürtel und die Zitadelle, die keinen militärischen Zweck mehr erfüllten und dem Wachstum der expandierenden Stadt im Wege standen, wurden in den Jahren 1857–1876 geschleift. An ihrer Stelle wurden die großen Boulevards und Parkstreifen angelegt, die heute die Altstadt umfassen. Die Gebäude, die für die Bedürfnisse der Garnison gebaut wurden, und auch viele andere Bauten aus der Zeit wurden stark umgebaut, durch Neubauten ersetzt oder einfach abgerissen. Die abgebrannten Vorstädte gingen nicht ganz spurlos unter. Sie wurden nach ihrer Zerstörung im Jahre 1700, die übrigens nicht die letzte war, größtenteils nach den alten Plänen wieder aufgebaut, und wenn auch heute nichts von der alten Bebauung erhalten ist, sind doch einzelne Straßenführungen im heutigen Straßennetz wiederzufinden. Viel ist das zusammengenommen freilich nicht. Der Grund dafür ist nicht nur die Tatsache, dass die Befestigungen der Stadt, die Bauten für das Militär und die Anlage der Vorstädte wahrscheinlich alle Mittel schluckten und keinen Spielraum für andere, repräsentativere Bauprojekte zuließen. Es gab einfach auch wenig Bedarf an großen, öffentlichen, zivilen Bauten. Riga war 1620, als es unter die schwedische Krone kam, eine bereits ansehnliche, gewachsene Stadt, in der für alle zivilen Bedürfnisse den Anforderungen der Zeit nach gut gesorgt war. Dennoch fügte das 17. Jahrhundert dem Stadtbild einige durchaus wesentliche und heute noch sichtbare Elemente hinzu. Diese gehen vor allem auf private oder städtische Initiativen zurück. Der heute noch erhaltene, aber stark veränderte Erweiterungsbau des Schlosses wurde als wichtigstes staatliches

Bauprojekt bereits genannt. Wichtiger als das Schloss für das Stadtbild ist der 138 Meter hohe Petriturm, der zum Wahrzeichen der Stadt wurde (vgl. Abb. 4).

1666 war der mittelalterliche Turm der Kirche eingestürzt. Fünf Jahre später konnte der Wiederaufbau nach Plänen von R. Bindenschuh begonnen werden, 1692 war die Arbeit vollendet. Bereits 1721 schlug der Blitz in die Turmspitze ein und verursachte einen Brand, der das stolze Werk zerstörte. In den folgenden Jahren wurde die Turmspitze in gleicher Form wieder aufgebaut, 1746 war sie abermals vollendet. Inzwischen ist die 1941 erneut zerstörte Kirche wieder hergestellt. Bindenschuh war ein Elsässer, den es durch Umstände, die uns nicht näher bekannt sind, ins Baltikum verschlagen hatte. Er gehörte wahrscheinlich zu den sehr vielen Handwerkern, Technikern und anderen Fachleuten, die im 17. Jahrhundert dort ihr Glück suchten, angelockt durch die Arbeits- und Karrieremöglichkeiten, die sich im militärisch expansiven schwedischen Ostseereich eröffneten. Die neue Westfassade der Petrikirche und der Turm mit seiner durch drei Galerien durchbrochenen hohen Haube sind das gelungene Beispiel einer Anpassung moderner barocker Architekturformen an eine mittelalterliche Basilika. Die repräsentative Wirkung der Fassade mit ihren drei triumphbogenartigen und mit Skulpturen reich geschmückten Portalen, die 1692–1694 von den Bildhauern J.D. Schau und J. Gervin nach Entwürfen von Bindenschuh ausgeführt wurden, ist ebenfalls bemerkenswert und sucht im Ostseeraum ihresgleichen.

Auch die übrigen Kirchen haben in nachmittelalterlicher Zeit ihr Aussehen verändert. Das gilt, was das Äußere betrifft, vor allem für die Turmhauben. Am Dom sind die Veränderungen am Außenbau ebenso bedeutend wie an der Petrikirche, stammen aber aus einer etwas späteren Zeit. Der steile barocke Ostgiebel und das Kuppeldach über dem niedrigen romanischen Chor wurden um 1720 gebaut (vgl. Abb. 5).

Von der mittelalterlichen Ausstattung der Kirchenräume ist praktisch nichts erhalten geblieben. Das ist für die meisten reformierten Regionen in Europa normal und daher nicht weiter verwunderlich. Weniger selbstverständlich ist es, warum soviel von der Ausstattung des 16. bis 18. Jahrhunderts verloren gegangen ist. Hier liegt die Ursache in dem Wohlstand der Stadt im 18. und 19. Jahrhundert, der es ermöglichte, die Kirchenräume nach damals geltenden Vorstellungen zu modernisieren. Erhaltene Werke aus dem 16. und 17. Jahrhundert wie die prachtvolle Orgelfassade und die Kanzel im Dom lassen erkennen, wie qualitativ die nachreformatorischen Ausstat-

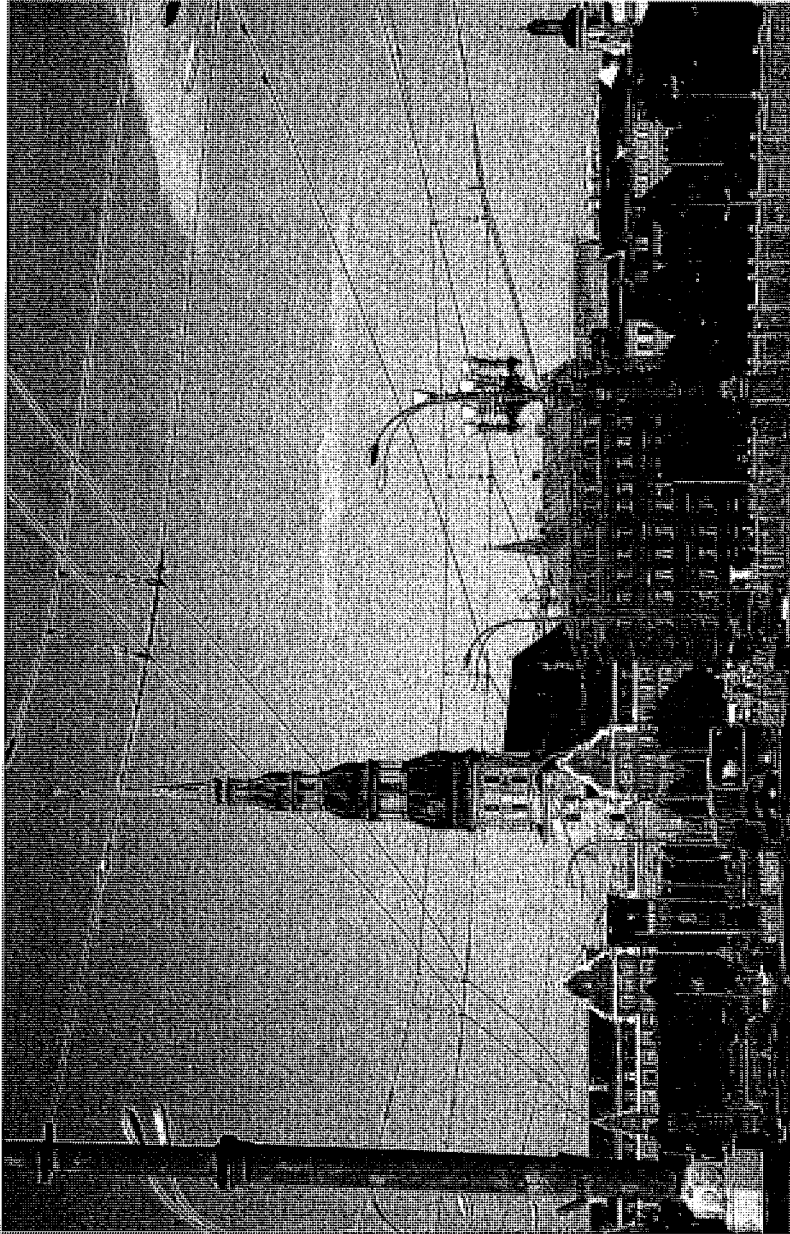


Abb. 4: Ansicht von Riga mit der Petrikerk. Foto: Lars Olof Larsson

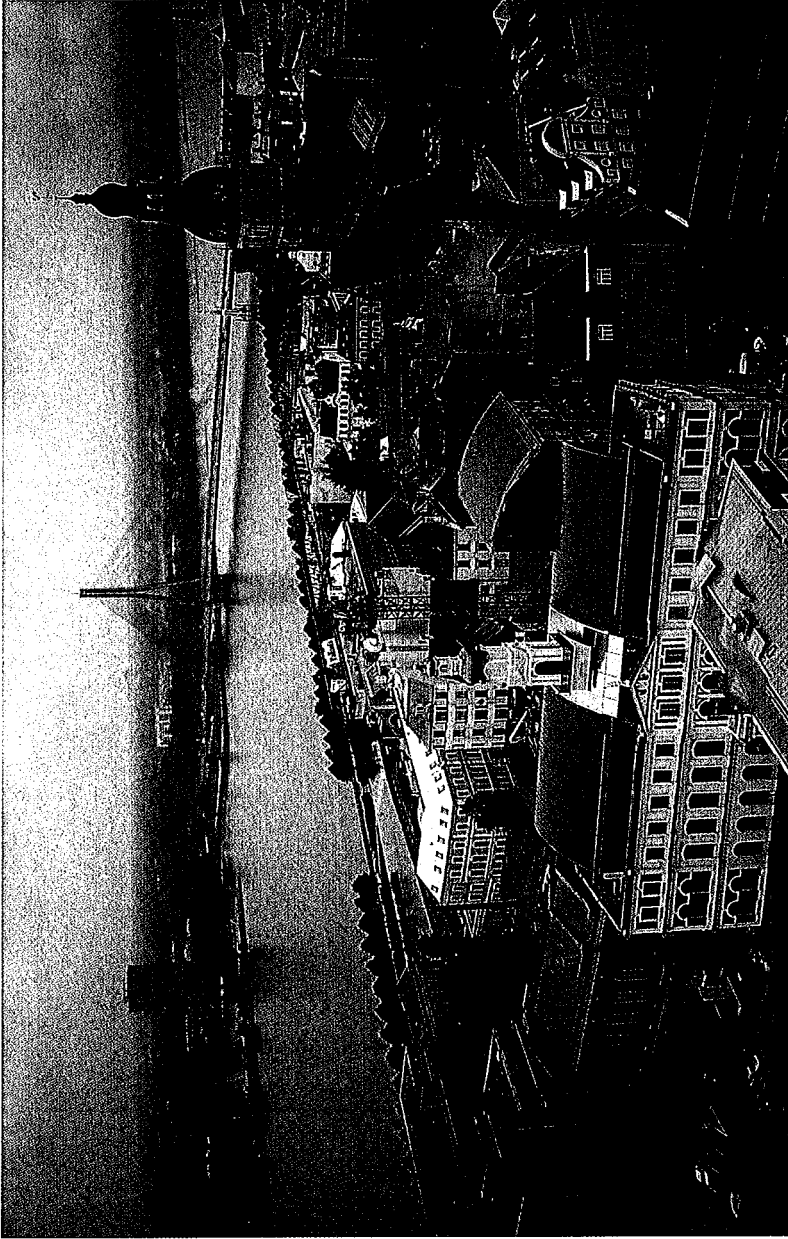


Abb. 5: Ansicht der Altstadt mit dem rekonstruierten Rathaus und dem Dom. Foto: Lars Olof Larsson

tungsstücke der Kirchen sein konnten, und machen den Schmerz über die Verluste besonders empfindlich.

Obwohl die Rigaer Altstadt ihre mittelalterliche Struktur gut erhalten hat und an manchen Ecken heute noch einen suggestiven altertümlichen Eindruck vermittelt, gibt es nur wenige Bürgerhäuser, die eine Vorstellung davon geben, wie das Straßenbild vor dem 18. Jahrhundert ausgesehen hat. Das beste Beispiel ist die Häusergruppe „Drei Brüder“ in der Kleinen Schloßstraße (Maza Pils iela). Hier kann man die vorsichtige Anpassung des mittelalterlichen Wohnhauses an neue Formvorstellungen und Ideale gut studieren. Die Giebelhausfront blieb erhalten, die Treppengiebel erhielten aber einen geschwungenen barocken Umriss. Die Hauseingänge wurden mit Umrahmungen versehen, deren Pilaster und Dreiecksgiebel der internationalen Architektursprache der Renaissance und des Barock verpflichtet sind. Durchgreifender waren die Veränderungen, die Anfang des 19. Jahrhunderts vorgenommen wurden. 1810 waren die Bürger per Dekret aus St. Petersburg angehalten worden, die hohen Giebel zu beseitigen. Das forderte meist komplizierte Umbauten der Dächer. Flache Walmdächer und kräftige Traufgesimse sollten jetzt der Fassade die im Sinne des Klassizismus favorisierte horizontale Gliederung geben.

Einige Patrizierhäuser aus dem 17. Jahrhundert verraten mehr Ehrgeiz und größeren Reichtum auf der Seite der Bauherren als die „Drei Brüder“. Dazu gehören das Dannenstern-Haus und das Reitern-Haus, beide in der Marschall Straße (Maršala iela) in der Nähe der Petrikirche. Sie wenden nicht den Giebel, sondern eine breite, mehrere Parzellen umfassende pilastergeschmückte Palastfassade zur Straße und folgen darin einer Architekturmode, die ihren direkten Ursprung in Holland hatte, die aber eigentlich auf die italienische Architektur Andrea Palladios zurückgeht. Dieser holländische Palladianismus wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts so etwas wie der verbindliche Baustil für gehobene Ansprüche im gesamten Ostseeraum.

Ein bemerkenswertes Projekt des Magistrats aus der Schwedenzeit sollte an dieser Stelle auch genannt werden, obwohl nichts davon übrig geblieben ist und es streng genommen auch mit der Architekturgeschichte der Stadt im engeren Sinne wenig zu tun hat: „die Rigische Wasserkunst“. Riga hatte lange unter schlechter Wasserversorgung gelitten. Das Trinkwasser wurde größtenteils aus der Düna geschöpft, was nicht nur unbequem war, sondern in Kriegszeiten auch sehr gefährlich sein konnte. 1662 wurde ein Danziger Wasseringenieur, Jacob Josten, beauftragt, eine Wasserkunst, also eine zentrale Pumpenanlage zu bauen. Das Wasser wurde mit Hilfe einer von Pferden angetriebe-

nen Pumpe aus der Düna in einen großen hochgelegenen Behälter gepumpt und von dort an verschiedene Zapfstellen in der Stadt verteilt. Dies war für das 17. Jahrhundert auch im europaweiten Vergleich eine bemerkenswerte Anlage. Erst um 1900 wurde die Wasserversorgung der damals rasch expandierenden Industriestadt durch die Anlage eines Grundwasserwerkes moderneren Ansprüchen angepasst.

Wie wir sehen, haben die beiden Jahrhunderte zwischen der Reformation und der Einverleibung Rigas in das Zarenreich also durchaus wesentliche Beiträge zur Entwicklung der Stadt geleistet, auch wenn heute wenig davon übrig geblieben ist. An der im Grunde mittelalterlichen Struktur der Stadt haben diese beiden Jahrhunderte aber wenig geändert. Wie die großen Kirchen und die Ausdehnung der heutigen Altstadt zeigen, war das mittelalterliche Riga so großzügig zugeschnitten, dass es lange allen Anforderungen seiner Bewohner genügte.

Die Burg und die Kirchen stammen aus dem 13. Jahrhundert und gehören somit der Gründungszeit der Stadt an, obwohl sie in den folgenden Jahrhunderten zum Teil starke Veränderungen erfuhren. Die Gründung Rigas wird auf das Jahr 1201 datiert und der Initiative des Bremer Domherren und ersten Bischofs der Stadt, Albert, zugeschrieben. Schon vorher hatten deutsche Kaufleute begonnen, an der Dünamündung Handel zu treiben, wo seit jeher livische Siedlungen und Marktplätze existierten. Den Kaufleuten folgten Kirche und Orden auf den Fersen. Schon um 1185 wurde in Üxküll (Ikškile) eine Kirche mit dazugehörigem Bischofssitz gebaut. Der Bischofssitz wechselte nach wenigen Jahren nach Riga, das ab 1251 Erzbischofssitz für Livland und Preußen wurde.

Der kurz nach der Gründung der Stadt ins Leben gerufene Schwertbrüderorden, der die Aufgabe hatte, analog zum Kreuzzugsprogramm des Deutschen Ordens im Mittelmeerraum, das zur Terra Mariae erklärte Baltikum zu christianisieren, geriet bald in ein Rivalitätsverhältnis zum Bischof und zur Stadt. Nach einer schweren Niederlage gegen die Litauer musste der Orden sich dem Großmeister des Deutschen Ordens in Preußen unterordnen. Von der ersten Burg der Schwertbrüder in Riga ist nichts außer einigen Resten der Georgskapelle, die zur Burganlage gehörte, erhalten geblieben. Die Burg befand sich am Rande des ersten ummauerten Stadtgebietes in unmittelbarer Nachbarschaft des Bischofspalastes. Um 1330 wurde nach einer kriegerischen Auseinandersetzung mit der Stadt der Bau einer neuen Burg außerhalb der Stadtmauer an der Stelle des Heiliggeist-Spitals begonnen. Diese Burg haben, wie erwähnt, Truppeneinheiten

der Stadt 1484 wenigstens teilweise zerstört. Der Wiederaufbau erfolgte aber bald. In dem heutigen Rigaer Schloss ist diese Burg erhalten geblieben, wenn auch durch zahlreiche Umbauten stark verändert.

Die neu gegründete Stadt wuchs schnell. Bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts hatte sie die Ausdehnung der heutigen Altstadt erreicht. Zur gleichen Zeit wurde die Stadtmauer errichtet, von der heute nicht viel mehr als der so genannte Pulverturm, die Befestigung des ehemaligen Sandtores, erhalten geblieben ist. Die Stadtbewohner, Kaufleute wie Handwerker, und der Klerus waren überwiegend deutscher Herkunft, was für die politische und kulturelle Entwicklung Rigas und Livlands für lange Zeit folgenreich bleiben sollte. Familiäre Beziehungen, Geschäftskontakte und kirchliche Verbindungen schufen Netzwerke, die Riga und Livland an die deutschen Hansestädte und andere Teile Deutschlands knüpften. Die Reformation trug wesentlich dazu bei, diese deutsche Hegemonie im Baltikum zu befestigen. Die lutherischen Pastoren waren größtenteils in Deutschland ausgebildet worden und das theologische Schrifttum war ebenfalls deutschsprachig. Dennoch sollte nicht übersehen werden, dass die lutherische Forderung, die Predigt in der Landessprache zu halten, zu einer Aufwertung der Volkssprachen beitrug. Die ersten Schriften auf Lettisch und Estnisch waren Bibelübersetzungen, die in Deutschland gedruckt worden waren. Die Rolle der deutschen Pastoren für die Verbreitung von Bildung auf dem Lande und damit auch für die spätere Emanzipation der lettischen Bevölkerung ist in diesem Kontext nicht gering zu schätzen.

Zur Bewahrung der deutschen Hegemonie trug auch die Bestrebung von Kaufmannschaft und Handwerkerämtern bei, sich vor dem Eindringen von „nichtdeutschen“ Einheimischen und von Ausländern abzuschotten. Die höheren Ämter waren in aller Regel für „Un-deutsche“ verschlossen. Noch im 18. Jahrhundert kann beobachtet werden, wie diese Tendenz nicht nur aufrechterhalten, sondern in einigen Fällen auch verschärft wurde. Die deutsche Bevölkerungsschicht erhielt durch Zuwanderung ständig neuen Nachschub. In Zeiten wirtschaftlicher Blüte wanderten große Scharen von Fachleuten verschiedener Art ins Baltikum ein, vor allem aus dem deutschsprachigen Nord- und Mitteleuropa, aber auch aus den Niederlanden, Skandinavien und England. Trotz der nicht unbedeutenden Zahl Angehöriger anderer Nationalitäten blieb Deutsch Geschäfts- und Verkehrssprache. Weder die schwedische noch die russische Herrschaft hat daran etwas geändert. Zwar wurde der Magistrat von der schwedischen Regierung gelegentlich und trotz Proteste auf Schwedisch

angeschrieben, doch waren dies nicht mehr als diplomatische Marginalien. Von Russland ließen sich Stadt und Provinz 1710 durch die so genannten „baltischen Privilegien“ den Erhalt der deutschen Sprache, der lutherischen Konfession und der alten Rechte bestätigen. Bis zur Staatsgründung Lettlands behielt die deutsche Sprache, ungeachtet aller politischen Veränderungen, ihre Stellung als die Sprache der städtischen Oberschicht.

Von den großen Kirchen Rigas ist der Dom die älteste. In spätromantischen Formen als Hallenbau angefangen, wurde er vor seiner Fertigstellung, wohl dem Beispiel der Lübecker Marienkirche folgend, in eine Basilika umgewandelt. Gleichzeitig fand auch ein Wechsel des Baumaterials von Kalkstein zu Backstein statt. Darin darf man auch einen Einfluss der aufblühenden Backsteinarchitektur im südlichen Ostseeraum sehen, zumal der Backstein damals noch kein übliches Baumaterial in der Region war. Die architektonischen Formen der älteren Teile weisen nach Westfalen und ins Rheinland. Von dort sind wahrscheinlich die Baumeister und die Steinmetzen gekommen. Als frühestes monumentales sakrales Steinbauwerk in Livland hat der Rigaer Dom eine starke Ausstrahlung auf die Region gehabt, und noch heute gehört er zu den eindrucksvollsten mittelalterlichen Bauwerken im Ostseeraum.

Als Pfarrkirche wurde die Petrikerche, ebenfalls unmittelbar nach der Gründung der Stadt, gebaut. Der heutige hohe lichte Bau ist allerdings nicht der ursprüngliche. Er wurde, wie die Spitzbögen und die reichen Sterngewölbe zeigen, erst im 14. und 15. Jahrhundert an der Stelle der ersten Kirche errichtet und darf als das schönste Beispiel gotischer Sakralarchitektur in Lettland gelten. Besonders bemerkenswert ist der elegante Chor, der an die Rostocker Marienkirche erinnert. Er wurde Anfang des 15. Jahrhunderts jedenfalls zum Teil unter der Leitung des Rostocker Baumeisters J. Rumeschottel gebaut.

Die Tatsache, dass die mittelalterlichen Kirchen Rigas stilistisch und bautechnisch so eng mit der Sakralarchitektur in Norddeutschland und Westfalen verwandt sind, hat eine einfache Erklärung. Vor den Stadtgründungen gab es im Baltikum keine Tradition des Stein- oder Backsteinbaus. In dieser Region herrschte, wie auch in Skandinavien, der Holzbau vor. Es mussten also erfahrene Baumeister und Steinmetzen, Ziegelbrenner und andere für den Bau notwendigen Fachleute ins Land gerufen werden, um die Bauprojekte zu verwirklichen. Erst allmählich wuchs ein Stamm von ansässigen Baufachleuten in den baltischen Städten heran.

Die tonangebende Schicht der mittelalterlichen Stadt stellten die Kaufleute. Sie waren in der „Großen Gilde“ organisiert. Von ihrer Macht und ihrem Reichtum bis in die moderne Zeit zeugt das repräsentative Gebäude der Großen Gilde, das nach der Mitte des 19. Jahrhunderts in neugotischen Formen errichtet wurde, wobei von dem Vorgängerbau das „Münsterhaus“, eine zweischiffige gotische Halle, und das angrenzende Brautgemach, beide aus den Jahren um und kurz nach 1500, mit integriert wurden. Die Handwerker waren in der „Kleinen Gilde“ zusammengeführt. Auch ihr Haus wurde im 19. Jahrhundert durch einen Neubau ersetzt. Ein bedeutendes Bauwerk im städtischen Leben war das prachtvolle Schwarzhäupterhaus, auch Artus-Hof genannt (vgl. Abb. 6). Seinen Namen erhielt es von der Schwarzhäupterbruderschaft, die das Haus verwaltete und eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben der Stadt spielte. Der hohe gotische Giebel mit seinen sechs schlanken Blendnischen bildete ein festliches Gegenstück zum Rathaus auf der anderen Seite des Marktes. Anfang des 17. Jahrhunderts wurde der gotische Giebel, wahrscheinlich nach Danziger Vorbild, mit eleganten Beschlagwerkvoluten verziert. Seiner Funktion nach war das Schwarzhäupterhaus vor allem ein öffentliches „Trinkhaus“. Hier wurden seit dem Mittelalter private und öffentliche Feste und Feiern veranstaltet. Die zuletzt im Stil von Rokoko und Klassizismus gestalteten Fest- und Repräsentationsräume bildeten bis zum Zweiten Weltkrieg einen schönen Rahmen dafür. Das Schwarzhäupterhaus ist aus dem gesellschaftlichen Leben der Stadt nicht wegzudenken. Sein vor kurzem abgeschlossener Wiederaufbau nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg und der wohl ideologisch begründeten Beseitigung der Ruine im Jahr 1950 mag aus restauratorischer Sicht problematisch sein. Die Tradition des Gebäudes und die Gemeinschaft stiftende Wirkung des Wiederaufbauunternehmens sollten aber nicht gering geschätzt werden, und wenn das heute nur allzu neu aussehende Gebäude etwas Patina angesetzt hat, werden auch Skeptiker den Gewinn für das Stadtbild begrüßen.

Angesichts der katastrophalen Ereignisse in Folge des Zweiten Weltkrieges und der erzwungenen Einverleibung Lettlands in die Sowjetunion wird oft vergessen, dass die 200 Jahre russische Herrschaft vor dem Ersten Weltkrieg zu den guten Zeiten in der Geschichte Rigas gehörten. Es war eine längere Friedenszeit, als die Stadt je erlebt hatte. Entsprechend positiv konnten sich Wirtschaft und Kultur entwickeln.



Abb. 6: Das Schwarzhäupterhaus zu Riga. Zustand: 2003. Foto: Ilgvars Gradovskis

Einen interessanten Einblick in Leben und Aussehen der Stadt in der Zeit um 1800 gibt uns Johann Christoph Brotzes bereits zitierte „Sammlung verschiedener livländischer Monumente, Prospekte, Münzen und Wappen“. Brotze vermittelt das Bild eines wohlgeordneten, international geprägten Gemeinwesens, einer Stadt mit schönen Gebäuden, einer stolzen Geschichte und ruhigem Zukunftsoptimismus. Exemplarisch dafür kann die Zeichnung des Marktplatzes mit dem neuen Rathaus im Hintergrund genannt werden. Auf dem Rathausplatz ist eine bunte Auswahl der städtischen Bevölkerung zu sehen: ein Stadtprediger, ein Ältester der Großen Gilde, Grenadiere, Mägde, eine russische Frau, die Kringeln verkauft, Fuhrwerke und ein „Katorschnick“, ein von einem Grenadier bewachter Strafgefangener in Fesseln, der zu seinem Lebensunterhalt selbst angefertigte Tische zum Kauf anbietet. Die Zeichnung zeigt den Zustand des Rathauses um 1780, ein zweigeschossiges, im barockklassizistischen Stil errichtetes großes Gebäude mit einem dreigeschossigen Mittelrisalit und einem hohen Turm. Das flach geneigte und von der Straße kaum sichtbare Dach, das mit Eisenplatten bedeckt war, musste aus praktischen Gründen nach wenigen Jahren durch ein steileres Mansardendach ersetzt werden, was dem Gebäude paradoxerweise ein altertümlicheres, mehr rokokohaftes Aussehen gab. Später wurde es um ein Stockwerk erhöht, was angesichts der Platznot der wachsenden Verwaltung sicher unumgänglich war, den Proportionen des Gebäudes aber nicht guttat. Das Rathaus gehörte zu den schmerzlichen Kriegsverlusten des Stadtzentrums. Sein rechtzeitig zur 800-Jahr-Feier der Stadt erfolgter Wiederaufbau ist wegen des zuerst nicht vorgesehenen modern gestalteten Dachgeschosses nicht eigentlich als reine Kopie zu betrachten, es hält aber die Erinnerung an das zerstörte alte Rathaus wach und trägt dazu bei, den alten Maßstab des Rathausplatzes wiederherzustellen. Gleichzeitig ist nicht zu leugnen, dass der neu entstandene Rathausplatz noch wie eine Enklave auf der weiterhin viel größeren, von der Nachkriegsplanung geschaffenen Platzanlage wirkt.

Aus der vorindustriellen russischen Zeit stammen schließlich einige bemerkenswerte Kirchenbauten, z.B. die als orthodoxe Kathedrale auf dem Gelände der Zitadelle in schönen schlichten Barockformen erbaute Peter-und-Pauls-Kirche von 1780–1785, ein Werk des in Riga sehr erfolgreich tätigen Architekten Christian Haberland. Aus der Blütezeit des Klassizismus stammt die Jesuskirche, ein 1819–1822 errichteter oktogonaler Holzbau mit einem hohen Westturm, dem ein antikisierender Tempelportikus vorgelagert ist. Ungeachtet der Tatsache, dass eine klassizistische Architektur dieser Art im gesamten

Russischen Reich geläufig war, darf man sich vor dem Turm der Jesuskirche auch an die Kirchenbauten C.F. Hansens in Holstein und Dänemark erinnert fühlen.

Unsere erste Annäherung an Riga war vom Fluss aus – so wie die meisten Reisenden bei Ankunft oder Abreise die Stadt erblickten, und wie sie in fast allen älteren Stadtansichten wiedergegeben wird. Um einen Eindruck von der modernen Großstadt Riga zu erhalten, reicht diese Ansicht nicht aus, trotz der immer noch imponierenden Stadtsilhouette und dem großstädtischen Aussehen der modernen Brücken. Einen besseren Aussichtspunkt bildet der Petriturm. Oben auf der Aussichtsterrasse befindet man sich hoch genug, um eine Vorstellung davon zu gewinnen, wie die Stadt sich nach allen Richtungen ausgeht hat; gleichzeitig erkennt man, wie die geräumigere Struktur der modernen Metropole sich das feingliedrige Gewebe der mittelalterlichen Stadt unterordnet. Deutlich zeigt sich, wie der grüne Gürtel mit dem Stadtkanal, der anstelle der barocken Befestigungen angelegt wurde, die Altstadt umfasst und einen angenehmen Übergang zu der von breiten Ausfahrtsstraßen und kreuzenden Boulevards gegliederten Neustadt bildet. Am Rande der Grünflächen wurden, wie in anderen Städten in Europa auch, die ihren Festungsstatus aufgegeben hatten, öffentliche Gebäude und vornehme Wohnhäuser errichtet. In Riga ist vor allem das schon 1860–1863, also unmittelbar nach der Schleifung der Bastionen, gebaute große Theater zu nennen. Dieses, in vornehmen klassizistischen, an Schinkels Schauspielhaus in Berlin erinnernden Formen gehaltene Gebäude bildet den wichtigsten architektonischen Akzent im grünen Gürtel. Der Wiederaufbau nach dem Brand 1882 hat den Charakter des Gebäudes nicht zerstört. Am anderen Ende der Altstadt wurde etwas später das in Neurenaissanceformen gehaltene Schauspielhaus gebaut. Bauten für das höhere Bildungswesen wie das 1869 im Rundbogenstil an der Seite der Neustadt, gegenüber dem Theater, gebaute Polytechnische Institut tragen auch zur repräsentativen Wirkung dieses Herzstückes des modernen Riga bei.

Die Struktur der Neustadt wird von den breiten Ausfahrtsstraßen bestimmt, die der Führung der alten Landstraßen folgen. Die Hauptachse bildet der heutige Freiheitsboulevard (*Brīvības Bulvāris*), die als Verlängerung der Kalkstraße (*Kaļķu iela*) aus der Stadt hinausführt. Mit dem Bau der Stein-Brücke (*Akmens tilts*), die die Altstadt mit den Vorstädten am linken Dünaufer verbindet, wurde diese Achse zum städtebaulichen Rückgrat der schnell wachsenden Metropole. Am Grüngürtel entlang verlaufen auf der Altstadt- wie der Neustadtseite

breite Boulevards, gesäumt von modernen Gebäuden, die mit ihrem großstädtischen Zuschnitt einen neuen Maßstab in das Stadtbild brachten. Hinter den Häuserblocks am Rainis Boulevard (Raina-Bulvāris) breiten sich wieder große Parkflächen aus. Die wichtigste davon ist die Esplanade. Auf diesem Gelände fand zum Stadtjubiläum 1901 eine große Kunst- und Industrieausstellung statt. Nach dem Abriss der Ausstellungsbauten wurden an ihrer Stelle auf der Seite des Freiheitsboulevards die neue orthodoxe Kathedrale und am Nordrand der Esplanade Gebäude für die Kommerzschule (heute Lettische Kunstakademie) und das Städtische Kunstmuseum gebaut. Die Kathedrale, die in sowjetischer Zeit zu einem Planetarium umfunktioniert worden war, ist inzwischen wieder ihrem kirchlichen Zweck zurückgegeben worden. Die in rotem Backstein errichtete Kommerzschule und die Kathedrale sind typische Beispiele für eine Architekturrichtung um 1900, die den Baustil als Ausdruck eines regionalen oder nationalen Charakters verstand.

Die modernen Gebäude der letzten Jahrzehnte vor der Jahrhundertwende waren internationalen Stiltendenzen gefolgt. In ihrer Stilwahl kann man allenfalls eine Rücksichtnahme auf die Funktion der Bauten oder auf die Traditionen der Institute erkennen, für die sie errichtet wurden. Beispiele dafür sind die in neugotischen (vor allem englisch anmutenden) Formen gestalteten Gebäude der Großen und der Kleinen Gilde oder die in italienischen Renaissanceformen gebaute Börse in der Altstadt. Bei den Gildehäusern wird die mittelalterliche Tradition dieser Institution für die Stilwahl ausschlaggebend gewesen sein; einen Versuch, an die spezifischen Stilmerkmale der mittelalterlichen Architektur in Riga anzuknüpfen, kann man darin nicht erkennen. Börsen und Banken wiederum wurden zu dieser Zeit meist in Formen der italienischen Frührenaissance gebaut, in Anspielung daran, dass das moderne Bank- und Geldverkehrswesen seinen Ursprung in Italien hat.

In der Kommerzschule sind Formen der norddeutschen Backsteingotik verwendet worden. Diese Architektur lässt sich als Anspielung auf das eigene historische Erbe ansehen, sie ist aber gleichzeitig auch typisch für die Schul- und Kirchenbauten dieser Zeit in Berlin und Preußen. Man darf die Kommerzschule als ein Beispiel für die Reichweite der Berliner Bauschule betrachten, ohne dabei den sicher vorhandenen Anspruch zu übersehen, eine „deutsche“, wenn nicht unbedingt eine regionale Architektur darzustellen. Die orthodoxe Kathedrale ist in russisch-byzantinischen Formen gebaut und gibt sich also in ihrer Architektur sofort als griechisch-orthodoxe Kirche zu er-

kennen. Diese Signalwirkung war beabsichtigt und erklärt sich sowohl aus der eben beschriebenen Architekturideologie als auch aus einem Bestreben, russische Eigenart zu demonstrieren und wohl auch, um russische Hegemonie zu repräsentieren. Seit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden auch in den anderen Hauptstädten der russischen Ostseeprovinzen, Helsinki und Reval, aber auch in St. Petersburg, an zentraler Stelle in der Stadt ähnliche Kirchen gebaut. Wenn wir uns daran erinnern, dass die erste orthodoxe Kathedrale der Stadt, die auf dem Gelände der Zitadelle gebaut wurde, in „allgemeineuropäischen“ Barockformen gebaut wurde, wird uns die ideologische Veränderung bewusst.

Der Umstand, dass der Bau der neuen Kathedrale in einer Zeit stattfand, die auf vielen Gebieten durch „Russifizierungs“-Tendenzen geprägt war, sollte uns aber nicht übersehen lassen, dass es sich hier um ein Phänomen handelt, das in ähnlicher Form in ganz Europa zu beobachten ist. Hier sei nur an die Großbauten in romanischem Stil erinnert, die das wilhelminische Deutschland, z.B. in Posen, errichtete, um die deutsche Herrschaft dort auch im Stil der Architektur sichtbar zu machen.

Verglichen mit der Kommerzschnule und der Kathedrale lässt das Kunstmuseum keine solche ideologisch bedingte Stilwahl erkennen. Dieses Gebäude ist in „neutralen“ Barockformen, die durch Jugendstilelemente eine moderne Note erhalten, gebaut worden. Als Institution repräsentiert das ursprünglich städtische Kunstmuseum den jetzt hoch entwickelten kulturellen Anspruch der bürgerlichen Gesellschaft. Der Architekt und erste Direktor des Museums, Wilhelm Neumann, spielte dabei eine wichtige meinungsbildende Rolle im gesamten Baltikum. Ihm verdanken wir auch die erste Aufarbeitung der Kunstgeschichte Estlands und Lettlands.

Das Kunstmuseum war allerdings nicht das erste Museum der Stadt. Schon 1834 wurde als typisches Kind der Romantik die Sammlung der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde, das heutige Dom-museum, gegründet. Dieses Museum erhielt 1890 eigene repräsentative Räumlichkeiten im historischen Herzen der Stadt, als im Zusammenhang mit der Restaurierung des Domes für seine Zwecke der Kreuzgang aufgestockt wurde.

Das Bauen um die Jahrhundertwende war aber nicht nur von historisierenden Tendenzen geprägt. Es war ja auch eine Zeit, in der, vor dem Hintergrund der rasanten technischen Fortschritte und der durchgreifenden Modernisierung der Städte in Bezug auf Kanalisation, Wasserversorgung, Verkehrswesen, Elektrizität etc., die Forde-

nung nach einer Architektur sich Ausdruck verschaffte, die den Geist der neuen Zeit repräsentierte. Die verschiedenen Bezeichnungen für die moderne Kunst und Architektur der Jahrhundertwende, z.B. Jugendstil und art nouveau, sind Ausdruck dieser optimistischen Zukunftsorientierung.

Gerade in Städten, in denen die Industrie für Wachstum und Reichtum sorgte, und wo daher auch weniger traditionsorientierte neue Eliten entstanden, fand die Jugendstilarchitektur ihre größte Verbreitung und auch ihre interessanteste Prägung. Riga ist ein gutes Beispiel dafür. In der Neustadt, vor allem außerhalb der Boulevards und der Esplanade prägen heute noch die Jugendstilbauten das Straßenbild. Besonders berühmt ist das von dem Architekten M. Eisenstein gebaute Ensemble in der Alberta Straße (Alberta iela). Das festliche Straßenbild dieses Ensembles gehört zu den Glanzpunkten der europäischen Jugendstilarchitektur. Der Kontrast zwischen der spektakulären Fassadenarchitektur und den schmucklosen, engen Höfen verrät aber auch etwas von den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen solcher Wohnbauten. Es handelt sich um eine Spekulationsarchitektur, die um die Gunst der Mieter konkurrieren muss; der Glanz der Fassaden ist in ihrer Werbefunktion begründet.

Nach dem Ersten Weltkrieg, als Riga Hauptstadt der selbstständigen Republik Lettland geworden war, verlief die Entwicklung, was die Architektur betrifft, in ähnlichen Bahnen wie im übrigen Nachkriegseuropa. Es wurde aufgrund der wirtschaftlichen Lage zunächst nur wenig gebaut, neue Ideen und Richtlinien sind kaum zu erkennen. Die Weichen für die weitere Entwicklung der Stadt waren im Großen und Ganzen bereits um 1900 gestellt worden. Als dann allmählich das Bauen wieder in Gang kam, folgte man im Allgemeinen den gängigen internationalen Mustern. Viele Geschäfts-, Büro- und Wohnbauten entlang den großen Straßen zeigen das Gesicht einer konservativ zurückhaltenden Modernität, wie es in den 30er Jahren überall in Europa zu finden war. Die bedeutendsten Bauwerke dieser Zeit sind das über 40 m hohe Freiheitsdenkmal, das in den Jahren 1931–1935 an der Kreuzung von Freiheits- und Rainis-Boulevard errichtet wurde, und der monumentale Ehrenfriedhof mit Grabmälern der Kriegseingeschlagenen von 1914–1918 und der späteren Revolutionskriege, der 1924–1936 angelegt wurde. Das Freiheitsdenkmal wurde an der Stelle eines erst 1910 enthüllten Reiterdenkmals Peters des Großen errichtet. Es wurde ein städtebauliches und ideologisches Zentrum der Stadt und überlebte, wie der Ehrenfriedhof auch, die sowjetische Zeit erstaunlicherweise unversehrt.

Der Zweite Weltkrieg fügte der Stadt empfindliche Schäden zu, vor allem im Gebiet um die Petrikerche. Das Rathaus und das Schwarzhäupterhaus wurden zerstört, und auch die Petrikerche hat den Krieg nur als Ruine überlebt. Diese Zerstörung bildet den Ausgangspunkt für eine Neugestaltung, die Struktur und Gesicht der Altstadt wesentlich verändern sollte. Das Gelände zwischen dem Kai und der Petrikerche wurde großräumig freigelegt. Hier wurde ein für den Maßstab der Altstadt viel zu großer Platz als eine Art Einfallstor zum Zentrum der Stadt angelegt. Im Osten, vor der Petrikerche, wurde der Platz durch einen hohen, einheitlich gestalteten Häuserriegel abgeschlossen (vgl. Abb. 4). Stilistisch lehnt sich diese Architektur an die Barockarchitektur der Stadt und speziell an die barocken Elemente der Petrikerche an. Wir haben es hier mit einem guten Beispiel der historistischen Tendenzen der Stalinzeit zu tun, die bei aller Rücksichtslosigkeit, wenn es um das Durchsetzen größerer Maßstäbe und moderner urbanistischer Konzepte ging, bemüht war, dem *genius loci* ihren Tribut zu zollen. Das entspricht noch einer Haltung, die ihre Wurzeln in der Architekturideologie der Jahrhundertwende hat und in Deutschland mit dem Begriff der „Heimatstilarchitektur“ bezeichnet wird.

In unglücklichem Kontrast zum Gepräge der Altstadt und zu der Bemühung um eine Anpassung an das Vorhandene, die in den gerade erwähnten Bauten zu erkennen ist, sowie ohne Rücksicht auf urbanistische Kriterien ist die Gedenkstätte für die lettischen „Roten Schützen“ auf dem großen Platz gebaut worden. Mit dem rekonstruierten Schwarzhäupterhaus und dem wieder aufgebauten Rathaus ist an dieser Stelle jetzt eine städtebauliche Situation entstanden, die in aller Deutlichkeit die historischen Brüche anschaulich macht, die die Stadt seit dem Zweiten Weltkrieg erlebt hat.

Ein weiteres Baudenkmal aus der sowjetischen Zeit sollte zum Schluss erwähnt werden: das Hochhaus der Akademie der Wissenschaften von 1957. Es gehört zu einer Gruppe von sehr charakteristisch gestalteten Hochhäusern, die zuerst für die Neugestaltung Moskaus nach dem Zweiten Weltkrieg entworfen wurden und dann auch in einigen Großstädten an der Peripherie des sowjetischen Imperiums errichtet wurden, z.B. in Warschau und so auch in Riga. Anders als in Warschau, wo das Hochhaus im Zentrum der Stadt steht und das Stadtbild wesentlich mitprägt, wurde es in Riga ziemlich weit ab vom Stadtzentrum, hinter dem Bahnhof und den großen Markthallen gebaut und macht dort der turmreichen Silhouette der Altstadt keine Konkurrenz.

Heute, 800 Jahre nach seiner Gründung, nach Zeiten dynamischen Wachstums, aber auch Perioden der Zerstörung und des Niedergangs, steht Riga wieder am Anfang einer wirtschaftlichen und politischen Entwicklung, die bereits deutliche Spuren im Stadtbild hinterlassen hat und mit Sicherheit weiter hinterlassen wird. Für viele alte und vor allem für fast unzählige jüngere Baudenkmäler hat die vor zehn Jahren vollzogene politische Wende die Rettung vor dem sicheren Verfall bedeutet. Die Dynamik der wirtschaftlichen Kräfte, der Appetit der Investoren und die Kapazitäten der modernen Bauindustrie stellen aber auch eine Bedrohung für die historische Stadt dar, die man nicht verkennen sollte. Hoffen wir, dass man bei der 900-Jahr-Feier der Stadt auf die Epoche der ersten nachkommunistischen Zeit ähnlich wohlwollend zurückblicken kann, wie wir auf die Ergebnisse der gewaltigen Modernisierungswelle um 1900 zurückschauen dürfen.

Vertical text or markings along the right edge of the page, possibly a page number or reference code.

Das Schulwesen in Riga im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der ersten Hälfte des Jahrhunderts

von Ruta Baltause

Die allgemeine Entwicklung des Schulwesens im 19. Jahrhundert¹

Im 19. Jahrhundert war die Geschichte des Bildungswesens und der Schule in Europa untrennbar mit der gesamten Entwicklung der Gesellschaft und des Staates verbunden. Seit der Aufklärung stand in allen europäischen Staaten die Frage nach der Rolle der Schule in der Gesellschaft im Vordergrund. Bildung wurde zu Politikum und somit das Bildungswesen zum Gegenstand der politischen Auseinandersetzungen verschiedener Kräfte in der Gesellschaft und des politisch motivierten Zugriffs des Staates.

Die Ideen des 18. Jahrhunderts wurden jetzt umgesetzt. Es wurde versucht, die vorherrschende Rolle der Kirche im Bereich des Schulwesens zu mindern und ein einheitliches Bildungssystem zu schaffen, in dem dem Staat die Schulhoheit zugewiesen wurde. Die Lehrziele und dadurch auch der Unterrichtsinhalt wurden neu bestimmt. Der Staat übernahm die Aufgaben, die vorher von bestimmten sozialen Gruppen oder Organisationen (Kirche, Gemeinden, Zünfte usw.) ausgeübt worden waren, auch im Bildungswesen. Das galt gleichfalls für Riga. Auch hier war das Bildungswesen so eng mit den politischen, sozialen und kulturellen Prozessen in der Gesellschaft verbunden, dass die Änderungen der sozialen und der politischen Situation, Prozesse wie Modernisierung, Zentralisierung und Industrialisierung einen direkten Einfluss auf das Bildungswesen ausübten.

Die Ostseeprovinzen genossen nicht all die Privilegien im Russischen Reich wie etwa Finnland und Kongresspolen, die gute 100 Jahre später in das Russische Reich einverleibt worden waren. Dennoch verfügten die Ostseeprovinzen im Russischen Reich seit 1710 über eine besondere Stellung. Diese kennzeichnete eine eigene Verwaltung (u.a. Rechtsprechung), eigene Sprache (Deutsch) und eigene Religion (evangelisch-lutherisch). Die deutschbaltischen Ritterschaften und die städtische Bürgerschaft (v.a. die Deutschbalten)

¹ Allgemein zum Thema des Beitrages vgl. die Forschungsliteratur, die im Anschluss an diesen Artikel bibliografisch aufgeführt ist.

bemühten sich mit allen Kräften, die von jedem Zaren bis auf Aleksandr III. beim Thronantritt bestätigten Privilegien zu bewahren. Jeder Versuch seitens der Regierungsmacht, einen dieser Selbstverwaltungsgebiete der Ostseeprovinzen im Sinne einer staatlichen Zentralisierung zu beschneiden, wurde als Angriff auf die vertraglich festgelegte Sonderstellung aufgefasst. Die Zentralisierungsversuche des Zaren gingen in der Tat nicht nur von dem Streben aus, den Staat und die Gesellschaft zu modernisieren, sondern wurden immer häufiger als ein Mittel der Politik gegenüber den so unterschiedlichen Teilen des Reiches und deren Nationalitäten genutzt. Zu einem der Bereiche, in denen der Kampf um Einfluss, der Kampf zwischen Zentralisierung und Dezentralisierung, zwischen Unifizierung und Heterogenität geführt wurde, wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr das Bildungswesen.

In ihrem Beharren auf Bewahrung der Privilegien waren die Ostseeprovinzen durchaus erfolgreich. Obwohl die Städte und die Ritterschaften seit Mitte des Jahrhunderts immer mehr an Einfluss in der Verwaltung einbüßten, konnte die besondere Stellung der Ostseeprovinzen bis 1918 nicht völlig beseitigt werden. So vermochten z.B. nur die Ostseeprovinzen und Finnland, bei der Kodifikation der Gesetze in den 40er und 60er Jahren des Jahrhunderts ihre eigenen Provinzialrechte beizubehalten. Eine Beteiligung der Deutschbalten an der Verwaltung als auch die Aufrechterhaltung von Institutionen wie Landtag, Landrat und Landmarschall gelang auch nach dem Zusammenbruch des Russischen Imperiums bis 1920 in Lettland bzw. bis 1919 in Estland.

Im Bildungswesen setzte der entscheidende Schlag in den 1880er Jahren ein, als eine rapide Russifizierung des Verwaltungs- und Bildungswesens begann. Gleichwohl zogen sich die Deutschbalten auch nach diesem Eingriff weder auf dem Lande noch in den Städten aus der Verwaltung des Schulwesens vollkommen zurück.

Die Entwicklung des Bildungswesens in Riga und in den anderen Städten der Ostseeprovinzen unterschied sich zu der in den ländlichen Gebieten. Dort lebten im 19. Jahrhundert die meisten Einwohner, und trotzdem wurde hier nur elementare Ausbildung in drei Stufen angeboten: Hausunterricht, einjährige Gemeindeschule (in Livland seit 1730 Pflichtunterricht) und zweijährige Parochialschule. Eine weitere Ausbildung war nur in dem 1839 gegründeten Lehrerseminar (in Wolmar/Valmiera, 1849 verlegt nach Walk/Valka, 1890 Tätigkeit des Seminars eingestellt) oder in den städtischen Schulen möglich. In Livland und Kurland erwarben Kinder wohlhabender Eltern ab den

1870er Jahren auch gymnasiale Bildung an privaten Schulen oder Pensionen.

Die Schüler in den ländlichen Volksschulen waren vor allem lettische Bauernkinder, die Unterrichtssprache war Lettisch. Die Finanzierung der Schulen lief bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft 1817 in Kurland bzw. 1819 in Livland über die Ritterschaften, später über die Gemeinden. Die Verwaltung des Schulwesens lag in den Händen der Ritterschaften und der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit (Kirchspielschulverwaltungen, Kreislandschulbehörden und Oberlandschulbehörden).

Die höheren Schulen befanden sich in den Städten (Riga, Mitau/Jelgava, Libau/Liepāja, Lemsal/Limbaži, Wenden/Cēsis, Wolmar/Valmiera, Walk/Valka u.a.) und unterlagen nicht der Verwaltung der Ritterschaften, sondern den städtischen und staatlichen Institutionen. Die Unterrichtssprache in den städtischen Schulen war in der Regel Deutsch. Auch die Problematik der sozialen Verhältnisse in den Städten war sehr unterschiedlich zu der auf dem Land. Aus diesem Grund wird im Folgenden die Darstellung der Schulgeschichte auf Riga eingengt.

Das Schulwesen am Anfang des 19. Jahrhunderts

Obwohl das Russische Reich sich schon 1710 Riga einverleibt hatte, ist in allen Verwaltungsbereichen – auch auf dem Gebiet des Bildungswesens – in Riga wie in den drei Ostseeprovinzen (Livland, Kurland, Estland) eine von Russland unterschiedliche Entwicklung zu beobachten. Dort war das Verwaltungssystem geteilt. Die spezialisierten Fachschulen wurden den zuständigen staatlichen Ressorts untergeordnet – eingeführt durch Peter den Großen. Für das allgemeine Volksschulwesen war das Ministerium für Volksaufklärung zuständig – nach dem Vorbild Österreichs, eingeführt durch Katharina II. In Riga herrschten dagegen noch im 18. Jahrhundert lateinische Traditionen. Es bestand ein zweistufiges Bildungswesen neben der Universität, die Elementarschule im Primarschulbereich und das Gymnasium im Sekundarschulwesen. Zwischen den einzelnen Schulen bestand keine juristische oder administrative Bindung. Alle öffentlichen Schulen unterlagen in jeder Hinsicht (z.B. Personalfragen, Überprüfung von Lehrern u.a.) dem *Collegium Scholarchale* (gegründet 1693). Für die Verwaltung der privaten Schulen und der Schulen wohlthätiger Ein-

richtungen waren die Leitung der jeweiligen Schule bzw. die Vormünder zuständig.

Eine gymnasiale Bildung konnten die Schüler in Riga im Lyzeum und in der Domschule erhalten. Die jungen Leute, die studieren wollten, gingen nach dem Abschluss meist an die Universitäten in den deutschen Ländern.

Während Peter I. keinen Einfluss auf das Bildungswesen in Riga hinterließ, verursachten die Reformen von Katharina II. auch in Riga kurz- und langfristige Veränderungen im Bildungswesen.

Die Versuche Katharinas II., nach dem Muster der Schulreform von Felbiger in Österreich im Bereich des Primarschulwesens ein einheitliches Volksschulwesen zu schaffen und allgemeine Schulpflicht einzuführen, scheiterten. Trotzdem blieben Neuerungen wie beispielsweise das dreistufige Schulsystem als Vorstufe der Universität („Kleine Schule“, Hauptschule, Gymnasium), die hierarchische Verwaltung der Schulen wie auch die Bildungsvoraussetzungen der Lehrer nach den Reformen Aleksandrs I. bestehen.

Im Unterschied zu Russland, wo die Trennung von Schule und Kirche schon 1786 unter Katharina II. stattgefunden hatte, war die evangelisch-lutherische Geistlichkeit in Riga im großen Maße an der Verwaltung und Bestimmung der Unterrichtsinhalte beteiligt. Das *Collegium Scholarchale* bildeten die Vertreter des Rates und der evangelisch-lutherischen Kirche. Die Leiter der angesehensten öffentlichen und privaten Lehranstalten in Riga waren häufig evangelisch-lutherische Pfarrer.

Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts musste Riga nur einmal den Einfluss staatlicher Institutionen Russlands auf das Bildungswesen spüren. Auf Anordnung von Katharina II. sollte in den Zentren der 14 Gouvernements jeweils eine Hauptschule eröffnet werden. Im Rahmen dieser Reform wurde in Riga 1789 das Catarinäum eröffnet.

Die Neuerungen der Kaiserin scheiterten wegen Geldmangels und fehlender Unterstützung. So blieb das Catarinäum für 50 Jahre die einzige öffentliche Schule in Riga mit russischer Unterrichtssprache.

Erst mit den administrativen Reformen, die während der Regierung Aleksandrs I. durchgeführt wurden, musste die unabhängige Verwaltung auch in der Bildungspolitik ihre Positionen in Riga aufgeben.

Die Reform des Schulwesens Anfang des 19. Jahrhunderts

In Folge der napoleonischen Kriege, die Europa zu Beginn des 19. Jahrhunderts prägten, setzten in der Verwaltung Reformen ein und traten Änderungen im Bewusstsein der Gesellschaft zu Tage. In Österreich und in Preußen wurde im Rahmen der allgemeinen staatlichen Neuerungen auch die Verwaltung des Bildungswesens mit dem Ziel umstrukturiert, die Bildung des Volkes zu verbessern, eine Vereinheitlichung der Verwaltung sowie einen größeren Einfluss des Staates auf das Bildungswesen zu erreichen.

In Russland gerieten ebenfalls Verwaltungsreformen auf die Tagesordnung. Allmählich, infolge mehrerer Gesetze und Verordnungen Aleksandrs I., wurden von 1802 bis 1805 die notwendigen gesetzlichen Voraussetzungen für die Einbindung aller Schulen (inklusive der privaten Schulen) in ein einheitliches staatliches Verwaltungssystem sowie Möglichkeiten der staatlichen Aufsicht und des direkten Einflusses des Staates auf den Lehrplan geschaffen.

Einen der wichtigsten Schritte, der das Bildungswesen in den Ostseeprovinzen direkt beeinflusste, stellte das Manifest des Zaren vom 8. September 1802 über die Gründung der Ministerien dar. Als eines der acht neu geschaffenen Ministerien war auch das Ministerium für Volksaufklärung gegründet worden. Durch weitere Reformen wurden alle Schulen unter Beibehaltung der Grundprinzipien der Bildungsreformen unter Katharina II. in drei Stufen eingeteilt:

- Elementarschule (in den Städten deutsche Elementarschulen, in den ländlichen Gebieten lettische Gemeindeschulen und Parochialschulen),
- Kreisschule,
- Gymnasium (als Vorbereitung auf die Universität).

Gemäß den Verordnungen des Zaren mussten in jedem Lehrbezirk eine Universität, in jedem Gouvernement eine Gouvernementsschule (Gymnasium) bzw. in jedem Kreis eine Kreisschule und in jeder Gemeinde eine Gemeindeschule (in den Städten Elementarschulen) eingerichtet werden. Entsprechend den drei Stufen musste auch die Schulverwaltung in drei hierarchischen Stufen organisiert werden.

Nach der Reform waren alle Elementarschulen (inklusive der Privatschulen) eines Kreises dem Inspektor der Kreisschule untergeordnet. Die Inspektoren der Kreisschulen als Kreisschuldirektoren unterstanden dem Direktor des Gouvernement-Gymnasiums. Die Gymnasien und alle Gouvernementsschul-Direktoren des gesamten Lehrbezirks standen unter der Aufsicht der Schulkommission der Universitäten.

Außerdem wurde das Amt des Kurators des Lehrbezirks eingeführt. Seiner Aufsicht wurden alle Schulen seines Lehrbezirks unterstellt. Der Kurator war Mitglied der Hauptkommission der auszubildenden Institutionen des Russischen Reiches und damit direkt dem Minister für Volksaufklärung verantwortlich. Der Minister für Volksaufklärung war gleichzeitig der Leiter der Hauptkommission der Schulen und für alle Schulen seines Ressorts dem Zaren direkt verantwortlich.

Es wurden sechs Lehrbezirke gegründet: St. Petersburg, Moskau, Dorpat, Wilna, Kazan' und Char'kov. Für die anderen Regionen des Russischen Reiches (Kaukasus, Bessarabien u.a.) galten Sonderbestimmungen. Aufgrund der liberalen Verhältnisse zu Beginn des Jahrhunderts wurden die örtlichen Verwaltungsstrukturen des Bildungswesens in den neuerlich ins Reich einverleibten Gebieten Finnland (1809) und Kongresspolen (1815) nicht verändert. Diese Regionen waren in Bezug auf das Bildungswesen von anderen Teilen des Reiches fast völlig isoliert, die Verwaltung des Bildungswesens unterlag nicht der Kompetenz des Ministeriums für Volksaufklärung.

Die Reformen waren der erste erfolgreiche Versuch, Ansätze für ein einheitliches Schul- und Schulverwaltungssystem im ganzen Russischen Reich zu schaffen, ein für das gesamte Bildungswesen verantwortliches Ministerium zu bilden und einen entsprechenden Verwaltungsapparat zu entwickeln.

Der direkte Einfluss des Staates reichte bis zur Auswahl der Lehrinhalte. Diesem Zweck diente die staatliche Schulverwaltung. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verlängerte sich der staatliche Einfluss bei den Prüfungsbedingungen und bei der Angleichung des Lehreramtes an das System des Beamtentums im Russischen Reich.

Im Großen und Ganzen wurde dieses System das 19. Jahrhundert hindurch aufrechterhalten. Wesentliche Änderungen wurden erst infolge der Reformen seit Mitte der 1880er Jahre unternommen.

Somit wurden in Russland relativ früh und ohne große Widerstände die Reformen des Bildungswesens durchgeführt, die sich in vielen Ländern Europas nur mühsam und langsam durchsetzen konnten (Trennung von Schule und Kirche, Erhöhung der Rolle von Realien im Unterricht, Beteiligung der Lehrer an der Verwaltung des Schulwesens, Möglichkeit auch für niedrigere soziale Schichten, zu Bildung zu gelangen). Doch wurde in der Praxis vieles entweder nicht umgesetzt oder im Laufe der Zeit rückgängig gemacht.

Schon seit Mitte des 18. Jahrhunderts war die Trennung von Schule und der Kirche (mit Ausnahme des Religionsunterrichts) formuliert worden. Gleichzeitig hatten im Russischen Reich zwei Behörden, das

Ministerium für Volksaufklärung und das Departement für Geistliche Angelegenheiten, für die Zeit zwischen 1817 und 1832 unter der Leitung ein und derselben Person gestanden. In Riga konnten Vertreter der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit ihren Einfluss auf das Bildungswesen über das *Collegium Scholarchale*, über leitende Ämter in der Schulverwaltung (zum Beispiel die Gouvernamentsschul-Direktoren Dr. Albanus und C.E. Napiersky), den Religionsunterricht und über die Leitung angesehener Privatschulen weiterhin bewahren.

Die Bestimmungen, die den Vertretern niedrigerer sozialer Schichten den Zugang zu höherer Bildung ermöglichen sollten, wurden in Russland sehr früh, seit 1819, immer stärker gedrosselt.

Nikolaj I. (1825–1855) war ein Befürworter der „realen Ausbildung“ (die „neuen Sprachen“ wie Französisch und Englisch sowie die Naturwissenschaften). Einer der bekanntesten Volksaufklärungsminister, Sergei Uvarov (1833–1848), der eine klassische Ausbildung (Altgriechisch, Latein etc.) bevorzugte, musste diesen Forderungen nachgeben. So gewann Mitte des 19. Jahrhunderts der Bezug zum tatsächlichen Berufsleben in den Schulen immer mehr an Bedeutung.

Der Lehrbezirk der Universität Dorpat

Die Deutschbalten fassten die Reformen als einen Angriff auf die besondere Stellung der Ostseeprovinzen im Reich und auf ihre administrativen Rechte innerhalb desselben auf. So versuchten sie die Reformen von den Ostseeprovinzen abzuwenden. Nachdem dies misslang, kämpften sie für eine besondere, nur auf die Ostseeprovinzen bezogene Schulverordnung, die ihnen die Zuständigkeit über die gesamte Schulverwaltung gewähren sollte. Die Livländische, Kurländische und Estländische Ritterschaft hatte zu Beginn des Jahrhunderts erreicht, dass die Landschulen (die Gemeindeschulen und Parochialschulen) nicht unter die Verwaltung des Volksaufklärungsministeriums fielen und so bis Ende der 80er Jahre unabhängig von den zentralen Behörden blieben.

Die Städte bemühten sich vergeblich und wurden im Laufe der Jahre zunehmend in das Volksbildungssystem des Russischen Reiches einbezogen. Auch der Versuch Rigas, die Einrichtung eines einzelnen Lehrbezirkes mit einem eigenen Kurator zu erreichen, schlug fehl.

Zum Bildungszentrum für alle drei Ostseeprovinzen wurde die 1802 wieder eröffnete Universität Dorpat (Tartu). Alle Schulen, inklusive

der privaten Schulen, wurden unter Aufsicht der Schulkommission an der Universität und dem Kurator des Lehrbezirkes Dorpat gestellt.

Trotz der Einbeziehung in das allgemeine Schulverwaltungssystem des Reiches konnte sichergestellt werden, dass der Dorpater Lehrbezirk ähnlich dem Lehrbezirk der Universität Wilna (Vilnius) einen besonderen Status gegenüber den Gouvernements im Inneren des Russischen Reiches behalten konnte. Letztere umfasste bis zu ihrer Aufhebung und Verlegung nach Kiev nach dem polnischen Aufstand von 1831 auch die nach der dritten Teilung Polens 1795 Russland einverleibten polnischen Gebiete, u.a. auch Lettgallen. Erst die Bildungsreformen nach 1883 hoben dies auf. So wurde an der Universität Wilna als Unterrichtssprache Polnisch bzw. an der Dorpater Universität Deutsch aufrechterhalten.

Durch die „Verordnung über die Schulen im Dorpater Lehrbezirk“ wurde 1804 die Geltung der Bildungsprinzipien im Russischen Reich auch auf die Ostseeprovinzen ausgedehnt und die Unterstellung aller Schulen im Dorpater Lehrbezirk unter die Dorpater Universität verordnet. Alle für den Dorpater Lehrbezirk wichtigen Verordnungen und Schulstatuten wurden entweder von oder in enger Abstimmung mit deutschen Professoren der Universität (Georg Parrot, Karl Morgenstern u.a.) ausgearbeitet und verabschiedet. Die Lehrpläne und Lehrbücher für den Dorpater Lehrbezirk stammten ebenso von den deutschen Professoren.

Um den Verlust des Einflusses auf das Schulwesen zu vermeiden, nutzte die Stadt Riga ein probates Mittel, nämlich die Finanzierung der Schulen. So wurde im gesamten Lehrbezirk der Universität Dorpat auf allen Ebenen eine doppelte Schulverwaltung ausgeübt. Unter die Kompetenz des Ministeriums für Volksaufklärung fiel die Aufsicht der Unterrichtsinhalte, für alle ökonomischen Fragen wiederum waren die Institutionen zuständig, die die Schulen finanzierten. (Bei einigen Schulen konnte das auch der Staat sein.) Auch die Lösungen für auftretende Konflikte wurden in zwei Ministerien gesucht: über den Kurator des Lehrbezirks im Ministerium der Volksaufklärung bzw. über den Generalgouverneur der Ostseeprovinzen im Innenministerium des Russischen Reiches. In anderen Lehrbezirken wurden die Gemeindeschulen (Elementarschulen) von der Gemeinde sowie die Kreisschulen und Gymnasien vom Staat finanziert; sie unterlagen in jeder Hinsicht der Aufsicht des Staates.²

² Schul-Statut für den Lehrbezirk der Kaiserlichen Universität Dorpat. Dorpat 1820, Art. 143.

Russifizierungsversuche des Bildungswesens

Der russische Historiker Djakin vertritt bei der Analyse der nationalen Politik des Zarismus im 19. Jahrhundert die Meinung, dass die Einverleibung Finnlands und des Königreiches Polen wie auch Georgiens in das Russische Reich am Anfang des 19. Jahrhunderts qualitative Veränderungen in der nationalen Politik Russlands verursacht habe. Dadurch seien ins Russische Reich Länder mit Staats- und Verwaltungstraditionen eingegliedert worden, in denen Völker mit einer hoch entwickelten Kultur lebten. Das habe die Notwendigkeit geschaffen, eine staatliche Ideologie zu entwickeln und Methoden für die Konsolidierung der so unterschiedlichen Regionen in einem Reich zu erarbeiten. Als Grundmethode sei, so Djakin, eine allmähliche Einführung der russischen Sprache als Staatssprache auf allen Verwaltungs- und Gerichtsebenen wie auch in den öffentlichen Schulen, zunächst in den höheren Schulen und in den Universitäten, angewendet worden. Zusätzlich seien auch Maßnahmen zur Vereinheitlichung der einzelnen Religionen mit der griechisch-orthodoxen Religion durchgeführt worden.³

Die Geschichte des Bildungswesens in Riga bestätigt diese Theorie. Ab 1832 ist hier eine kontinuierliche Russifizierungspolitik zu beobachten, die in engem Zusammenhang mit der gesamten Entwicklung der politischen Situation im Russischen Reich stand. Das Bestreben, die Ostseeprovinzen über die Einführung der russischen Sprache anzugleichen, ging über Jahre von bestimmten Kreisen der höheren Verwaltung des Reiches aus. Diese Ambitionen erhielten zeitweilig die Unterstützung der Zaren Nikolaj I. und Aleksandr II., besonders nach den polnischen Aufständen 1831 und 1863. Ein Rückgang der Förderung ist dagegen in den Zeiten zu beobachten, in denen konservative Werte als stabilisierende Faktoren in der Politik angesehen wurden (nach den Ereignissen von 1848 in Europa und nach dem Krimkrieg 1853–1856).

Wenn man die Bildungsgeschichte in Riga mit der des Wilnaer Lehrbezirkes vergleicht, lassen sich viele Gemeinsamkeiten in der Politik des Russischen Reiches feststellen. In den Ostseeprovinzen wurden ähnliche Maßnahmen zur Förderung der russischen Sprache und zur Erhöhung des Einflusses des Ministeriums für Volksaufklärung durchgeführt wie in den ehemaligen Teilen Polens nach dem Auf-

³ V.A. Djakin, *Nacional'nyj vopros vo vnutrennej politike carizma (XIX v.)* (Die nationale Frage in der Innenpolitik des Zarismus [19. Jahrhundert]), in: *Voprosy istorii* (Fragen der Geschichte). Moskva 1995, S. 133.

stand von 1831. Im Königreich Polen wurden diese Maßnahmen später massiv in den 1860er Jahren umgesetzt. Erreicht wurde dies in Polen wie auch in den Städten Livlands und Kurlands durch massiven Druck bei der Verbreitung und Nutzung der russischen Sprache und beim Austausch der Vertreter der einheimischen Gesellschaft durch russische Beamte in der Verwaltung.

Formuliert wurde diese Politik in einem geheimen Bericht des Ministers an den Zaren von 1838. In diesem Bericht sollen Ziel und Methoden des Ministeriums für Volksaufklärung in den Ostseeprovinzen formuliert worden sein: die entschlossene Angleichung der Universität Dorpat an die anderen Universitäten des Reiches, um die russische Sprache im Unterricht und in der Verwaltung zu nutzen. Um an dieses Ziel zu gelangen, sollte Russisch zunächst in den Gymnasien und in den Kreisschulen eingeführt werden, erst danach in den Universitäten. Als zusätzliche Maßnahme wurde empfohlen, die vakanten Arbeitsplätze der Lehrer, ihrer Helfer und Schulinspektoren mit vorwiegend russischen Beamten zu belegen.

1836 wurde die Schulkommission an der Universität Dorpat aufgelöst. Der bisherige Kurator des Lehrbezirkes wurde ausgetauscht. Für die Universität Dorpat galt fortan der Artikel der allgemeinen Bestimmung der russischen Universitäten. Demzufolge berief der Minister für Volksaufklärung die Professoren ungeachtet des Vorschlages der Universität. Damit wurde ein Privileg der deutschbaltischen Ritterschaften beschränkt, das sie aufgrund ihrer Finanzierung der Universität erreicht hatten.

1848 wurde das Fach Russisch in den Lehrplänen aller Elementarschulen im Dorpater Lehrbezirk eingeführt. In den Schulen der Sekundarstufe stand Russisch schon seit Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Lehrplan.

1850 wurde Russisch zur obligatorischen Sprache für die amtliche Korrespondenz. Infolge der Revolution von 1848 und des allgemeinen Stimmungsumschwunges im Russischen Reich aufgrund des Krimkriegs legte Nikolaj I. Wert auf die Beibehaltung der bestehenden Verhältnisse in den Ostseeprovinzen, so dass man die Politik des massiven Druckes auf die Einführung und Nutzung der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen erheblich einschränkte.

Die Ergebnisse der Angleichungs- und Russifizierungspolitik waren in Riga bis in die 80er Jahre wenig sichtbar. Jede Maßnahme in diese Richtung stieß auf heftigen Widerstand des Bürgertums in Riga und der Deutschbalten in den Ostseeprovinzen insgesamt. In den 60er Jahren sahen Reformgegner in jeder Maßnahme, die der Förderung

der russischen Sprache diene, einen Russifizierungsversuch. Es wurden alle zur Verfügung stehenden Mittel der Deutschbalten auf höchster Ebene der Reichsverwaltung genutzt, um die deutsche Schule und die deutsche Verwaltung in den Ostseeprovinzen beizubehalten. Bis in die 80er Jahre gelang dies auch.

1858 beschloss Aleksandr II., die Einführung von Russisch als Amtssprache in den Ostseeprovinzen auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Im Bildungswesen wurde die offizielle Korrespondenz in Russisch erst 1868 angeordnet, aber nicht eingeführt.

Die Entwicklung in den 80er Jahren zeigt, dass die einzelnen Angleichungsversuche der Ostseeprovinzen an die Verhältnisse des Reiches nur deswegen nicht gelungen waren, weil sie nicht konsequent genug umgesetzt wurden und weil die Politik keine stringente Unterstützung vom Zaren erhalten hatte. Innerhalb von fünf Jahren (1882/83–1888) konnte das erreicht werden, was in den vorangegangenen 50 Jahren misslungen war.

1887 wurde eine zusätzliche Verordnung für die Übernahme der Verwaltung der evangelisch-lutherischen und griechisch-orthodoxen Schulen in den Ostseeprovinzen durch die Institutionen des Ministeriums für Volksaufklärung verabschiedet. 1887 bzw. 1889 folgte eine Verordnung, die Russisch als alleinige Amtssprache einführt sowie die stufenweise Umstellung sämtlicher Schulen auf die russische Unterrichtssprache verordnete. Deutsch als Lehrfach wurde zu einem Wahlfach. Alle Bemühungen der Deutschbalten, Deutsch als Unterrichtssprache in privaten Schulen beibehalten zu dürfen, blieben erfolglos. Erst nach 1905 wurde diese Politik etwas gelockert, private Schulen mit anderen Unterrichtssprachen wurden wieder zugelassen.

Die Entwicklung des Schulwesens in Riga

Die Verwaltung des Schulwesens in Riga

Während die ländlichen Schulen das ganze 19. Jahrhundert lang unter Kontrolle und Verwaltung der Ritterschaft und der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit blieben, mussten sich die größeren Städte Anfang des Jahrhunderts auf das neue Schulsystem einstellen. In jedem Gouvernement wurde eine Gouvernementsschule (Gymnasium) und in jedem Kreis eine Kreisschule eingerichtet.

Vor der Reform von 1802–1804 waren in Riga zwei Lehranstalten als Gymnasien (das während der schwedischen Zeit gegründete Lyzeum

und die Domschule), eine Hauptschule (das von Katharina II. gegründete Catarinäum), eine Navigationsschule und zwölf öffentliche Elementarschulen sowie mehrere Privatschulen und Schulen wohltätiger Einrichtungen vorhanden. Da nur ein Gymnasium pro Gouvernement vorgesehen war, mussten zwei der drei höheren Schulen in Riga zu Kreisschulen umgewandelt werden. Das Catarinäum kämpfte vergeblich um den Status eines Gouvernement-Gymnasiums. Über den Fortbestand der traditionsreichen Domschule waren die Rigaer uneinig. Sie fürchteten den Verlust des städtischen Einflusses in der Domschule. So wurden die Domschule, die Navigationsschule und das Catarinäum in Kreisschulen umgewandelt, zum Gouvernement-Gymnasium wurde das Lyzeum erhoben.

1806–1820 standen alle Elementarschulen in Riga (inklusive Privatschulen) unter Aufsicht eines Kreisschul-Direktors (Livland war in sieben Schulkreise eingeteilt). 1820 wurde das Amt eines Kreisschuldirektors abgeschafft, stattdessen wurden ein Schuldirektorat und ein Amt des Rigaschen (Livländischen) Gouvernement-Schuldirektors in Riga geschaffen. Alle Schulen in Riga und im lettischsprachigen Teil Livlands, mit Ausnahme der Kirchenschulen und der ländlichen Parochial- und Gemeindeschulen, standen unter direkter Aufsicht des Direktors des Gouvernement-Gymnasiums (Direktor des Lyzeums), dem ein Gehilfe unterstellt war.

Der Gouvernement-Schuldirektor war direkt dem Schulkollegium an der Universität Dorpat, ab 1836 dem Kurator des Dorpater Lehrbezirks untergeordnet. Er wurde vom Minister für Volksaufklärung des Russischen Reiches auf Vorschlag des Kurators des Lehrbezirkes berufen.

1860 konnte die Stadt ihre Position in der Schulverwaltung stärken. Bei der Reorganisation der Domschule (erste Kreisschule) zum Realgymnasium wurde der Direktor der Domschule offiziell beauftragt, die Aufsicht über alle von der Stadt finanzierten Schulen auszuüben. Dem städtischen *Collegium Scholarchale* blieb die Zuständigkeit für alle ökonomischen Fragen (Bau neuer Schulen, Verwaltung von Finanzen der Schulen u.a.) erhalten. An das *Collegium* ging zudem das Initiativrecht für die Belegung der Lehrerstellen. Die Empfehlung des *Collegium Scholarchale* war jedoch für den Schuldirektor des Gouvernements Riga und für den Kurator des Lehrbezirks nicht bindend. Das zeigte sich dann, wenn sich auf eine freie Lehrstelle ein Absolvent des Dorpater Lehrerseminars (gegründet 1820) bewarb.

Lehrziele und Curriculum

Eines der wichtigsten Schulstatuten im 19. Jahrhundert für Riga bildete das 1820 verabschiedete Schulstatut für den Lehrbezirk der Kaiserlichen Universität Dorpat. Dieses Statut regelte das gesamte Schulwesen im Dorpater Lehrbezirk, formulierte Stufen und Aufgaben des Unterrichts, koordinierte die Finanzierung aller Schulen und legte den Inhalt des Unterrichtes fest. Die beigelegten Musterlehrpläne sicherten einen einheitlichen Unterricht in allen Schulen des Lehrbezirks. Abgesehen von kleinen Änderungen blieb dieses Statut über 60 Jahre lang in Kraft und wurde erst durch die neuen Gesetze im Rahmen der Reformen der 80er Jahre ersetzt.

Laut Schulstatut von 1820 wurden erneut drei Stufen der Bildung festgelegt – Elementarschule, Kreisschule, Gymnasium. Jede Stufe bereitete den Schüler auf die nächst höhere vor. Gleichzeitig sollten die notwendigen Kenntnisse für einen qualifizierten Abschluss in der jeweiligen Stufe vermittelt werden. Der größte Wert im Unterricht wurde in allen Stufen auf Moral und Religion gelegt.

Die Elementarschule wandte sich an diejenigen, die ihr tägliches Brot durch schwere körperliche Arbeit erwerben würden.

Die Kreisschule widmete sich dagegen denjenigen, die einen technischen Industriezweig oder ein Gewerbe gewählt hatten. Die Lernmethoden sollten dem praktischen Ziel des Unterrichts entsprechen, ohne in Gelehrsamkeit überzugehen, was dem zukünftigen Arbeitnehmer bei Ausübung des Berufes nur schädlich sein könnte. Ziel des Unterrichtes war, gesundes Denken und Verstand zu vermitteln.

Das Gymnasium war vorgesehen für diejenigen, „die sich einer wissenschaftlichen Tätigkeit für den Dienst des Staates oder des Publikums widmen“⁴ wollten (Gymnasium als Vorbereitung für die Universität). Die Lehrmethoden mussten wissenschaftlich und auf ein selbstständiges Studium ausgerichtet sein.

Auf diese Weise formulierte man für jede soziale Schicht in der Gesellschaft andere Ziele und Methoden der Bildung. Stärker als zuvor wurden Grenzen des Bildungserwerbs abhängig von dem zukünftigen Beruf gemacht. Gleichzeitig wurde anerkannt, dass „verschiedene Gattungen der Schulanstalten nicht irgendeiner Klasse von Staatsbürgern ausschließlich angehören sollen, sondern jeder soll das Recht haben, seine Ausbildung so weit fortzusetzen, als die äußeren Umstände jedes Einzelnen es erlauben. Denn die unterschiedlichen

⁴ Schul-Statut (wie Anm. 2), Art. 2.

sozialen Schichten in der Gesellschaft sind nicht durch ein Gesetz festgelegt, sondern entweder von den Leuten selbst gewählt oder durch Umstände bestimmt“.⁵ Deshalb durfte „nichts weiter gefordert werden, als die zu jeder Schulgattung notwendigen Vorbereitungs-Kenntnisse und eine sittliche Führung“.⁶

Ein sozialer Aufstieg mit Hilfe der Bildung war durchaus möglich. Das Schulstatut sah zehn Stipendien im Gymnasium für mittellose, aber talentierte Schüler vor, die vorwiegend den Söhnen ärmerer Einwohner vorbehalten waren, die nicht am Ort wohnten, in dem sich das Gymnasium befand.

Obwohl für Kreisschulen keine staatlichen Stipendien vorgesehen waren, lernten z.B. in der Domschule viele Freischüler. Die Zahl der Freischüler in den von der Stadt finanzierten Schulen (Domschule und öffentliche Elementarschulen) wurde vom *Collegium Scholarchale* bestimmt; so durfte der Anteil der Freischüler in der Domschule ein Drittel erreichen.⁷ 1853 wurde auch an der Domschule auf Basis einer Spende des Händlers Daniel Kleeberg ein Stipendium gegründet, das während des ganzen 19. Jahrhunderts an mittellose, aber tüchtige Schüler erteilt wurde.

Auch Bauernkinder konnten höhere Bildung erwerben. Solange noch die Freizügigkeitsbeschränkungen für Bauern in Kraft waren, mussten die Schüler allerdings noch einen Ausweis des Gemeindepfarrers und eine Erlaubnis der Gutsverwaltung oder des Gemeindevorstehers vorweisen.

Nach der liberalen Stimmung, die Anfang des Jahrhunderts im Russischen Reich die Reformen prägte, kehrte seit 1819 die konservative Politik zurück. Es wurden drastische Maßnahmen getroffen, um den Zugang nichtadliger Einwohner zur höheren Bildung zu beschränken (kostenloser Unterricht wurde abgeschafft, das jeweilige Bildungsniveau wurde für jede soziale Schicht streng festgelegt: die Gemeindeschule für Bauern, die Kreisschule für Handwerker und Handelsleute, das Gymnasium für Adlige und höhere Beamte).

Riga blieb noch bis zum Ende der 50er Jahre von dieser Stimmung im Großen und Ganzen verschont. Denn die Rigaer waren nicht an einer Begrenzung auf ein bestimmtes Bildungsniveau der einzelnen sozialen Schichten interessiert, das auch sie treffen konnte. Die in den

⁵ Ebenda, Art. 3.

⁶ Ebenda.

⁷ A. Möller, Geschichte der Domschule in Riga während der Jahre 1804 bis 1842. Zweiter und dritter Abschnitt. Die Jahre 1820–1842: Einladungs-Schrift zum Examen der Anstalt am 19. Junius 1842. Riga 1842, S. 10.

anderen Teilen des Russischen Reiches durchgeführten Maßnahmen konnten infolge der besonderen Stellung der Ostseeprovinzen, aufgrund der doppelten Schulverwaltung und des Einflusses der Deutschbalten in der Verwaltung des Reiches nicht zum Abschluss gebracht werden. Die neuen Verordnungen und Lehrpläne galten nicht für den Dorpater Lehrbezirk.

Erst 1856 erreichte Riga eine Verordnung des Kurators des Dorpater Lehrbezirks, bei der Aufnahme der Schüler in die Gymnasien sei den Vertretern der steuerfreien Stände Vorrang zu geben. Für die meisten Einwohner Rigas stellte das einen Rückschlag dar, denn der Großteil der Bürger war steuerpflichtig.

Da das einzige Gymnasium in der Stadt überfüllt war, erschwerte es die neue Verordnung den Bürgern, ihren Kindern eine Gymnasialbildung angedeihen zu lassen. Als Riga durchgesetzt hatte, die Domschule wieder als Gymnasium reorganisieren zu dürfen, waren ausgerechnet beide Gilden (die Kaufleute und die Handwerker) gegen die Umwandlung der Domschule zum Realgymnasium, denn das Realgymnasium würde nicht der Vorbereitung auf die Universität dienen und somit keine Möglichkeit des sozialen Aufstiegs für die Bürgersöhne bieten. Da Riga eines weiteren Gymnasiums bedurfte, wurde die Domschule 1860 zu einem Realgymnasium umstrukturiert und fungierte als Vorbereitung für das 1862 neu gegründete Polytechnikum. 1872 wurde die Domschule wieder zu einem klassischen Gymnasium mit zusätzlichen Klassen für Realwissenschaften umgewandelt.

Die Schulpflicht

Einen ersten Versuch, die Schulpflicht in Riga einzuführen, stellt ein Beschluss des Rigaschen Rates von 1681 dar, in dem allen Eltern in den Vorstädten und im patrimonialen Gebiet der Stadt dringend empfohlen wurde, die Kinder ab sechs Jahren in die öffentlichen Schulen zu schicken, bis sie Lesen, Schreiben und Grundlagen des Katechismus erlernt hätten. Unabhängig davon, ob ein Kind die Schule besuchte oder nicht, mussten alle Eltern ein relativ niedriges Schulgeld bezahlen. Für Kinder völlig mittelloser Eltern wurde Unterricht, Papier und Schulbücher kostenfrei gestellt.

Im 19. Jahrhundert war die Schulpflicht in Riga gesetzlich nicht festgelegt, bestand jedoch *de facto*. Für die Kinder evangelisch-lutherischer Konfession war ein Minimum an Bildung vor der Konfirma-

tion im Gesetz über die evangelisch-lutherische Kirche im Russischen Reich von 1832 bestimmt worden. Nach diesem Gesetz musste jeder Konfirmand lesen können und sich in den Grundthemen des evangelisch-lutherischen Glaubens auskennen. Normalerweise fand vor der Konfirmation ein dreimonatiger Vorkonfirmandenunterricht statt.

Infolge der Bemühungen der evangelisch-lutherischen Kirche wurde in Riga eine zusätzliche Forderung erreicht. Der Rat hatte am 12. Mai 1843 eine Verordnung im „Rigaschen Anzeiger“ veröffentlicht, wonach alle nichtkonfirmierten Handwerker- oder kaufmännischen Lehrlinge und Dienstleute nach dem Eintritt in die Stadt zu einem Pfarrer kommen und einen Schein über ihren Schulbesuch vorweisen müssten. Diejenigen, die keine Schule besucht hatten, sollten entweder die Martin Luther-Sonntagsschule oder eine „normale“ Schule (offensichtlich war damit eine öffentliche Schule gemeint) besuchen. Für die Einhaltung dieser Bestimmung waren die Pfarrer und Handwerksmeister zuständig. Allerdings war diese Verordnung in Riga sehr schwer umsetzbar, da die Meister ihre Lehrlinge und die Hausherren ihre Diener nur ungern zur Schule schickten. Die Polizei durfte die Verwirklichung dieser Verordnung nur mit Hilfe „höflicher“ Mittel fördern.⁸

Durch Beschluss des Heiligen Synods von 1845 musste bei jeder griechisch-orthodoxen Kirche eine Schule errichtet werden. In der vom Zaren erlassenen „Verordnung der griechisch-orthodoxen ländlichen Schulen in den Ostseegouvernements“ von 1850 wurde Schulpflicht jedes griechisch-orthodoxen Kindes ab dem Alter von zehn Jahren festgelegt, wobei auch Hausunterricht anerkannt wurde.

Durch eine Verordnung des Innenministers vom 11. Juni 1857 über die Gründung einer russischen Elementarschule in Riga wurde festgelegt, dass alle Kinder russischer Abstammung diese neu gegründete Schule zu besuchen hatten. Eltern, die ihr Kind auf eine andere Schule schicken oder privat unterrichten lassen wollten, konnten dies dennoch tun. In diesen Fällen musste aber eine schriftliche Erklärung abgegeben werden. Für die Kontrolle der Schulpflicht waren die Polizei und der Ehrenkurator zuständig.

⁸ Latvijas Vēsture Valsts Arhīvs (Historisches Staatsarchiv Lettlands) (LVVA), Best. Nr. 1377, Sache 1057, S. 4.

Die Lehrerausbildung

Die Lehrer wurden in der Regel in Schulen der nächsthöheren Stufe ihrer künftigen Unterrichtsinstitution vorbereitet. So konnten die Absolventen der Gymnasien nach einer Prüfung in Methodik als Lehrer in den Elementarschulen und in den Kreisschulen tätig werden. Die Prüfung der Elementarschullehrer wurde vom Kreisschuldirektor, später vom Inspektor der Domschule und von einem, später auch zwei Lehrern der städtischen Elementarschulen durchgeführt. Angestellt wurden die Elementarschullehrer und die Kreisschullehrer vom Gouvernement-Schuldirektor auf Vorschlag des *Collegium Scholarchale*.

Lehrer für Kreisschulen und Gymnasien wurden in der Universität Dorpat vorbereitet. Lehrer für Gymnasien wurden von der Schulkommission, später vom Kurator des Lehrbezirks auf Vorschlag des Gouvernement-Schuldirektors angestellt.

Bis Ende der 20er Jahre kamen viele Lehrer in Riga aus dem Ausland, meistens aus den deutschen Ländern. Nach der Gründung des deutschsprachigen Lehrerseminars in Dorpat 1828 wurde der Anteil dieser Lehrer kleiner. Spätestens ab 1830 wurden bei der Besetzung einer vakanten Stelle in Rigaschen Schulen die Absolventen dieses Lehrerseminars bevorzugt.

Die Schulen in Riga

Besonders auf der Ebene der Elementarausbildung ist im Riga des 19. Jahrhunderts eine große Vielfalt an Schulen festzustellen. In den 30er bis 50er Jahren des Jahrhunderts bestanden in Riga 13 öffentliche Schulen mit deutscher Unterrichtssprache, eine jüdische Elementarschule und ab dem Ende der 50er Jahre auch eine öffentliche Elementarschule mit russischer Unterrichtssprache. Dazu kamen acht Schulen, die teilweise von wohlthätigen Einrichtungen finanziert und von der Stadt teilfinanziert wurden (Taubstummschule, Industrieschule beim Waisenhaus, Martin Luther-Sonntagsschule, lettische Schule in Sassenhof/Zasa, drei Mädchenschulen der Frauenvereine u.a.).

1875 verwaltete das *Collegium Scholarchale* 30 Elementarschulen mit 2185 Schülern (1382 Knaben und 803 Mädchen). 1894 waren in Riga 25 von der Stadtverwaltung, vom Ministerium für Volksaufklärung oder von wohlthätigen Einrichtungen verwaltete Schulen

tätig, die von 3986 Schülern besucht wurden (2320 Knaben, 1666 Mädchen).⁹

Die Zahl der privaten Elementarschulen in Riga änderte sich ständig. So waren im Jahr 1850 50 Privatschulen zu verzeichnen; 1854 bereits 76, 1856 dann 97, 1858 ein Rückgang auf 45, 1859 wieder 59.¹⁰ Dazu kamen die Kirchenschulen an sämtlichen evangelisch-lutherischen Kirchen Rigas. Die Zahl der Kirchenschulen wuchs stetig, so dass in den 80er Jahren bei jeder der 32 evangelisch-lutherischen Kirchen in Riga und im patrimonialen Gebiet eine Kirchenschule eingerichtet worden war, in denen insgesamt 2038 Schüler unterrichtet wurden.¹¹ Dazu kam eine Kirchenschule bei einer griechisch-orthodoxen Kirche in Riga. Schulen an den katholischen oder Altgläubigen-Kirchen wurden erst Anfang der 70er Jahre gegründet.

Die öffentlichen Elementarschulen

Die ältesten öffentlichen Schulen waren aus den Kirchenschulen entstanden, die nach der Reformation die enge Verbindung mit der Kirche verloren hatten (die Moritz-Schule bei der St. Petri-Kirche, die Jesus-Schule u.a.). Viele der öffentlichen Schulen waren Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts schon als öffentliche Schulen der Stadt gegründet worden (die Schule zu Thorn/Torņakalns, Hagenberg/Āgenskalns u.a.). Sie wurden von der Stadt finanziert und hatten dadurch eine doppelte Schulverwaltung. Das *Collegium Scholarchale* war für die ökonomischen Fragen der Schulen zuständig. Die Lehrergehälter waren vom Schulstatut festgelegt. Als zusätzliche Leistung seitens der Stadt an die Lehrer aller Schulen figurierten Zuschüsse für Brennholz, Tinte oder Licht.

Die Elementarschulen in den anderen größeren Städten (Walk/Valka, Wolmar/Valmiera, Lemsal/Limbaži) bekamen finanzielle Unterstützung vom Staat; dadurch waren sie in jeder Hinsicht den Inspektoren der Kreisschulen untergeordnet.

Die öffentlichen Elementarschulen besuchten Vertreter aller gesellschaftlichen Schichten. 1848 waren es insgesamt 636 Kinder, davon gehörten 14 Kinder dem Adel an (sieben Knaben und sieben Mädchen), 428 Kinder dem Bürgertum und Handwerkerstand (312

⁹ A. Staris, *Skolas un izglītība Rīgā no sendienām līdz 1944. gadam* (Schulen und Bildung in Riga bis 1944). Riga 2000.

¹⁰ LVVA, Best. Nr. 242, Beschreibung 1, Sache 30, S. 41, 168, 241, 375, 401 u. 421.

¹¹ LVVA, Best. Nr. 1426, Beschreibung 1, Sache 66, S. 16.

Knaben und 116 Mädchen), 179 Kinder stammten aus unterschiedlichen nichtadligen Schichten (120 Knaben und 59 Mädchen).¹²

Für Riga bestand eine Regelung, die den Kindern der ärmeren Stadteinwohner das Recht auf kostenfreien Bildungserwerb zusprach. Die Elementarschullehrer mussten ein Drittel der Schüler kostenlos unterrichten, diese Schüler mussten zwei Silber-Rubel für Brennholz bezahlen. Die Zahl der Schüler, die kostenlos unterrichtet wurde, überstieg in der Praxis mehr als einen Drittel. So waren 1858 von 717 Schülern 429 vom Schulgeld befreit, 1860 waren es 471 von 788.¹³

Obwohl die Einwohnerzahl Rigas besonders nach 1848 rapide anstieg, blieb die Zahl der Schüler in den öffentlichen Elementarschulen Mitte des Jahrhunderts ziemlich beständig. 1850 besuchten die 13 öffentlichen Schulen 714 Schüler, 1858 waren es 717 und im zweiten Semester 1860 bereits 801.¹⁴

1844 waren in Riga 24520 Deutsche, 19860 Russen und 10894 Letten registriert worden.¹⁵ Es wurde zwar keine Statistik über die Nationalität nach heutigen Maßstäben geführt, jedoch lässt sich feststellen, dass die deutschen Kinder in den öffentlichen Elementarschulen überproportional häufig vertreten waren.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind also Kinder dreier Nationalitäten zu ermitteln, die die öffentlichen Schulen besuchten – lettische, russische und deutsche Kinder. Eine genaue Zahl ihrer jeweiligen Nationalität lässt sich nicht festzustellen, da in den Berichten noch aus den 60er Jahren nur die Zugehörigkeit der Schüler zu einem Glauben oder zu einer sozialen Schicht erwähnt wurde. Die einzige Unterrichtssprache in den 13 öffentlichen Schulen blieb für lange Zeit Deutsch.

Die lettischen Schulen

Viele der öffentlichen Schulen waren noch im 18. Jahrhundert lettische Schulen gewesen (die St. Johannes-Schule, die Gertrud-Schule, die Schule zu Thorn). Ende des 18. Jahrhunderts wurde die lettische

¹² LVVA, Best. Nr. 3155, Beschreibung 2, Sache 103, S. 15; Best. Nr. 749, Beschreibung 1/2, Sache 190, S. 2 u. 4ff.

¹³ LVVA, Best. Nr. 25, Beschreibung 1, Sache 13, S. 18.

¹⁴ LVVA, Best. Nr. 242, Beschreibung 1, Sache 30, S. 1c, Best. Nr. 25, Beschreibung 1, Sache 13, S. 18, 36 u. 41.

¹⁵ R. Brambe, *Rīgas iedzīvotāji feodālisma perioda beigās. 18. gs. / 19. gs. pirmā puse* (Rigas Einwohner am Ende des Feudalismus an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert). Rīga 1982, S. 130.

Unterrichtssprache durch die deutsche ersetzt, da keine Möglichkeiten für eine höhere Bildung mit lettischem Sprachgebrauch vorhanden waren. Die letzte lettische Schule (die lettische Freischule im Sund) wurde 1813 aufgegeben. In der Schule zu Thorn (die spätere Knabenschule in Torņakalns) wurde 1820 beschlossen, für diejenigen Kinder, die nicht in die Schule aufgenommen werden konnten, sieben Stunden in der Woche, mittwochs und samstags, lettischsprachigen Unterricht zu erteilen. Noch in den Lehrplänen von 1828–1832 wird Lettisch als Unterrichtsfach erwähnt, 1848 ist Lettisch nicht mehr zu finden. Es werden insgesamt sieben Schulen genannt, in denen die meisten Schüler Letten gewesen sein dürften. Die größte Anzahl lettischer Schüler wird in den Schulen jenseits der Düna/Daugava (in Torņakalns, Āgenskalns) gewesen sein. Den theoretischen Anspruch auf kostenlosen schulischen Bildungserwerb konnten praktisch die wenigsten in Anspruch nehmen, obwohl mehr als ein Fünftel der armen Bevölkerung Letten war.

Die russischen Schulen

Im Unterschied zum Lettischen war eine höhere russischsprachige Bildung in Riga möglich. Noch bis Ende der 50er Jahre gab es zunächst keine russische Elementarschule. In einer öffentlichen Schule waren die russischen Kinder in der Mehrzahl (in der Jesus-Schule wurden 1858 von 46 Schülern 25 russische Kinder gezählt, in der Gertrud-Schule von 73 Schüler 10 russische Kinder).¹⁶

Die erste Elementarschule mit russischer Unterrichtssprache wurde erst 1857/58–1860 errichtet. Ähnlich den anderen öffentlichen Schulen unterlag diese Schule einer doppelten Verwaltung (dem Gouvernements-Schuldirektor und dem *Collegium Scholarchale*). Der besondere Patron dieser Schule war der Generalgouverneur der Ostseeprovinzen; er ernannte einen Ehrenkurator und suchte Lösungen für entstehende Probleme.

Die jüdischen Schulen

1820 waren in Riga 775 Juden registriert. 1867 lebten in Riga bereits 5254 Rigaer mosaischen Glaubens.¹⁷ Dieser Bevölkerungsgruppe sind

¹⁶ LVVA, Best. Nr. 25, Beschreibung 1, Sache 3, S. 11f. u. 29.

¹⁷ Brambe, Rīgas iedzīvotāji (wie Anm. 15), S. 130.

Anfang des Jahrhunderts zwei jüdische Schulen zuzuordnen: eine von der Gemeinde finanzierte Schule für ärmere Kinder, eine zweite für Kinder wohlhabender Eltern. Keine dieser Schulen wurde in das Verwaltungssystem des Dorpater Lehrbezirks einbezogen.

Laut Verordnung von 1804 konnte die jüdische Jugend alle Schulen, Gymnasien und Universitäten im Russischen Reich besuchen und einen wissenschaftlichen Titel erwerben. Gleichzeitig wurde den Juden mit Zustimmung der Regierung gestattet, eigene Schulen einzurichten, die von der jüdischen Gemeinde zu finanzieren waren.

Die erste Schule, die in das System der Schulverwaltung in Riga eingebunden war, wurde 1839 gegründet. Möglicherweise war diese Schule die erste jüdische Elementarschule im gesamten Russischen Reich. Die Verordnung dieser Schule galt als allgemeine Verordnung jüdischer Schulen im Russischen Reich. Die Hauptunterschiede zu den anderen öffentlichen Schulen waren:

- 1) Die Finanzierung der Schule wurde durch eine Schulsteuer sichergestellt, die von den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde in Riga erhoben wurde.
- 2) Als Lehrer in dieser Schule durfte kein im Russischen Reich ansässiger Jude arbeiten.
- 3) Die Schule war konfessionell gebunden und beschränkte sich bei der Aufnahme auf jüdische Kinder.

Nach dem Muster des *Collegium Scholarchale* wurde ein Schulkollegium mit fünf Mitgliedern, allesamt Vertreter der jüdischen Gemeinde, eingerichtet.

Schon bald wurde die Schule zur einzigen jüdischen Schule in Riga. 1848 gab es in Riga keine private Schule für Schüler mosaischen Glaubens mehr. Die Gründung neuer jüdischer Privatschulen wurde untersagt, und seit 1854 durfte in der Domschule kein Vertreter des jüdischen Glaubens mehr aufgenommen werden, der nicht zuvor die jüdische Schule in Riga absolviert hatte.

Die Kirchenschulen

Die Rolle der evangelisch-lutherischen Geistlichkeit präsentierte sich in der Gestaltung der Schule weitaus größer, als es das Gesetz festlegte. Sie beschränkte sich nicht nur auf die Kontrolle des Religionsunterrichts in den Schulen und auf die Teilnahme an der Arbeit des *Collegium Scholarchale*. Die Geistlichkeit war darüber hinaus sehr aktiv in der Arbeit der „Literärisch-Praktischen Bürgerverbindung“,

die eine große Rolle im Leben der gebildeten Bürgerschaft in Riga spielte und auch eigene Schulen gründete. Überdies genossen die evangelisch-lutherischen Privatschulen einen hervorragenden Ruf. Auch in der Verwaltung des Schulwesens beteiligten sich die Vertreter der Kirche. So waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Pastoren Albanus, Napiersky und Keussler als Gouvernementsschul-Direktoren tätig. Das Amt des Schuldirektors war sehr einflussreich: Dem Kurator des Lehrbezirkes war es nicht gestattet, für längere Zeit Dorpat zu verlassen, so dass er großteils auf die Information angewiesen war, die er von den Direktoren der Gouvernementsschulen erhalten konnte. Im Bereich der Elementarbildung gerade der ärmeren sozialen Schichten leisteten die Kirchenvertreter einen großen Beitrag.

Evangelisch-lutherische Kirchenschulen existierten in Riga bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein Wiederaufleben erfuhr dieser Schultyp ein Jahrhundert später. Als Gründe dafür könnten erstens der Zufluss der Einwohner nach Riga ab 1848 gewesen sein, der einen Mangel an Schulen verursachte, und zweitens die Armut vieler Eltern, die es ihnen nicht ermöglichte, ihre Kinder in eine kostenpflichtige Schule zu schicken. Nach der Konversionsbewegung in den 40er Jahren in Livland, die auch Wiederhall in Riga fand, erkannten die evangelisch-lutherischen wie die griechisch-orthodoxen Geistlichen in der Kirchenschule ein Mittel zur Ausbreitung und Stärkung ihrer Religion.

1849 mussten die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Riga feststellen, dass die Zahl der Schüler in Riga stetig anstieg, es jedoch an Elementarschulen mangelte. Ein Großteil der Eltern war zu arm, um ihre Kinder in die Schule schicken zu können, was sich am geringen Kenntnisstand der Konfirmanden zeigte. Auch der auf drei Monate verlängerte Vorkonfirmandenunterricht glich dies nicht aus. Die Bitte an die Stadtoberkeit, neue deutsche und lettische Elementarschulen zu gründen, blieb ohne Echo. So beschlossen die evangelisch-lutherischen Geistlichen zusammen mit den Kirchengemeinden, an den Kirchen Schulen zu gründen, die sich aus freiwilligen Spenden finanzieren sollten. Da diese Schulen als konfessionelle Schulen galten, deren Hauptziel die Vorbereitung der Kinder zur Konfirmation bildete, wurden diese Schulen nicht der Schulverwaltung angeschlossen, die alle übrigen Schulen in Riga beaufsichtigte. Nach dem Muster der Parochialschulen auf dem Lande bildeten einige Kirchenschulen ein Kuratorium, in dem die Kirchenadministration eng mit den lokalen Kirchenpfarrern zusammenarbeitete. In anderen Schulen (zum Beispiel die Kirchenschule an der Domkirche) bekundete die Adminis-

tration der Kirche kein Interesse an der Verwaltung der Schule. In diesen Fällen wurden Vertreter der Kirchengemeinde ins Kuratorium gewählt. Die Lehrpläne der Kirchenschulen waren den Lehrplänen der städtischen, öffentlichen Schulen sehr ähnlich.

Die Kirchenschulen stellten eine zusätzliche und für die Kinder ärmerer Leute auch die einzige Möglichkeit dar, eine elementare Bildung zu erhalten. Es war vorgesehen, dass ein Drittel der Schüler diese Schulen kostenlos besuchen durfte. Ein weiteres Drittel der Schüler sollte Unterricht für die Hälfte des Schulgeldes bekommen. Das letzte Drittel sollte Schulgeld in vollem Umfang bezahlen.

Auf Befehl des Zaren Nikolaj I. von 1845 war Bischof Filaret in Riga gehalten, unverzüglich die Gründung griechisch-orthodoxer Schulen für Letten und Esten in die Wege zu leiten. Hier sollten Religion, Russisch, Lettisch bzw. Estnisch, Schreiben, Grundlagen der Arithmetik sowie Singen geistlicher Lieder unterrichtet werden. Dieser Befehl wurde nur an einer griechisch-orthodoxen Kirche in Riga umgesetzt.

Altgläubige und Katholiken gründeten erst in den 70er Jahren eigene Kirchenschulen (die Altgläubigen zwei, die Katholiken eine Kirchenschule).

Die Mädchenschulen

Getrennte Schulen für Mädchen wurden erst nach der Reorganisation des Schulwesens Anfang des Jahrhunderts 1802–1804 gegründet.

Die ersten drei öffentlichen Elementarschulen für Mädchen entstanden 1805. Neben den öffentlichen Schulen existierten drei Privatschulen für Mädchen. Die höhere Töchterschule war zunächst zweijährig, dreijähriger Unterricht wurde 1861 eingeführt. Mit Gründung des Lomonosov-Gymnasiums 1868 wurde eine gymnasiale Bildung für Mädchen an einer russischsprachigen Schule ermöglicht.

Die Höheren Schulen

Auf der Ebene der Sekundarbildung waren in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Riga vier öffentliche Kreisschulen vorhanden:

- die Erste Kreisschule oder Domschule. Diese war die älteste und angesehenste Schule in Riga. Anfang des Jahrhunderts verlor sie

den Status eines Gymnasiums, in den 60er Jahren wurde sie zu einem Realgymnasium, später zu einem Stadtgymnasium umgewandelt;

- die zweite Kreisschule oder ehemalige Navigationsschule;
- die dritte Kreisschule oder Catarinäum;
- die Anfang des Jahrhunderts gegründete Höhere Töcherschule.

Die Vorbereitung der Schüler für den Zugang zur Universität fand im Gymnasium, dem ehemaligen Kaiserlichen Lyzeum, statt.

Alle öffentliche Kreisschulen waren dem Schuldirektor des Gouvernements Riga (Livland) und dem Schulkollegium an der Universität Dorpat, ab 1836 dem Kurator des Dorpater Lehrbezirks, untergeordnet. Nur die ökonomische Verwaltung und Aufsicht über die Domschule wurden dem *Collegium Scholarchale* überlassen.

Zusätzlich zu den öffentlichen Schulen waren auf dem Niveau der Kreisschulen vier Privatschulen für Knaben und sieben Schulen für Mädchen tätig. Zwei dieser Schulen waren aus freiwilligen Spenden gegründet und teilfinanziert worden. An der Verwaltung dieser Schulen war der Rat beteiligt. Auch diese Schulen waren direkt dem Gouvernmentsschul-Direktor bzw. ab 1860 dem Direktor der Domschule untergeordnet. Sie waren berechtigt, die Schüler für das Gymnasium vorzubereiten. Darüber hinaus existierten zwei weitere Kreisschulen, deren Arbeit allein von Spenden getragen wurde.

In der zweiten Kreisschule wurde zudem bis Ende der 30er Jahre Schifffahrtskunde unterrichtet. Eine Privatschule für Schifffahrtskunde übernahm aber schon bald diese Aufgabe. Sie wurde später vom Börsenkomitee übernommen und zu einer Navigationsschule umstrukturiert.

In allen Kreisschulen Rigas wurden zusätzliche Klassen für Realwissenschaften („neue Sprachen“ wie Englisch und Französisch, Buchführung, Technisches Zeichnen, Handelsgrundlagen u.a.) eingerichtet. Diese unterrichteten Schüler, die keinen Gymnasialabschluss anstrebten. Die neuen Klassen sollten auf das Berufsleben vorbereiten.

In der Domschule wurden, solange sie noch als Kreisschule tätig war, die Schüler, die Griechisch und Latein lernen wollten, von Physik und Technischem Zeichnen befreit. Um den Anteil der praktischen Bildung zu erhöhen, wurde an der Domschule 1839 ein zusätzlicher Unterricht in „Realien“ eingerichtet.

In Riga wurden 1868 zwei Gymnasien mit russischer Unterrichtssprache gegründet. Sie resultierten aus der Auseinandersetzung

um die Beibehaltung der deutschen Sprache¹⁸ in Verwaltung und Unterricht: das Alexander-Gymnasium für Knaben und das Lomonosov-Gymnasium für Mädchen. 1886 folgte die Realschule Peter I. In den 60er Jahren nahm die erste Hochschule, das Polytechnikum, seine Tätigkeit auf.

Literaturübersicht

1. Quellen

- Latvijas Vēsture Valsts Arhīvs (Historisches Staatsarchiv Lettlands) (LVVA), Best. Nr. 25
LVVA, Best. Nr. 135
LVVA, Best. Nr. 240
LVVA, Best. Nr. 242
LVVA, Best. Nr. 749
LVVA, Best. Nr. 1377
LVVA, Best. Nr. 1390
LVVA, Best. Nr. 1395
LVVA, Best. Nr. 1426
LVVA, Best. Nr. 3155
LVVA, Best. Nr. 6715
LVVA, Best. Nr. 7462
- P.Ch. Balzer, Sinna par Latweeschu-Skohlu (Kunde über die Lettische Schule). Riga 1836
- Berg, Geschichte der Wolmarschen Kreisschule nebst Andeutungen über die Bildungsgeschichte Livlands. Programm zur festlichen Einweihung des neuen Schullocales am September 1847. Riga 1847
- E.H. Busch, Materialien zur Statistik des Kirchen- und Schulwesens der Ev.-Lut. Gemeinden in Russland. Im Auftrage der Central-Comitee der Unterstützungs-Kasse für Ev.-Lut. Gemeinden in Russland. Mit zwei Karten in Farbdruck. Ertrag ist der oben genannten Unterstützungs-Kasse bestimmt. St. Petersburg 1862
- K.L. Grave, Die Aufgabe eines Gymnasiums in einer Handelsstadt: Rede bei dem fünf und zwanzigsten Jubelfeste des Gymnasiums zu Riga, am 16. September 1829. Riga 1829
- Istoričeskij obor mer pravitel'stva dlja usilenija v Ostzejskom krae sposobov k izučeniju russkago jazyka. Sostavlen po aktam chranivščimsja v archive Rižskoj gimnazii (Historischer Überblick über die Maßnahmen der Regierung zur Verbesserung des Unterrichts der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen, zusammengestellt nach den Unterlagen im Archiv des Rigaer Gymnasiums). St. Petersburg 1866
- C.H. Käwerling, Beiträge zur Geschichte der Domschule von 1842–1854: Einladungsschrift zum Examen in der Domschule. Riga 1855
- Ans. Leitan, Rihgas jaunai Latweeschu skohlai 24tā Juhni 1838, kad taa tikke eesweheta (Für Rigas neue Lettische Schule 24. Juni 1838, wie diese eingeweiht wurde). Riga 1838

¹⁸ Staris, Skolas (wie Anm. 9), S. 99.

- A. Möller, Geschichte der Domschule in Riga während der Jahre 1804 bis 1842. Zweiter und dritter Abschnitt. Die Jahre 1820–1842: Einladungs-Schrift zum Examen der Anstalt am 19. Junius 1842. Riga 1842
- K.E. Napiersky, Zur Geschichte des Kaiserlichen Gouvernements-Gymnasiums in Riga während der ersten fünf und zwanzig Jahre seines Bestandes: Einladungs-Schrift zu dem fünf und zwanzigjährigen Jubelfeste jener Anstalt. Riga 1829
- Polnoe Sobranie Zakonov Rossijskoj Imperii. Sobranie pervoe (Sammlung sämtlicher Gesetze des Russischen Imperiums. Erste Sammlung). St. Petersburg 1826–1830
- Polnoe Sobranie Zakonov Rossijskoj Imperii. Sobranie vtoroe (Sammlung sämtlicher Gesetze des Russischen Imperiums. Zweite Sammlung). St. Petersburg 1830–1884
- Protokoll der im Jahre 1849 gehaltenen Synode der Prediger des Rigaschen Consistorial-Bezirktes. Riga 1849
- Ju. Samarin, Pis'ma iz Rigi (Briefe aus Riga). St. Petersburg 1844
- Sammlung der auf den öffentlichen Unterricht in den königl. Preussischen Staaten sich beziehenden Gesetze und Verordnungen von Johann Ferdinand Neigebaur. Hamm 1826; unveränd., fotomech. Nachdr., hrsg. v. Wolfgang Neugebauer. Köln/Wien 1988
- Sbornik postanovlenij po Ministerstvu Narodnago Prosveščenijsu. Tom pervij: Zarstvovanie imperatora Aleksandra I (1801–1825); Tom vtoroj: Zarstvovanie imperatora Nikolaja I (1825–1855) (Sammlung der Verordnungen des Ministeriums für Volksaufklärung. Bd. 1: Regierungszeit des Zaren Aleksandr I. [1801–1825]; Bd. 2: Regierungszeit des Zaren Nikolaj I. [1825–1855]). St. Petersburg 1864
- Schul-Statut für den Lehrbezirk der Kaiserlichen Universität Dorpat. Dorpat 1820
- Svod mestnych zakonov gubernij Ostzejskich. Č. I: Učreždenija (Sammlung der lokalen Gesetze der Ostseegouvernements. Teil 1: Institutionen). St. Petersburg 1845
- S.S. Uvarov, Soveršenstvuetsja – li dostovernost' istoričeskaja. Perevedennoe s francuzskago isdanija po slučaju pjatidesjatiletnago jubileju imperatorskago Derpts-kago universiteta, 12.-go dekabnja 1852-go goda, akademikom, ordinarnym professorom Michajlom Rozbergom (Ob die historische Wahrheit sich vervollständigt. Übersetzung aus dem Französischen. Veröffentlichung aus Anlass des 50-jährigen Jubiläums der Universität Dorpat des Imperators am 12. Dezember 1852, übersetzt durch den Akademiker, ordentlicher Professor Michajl Rosberg). Dorpat 1852

2. Literatur

- R. Baltause, Rīgas skolas 19. gadsimta 30.-50. gados (Schulen Rigas in den 1830er bis 1850er Jahren), in: Latvijas Zinātņu akadēmijas Vēstures institūta žurnāls (1995), Nr. 3 (15), S. 51-72
- W. Behling, Aus der Vergangenheit des Stadt-Waisenhauses zu Riga. Riga 1928
- R. Brambe, Rīgas iedzīvotāji feodālisma perioda beigās. 18.gs./19.gs. pirmā puse (Rigas Einwohner am Ende des Feudalismus an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert). Rīga 1982
- A. Buchholz, Fünfzig Jahre Russische Verwaltung in den Baltischen Provinzen. Leipzig 1883
- V. Daukste, Par carisma un Baltijas muižniecības attiecībām zemnieku skolu un izglītības jautājumos (19. gs. 40./50. gadi) (Über die Entwicklung der Bauernschule der zaristischen und baltischen Ritterschaften und zu Bildungsfragen [40er/50er Jahre des 19. Jahrhunderts]), in: Germanija i Pribaltika. Sbornik naučnych trudov (Deutschland und das Baltikum. Sammelband wissenschaftlicher Studien). Riga 1983
- V. Daukste, Probleme des lettischen Schulwesens im 19. Jahrhundert bis 1918. Ergebnisse und Aufgaben der historischen Forschung, in: Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte N.F. I (1992), H. 2, S. 335-349

- K. Dēķēns, Skolu un izglītības lietas Krievijā 19. gadsimta 1. ceturksnī (Schul- und Bildungsangelegenheiten in Russland im 1. Viertel des 19. Jahrhunderts), in: Tautas Izglītības ministrijas Mēnešraksts (Monatsberichte des Volksbildungsministeriums). Rīga 1939
- V.A. Djakin, Nacional'nyj vopros vo vnutrennej politike carizma (XIX v.) (Die nationale Frage in der Innenpolitik des Zarismus [19. Jahrhundert]), in: Voprosy istorii (Fragen der Geschichte). Moskva 1995
- M. Drīzule, Latvijas skolu vēsture (Lettlands Schulgeschichte). Riga 1967
- A. Ehrlich, Entwicklungsgeschichte der Israelitischen Gemeindeschule zu Riga. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Mit dem Plan des ersten Schulhauses. St. Petersburg 1894
- H. Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Bd. 3: Von der frühen Aufklärung bis zum Vormärz, Wien 1984
- G.A. Evrejnov, Nacional'nye voprosy na inorodčeskich okrajnach Rossii. Schema političeskoj programmy (Nationale Fragen in den Fremdvölkerprovinzen Russlands. Schema eines politischen Programms). St. Petersburg 1908
- G. Gel'd, Kratkaja letopis' Rižskoj gimnazii so vremeni eja zaroždenija do našich dnei 1211–1911 (Kurze Chronik des Rigaer Gymnasiums seit seiner Gründung bis in die Gegenwart). Riga 1911
- M. Haltzel, Der Abbau der deutschen ständischen Selbstverwaltung in den Ostseeprovinzen Rußlands. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Unifizierungspolitik 1855–1905. Marburg a.d.L. 1977
- B. Hamann, Geschichte des Schulwesens. Werden und Wandel der Schule im Ideen- und sozialgeschichtlichen Zusammenhang. Bad Heilbrunn 1986
- Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. III: 1800–1870. Von der Neuordnung Deutschlands bis zur Gründung des Deutschen Reiches, hrsg. v. Karl-Ernst Jeismann u. Peter Lundgreen. München 1987
- H. Held, Kurze Geschichte der Domschule. Riga 1912
- A. Henriksson, The Tsar's loyal Germans: The Riga German Community. Social Changes and the Nationality Question 1855–1905. New York 1983
- B. Hollander, Bürgermeister Timm und Riga in den Jahren 1845–1848. Nach einem in der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga am 14. April 1826 von mir gehaltenen Vortrag bearbeitet. Durchgelesen und zum Teil bearbeitet im Sommer 1836 (nicht veröffentlicht, Archiv des Herder-Instituts, Marburg a.d.L.)
- B. Hollander, Geschichte der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung in Riga 1802–1927: Im Auftrag der Literärisch-praktischen Bürgerverbindung. Riga 1927
- B. Hollander, Der Kampf gegen die deutschen Schulen in Livland während des 19. Jahrhunderts, in: Der Auslandsdeutsche 5 (ohne Datum)
- B. Hollander, Geschichte der Domschule, des späteren Stadtgymnasiums zu Riga, hrsg. v. Clara Redlich. Hannover-Döhren 1980
- Innovation in der Bildungsgeschichte europäischer Länder, hrsg. v. Winfried Böttcher, Elmar Lechner u. Walter Schöler, in: Bildungsgeschichte und Europäische Identität, hrsg. v. Elmar Lechner. Bd. I, Frankfurt a.M. (u.a.) 1992
- Inselberg, Geschichtliche Daten über die Rigasche Taubstummen-Anstalt [1927]. Archiv des Herder-Instituts. Marburg a.d.L.
- Istoričeskij obzor dejatel'nosti ministerstva Narodnago Prosvěščeniija 1802–1902 (Historischer Überblick über die Tätigkeit des Ministeriums für Volksaufklärung 1802–1902), hrsg. v. S.V. Roždestvenskij. St. Petersburg 1902
- F.E. Kamkin, Prazdnovanie stoletija Rižskago Gorodskago Učilišča Imperatricy Ekateriny II. Izdano početnym smotritelem učilišča Kamkinym F.E. (Die Feierlichkeiten des 100-jährigen Jubiläums der Rigaer städtischen Schule der Imperatorin Katharina II., hrsg. v. Ehrenkurator der Schule, F.E. Kamkin). Riga 1897
- S. Karpuchina, Pravoslavnye cerkovno-prichodskie školy v teritorii Latvii v 19. veke (Orthodoxe Kirchenschulen auf dem Territorium Lettlands im 19. Jahrhundert),

- in: *Pravoslavie v Latvii: Istoričeskie očerki* (Orthodoxer Glaube in Lettland. Historische Abrisse). Rīga 1993
- H. Kocój, Preußen und Deutschland gegenüber dem Novemberaufstand 1830–1831. Katowice 1990
- W. Lenz, Zur Verfassungs- und Sozialgeschichte der baltischen evangelisch-lutherischen Kirche 1710–1914, in: *Baltische Kirchengeschichte. Beiträge zur Geschichte der Missionierung und der Reformation der Landeskirchen und des Volkskirchentums in den baltischen Ländern*, hrsg. v. R. Wittram. Göttingen 1956, S. 110–129
- V. de Livron, *Statističeskoe obozrenie Rossijskoj Imperii. Izdanie kartografičeskago zavedenija A. Il'ina* (Statistischer Überblick des Russischen Imperiums, hrsg. v. Kartografischen Amt der Druckerei A. Il'in). St. Petersburg 1874
- F. Pommer, *Pravoslavie v Latvii. Istoričeskie očerki* (Griechisch-orthodoxer Glaube in Lettland. Historischer Überblick). Rīga 1933
- Rīga 1861–1917, hrsg. v. T. Zeids. Rīga 1980
- Rīgas pilsētas pamatskola 300 gadu darba gaitas 1632/1932 (300 Jahre Arbeitsweg der 2. städtischen Grundschule von Riga). Rīga 1933
- S.P. Sacharov, *Narodnoe Obrazovanie v Jur'evskom uezde: Iz doklada čitannogo 21. nojabrja 1916 g. v učeno-literaturnom Obščestve pri Imperatorskom Jur'evskom Universitete* (Volksbildung im Kreis Dorpat: Vortrag, gehalten am 21. November 1916 im wissenschaftlich-literarischen Verein an der Kaiserlichen Universität Dorpat). Jur'ev 1917
- S.P. Sacharov, *Rižskie pravoslavnie archipastyri za sto let (1836–1936): K istorii pravoslavija v Latvii i Ēstonii* (Griechisch-orthodoxe Erzpriester in Riga während 100 Jahren [1836–1936]. Zur Geschichte des orthodoxen Glaubens in Lettland und Estland). Krāslava 1937
- A. Salmiņš, *Latvijas skolu izveidošanās un attīstība feodālisma posmā* (Lettlands Schulgestaltung und Entwicklung im Zeitalter des Feudalismus). Rīga 1980
- A. Salmiņš, J. Lozda, *Latviešu skola kapitālisma intensīvas attīstības un proletariāta veidošanās laikā* (Die lettische Schule im Zeitalter der intensiven Entwicklung des Kapitalismus und der Bildung des Proletariats). Rīga 1982
- G. Schweder, Die alte Domschule und daraus hervorgegangenes Stadt-Gymnasium zu Riga. I. Teil: Zur Erinnerung an die erste Begründung der Domschule vor 700 Jahren und an die Erinnerung des Stadt-Gymnasiums vor 50 Jahren. Riga 1910
- G. Schweder, Noch etwas zur Geschichte unserer Ev. Lut. Vorstadt-Kirchen. Riga 1910
- Ja. Skolis, Rīga. Očerki istorii goroda (Zur Geschichte der Stadt). Riga 1967
- A. Spekke, *Latvijas vēsture* (Lettlands Geschichte). Stockholm 1964
- A. Staris, *Skolas un izglītība Rīgā no sendienām līdz 1944. gadam*. (Schulen und Bildung in Riga von einst bis 1944). Rīga 2000
- H.V. Stein, *Der Rigasche Börsen-Comite in den Jahren 1816 bis 1866*. Riga 1866
- M. Stoljarov, *Narodnye školy Pribaltijskago kraja* (Volksschulen in den Ostseeprovinzen), in: *Žurnal Ministerstva Narodnago Prosvěščenija* (1897)
- J. Straubergs, *Vecā Rīga* (Das alte Riga), hrsg. v. T. Zeids. Rīga 1955
- A. Švābe, *Latvijas vēsture 1800–1914* (Lettlands Geschichte 1800–1914). Uppsala 1962
- Tautas izglītība un pedagoģiskā doma līdz 1900. gadam (Volksbildung und pädagogisches Denken bis 1900). Rīga 1983
- E.C. Thaden (u.a.), *Russification in the Baltic Provinces and Finland, 1855–1914*. Princeton/N.J. [1991]
- J. Vaivodis, *Katoļu baznīca caru valstī Krievijā* (Die katholische Kirche im zaristischen Staat Russland). Rīga 1994

Die Parkanlagen Peters des Großen in Riga¹

von Hemma Kanstein

„Als Peter (der Große; H. K.) die Stadt (Riga; H. K.) als glänzenden Edelstein seiner Krone einfügte, war er des Wertes derselben wohl bewußt, und in der Überzeugung, daß die Macht des Herrschers nicht auf der Spitze der Bajonette ruht, sondern den festen Halt in der Liebe seiner Untertanen findet, überhäufte er die Stadt mit Beweisen seiner Kaiserlichen Gunst. (...) Damals führte ihn die Wahrnehmung, daß der Stadt der Schmuck der Gartenanlagen fehlte, wahrscheinlich zu dem Entschlusse, den Fossenholm in Parkanlagen umzuwandeln. Dazu entwarf er selbst den Plan und pflanzte mit eigener Hand die Ulme, die noch heute das Interesse des Beschauers erregt.“²

Die Entwicklung öffentlicher Gärten in Riga vor 1912

Die Entwicklung der öffentlichen Gärten der Stadt Riga vor 1912 lässt sich in drei Perioden unterteilen. Die erste dauerte von 1712, der Zeit nach der Eroberung Rigas durch die russische Armee, bis zum Jahr 1812, als sich napoleonische Truppen der Stadt näherten und die meisten Gärten verwüstet wurden, da sie ungeschützt vor den Toren der Stadt lagen. Die zweite umfasst die Zeitspanne von 1812 bis 1878, während der die öffentlichen Grünanlagen erstmals zentral vom Vorstadtanlagenkomitee verwaltet wurden und durch die Abtragung der Wallanlagen zahlreiche neue Parks angrenzend an den Stadtkern entstanden. Die dritte Periode begann 1879, als sich nach der Einführung der neuen Städteordnung eine Gartenverwaltung konstituierte und sich mit der Berufung eines zeitgemäß ausgebildeten Stadtgartendirektors die Gartenanlagen Rigas für über 30 Jahre kontinuierlich und nach einem einheitlichen Prinzip entwickelten.

Die Garten- und Parkentwicklung war stets eng mit der Siedlungsentwicklung der Stadt verknüpft und spiegelte die ästhetischen und

¹ Der Artikel ist in Teilen der Diplomarbeit „Die Parkanlagen Georg Kuphaldts – Planungen des Historismus im Rahmen der Freiflächenentwicklung Rigas“ der Verfasserin entnommen.

² Zit. nach A. Blumenbach, Zur Geschichte der öffentlichen Anlagen und Gärten der Stadt Riga. Riga 1913, S. 9.

sozialen Forderungen der jeweiligen Zeit wider. Die Stadt Riga hatte sich zwischen Dūna (Daugava) und Rīgebach (Rīdžiņa) ausgebreitet und war im 16. Jahrhundert von einer 2,2 km langen Stadtmauer umgeben. Die die Stadt umgebende Stadtmark war zur Nutzung für alle Bewohner bestimmt. In unmittelbarer Umgebung der Ringmauer gelegene Flächen waren an Bürger und öffentliche Organisationen zum Bau von Häusern und zur Anlage von Gärten, fast ausschließlich Nutzgärten, verliehen. Diese bildeten die ersten Vorstädte.

Die Gärten befanden sich überwiegend auf der Riga- und Rīgebach-Insel sowie an der Kalk- und Jakobspforte. Erwähnt werden in verschiedenen Quellen u.a. „des rades garden“ (1386), „des capittels garden“ (1524) und des „ordens garden“ (1496).³ Zwischen Kloster und Bischofsschloss lagen anfangs Klostergärten, als ältester und größter Garten der Innenstadt diente der Klosterhof an der Domkirche.

Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die Stadtbefestigung mit Erdwällen, mehreren Schanzen und einem künstlichen Kanal ergänzt. Zwischen den Wällen und der Stadtmauer entstand ein z.T. bebauter Zwischenwall, auf dem sich zum größten Teil Nutzgärten befanden.

Auf der Weide, die bis an die Stadtmauer reichte, hielten die Städter nicht nur Vieh und Geflügel, sie war auch eine der ersten Erholungsflächen. Schon 1330 führte dahin ein gepflasterter Weg, 1416 wurde ein Teil der Weide einem Schützenverein überlassen. Vermutlich war der Weg dorthin bereits damals von einer Allee flankiert, und auch an anderen aus der Stadt herausführenden Straßen sollen Bäume gestanden haben.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Rigas nahm die Bebauung außerhalb der Stadtbefestigung zu, konnte sich aber nicht kontinuierlich entwickeln, da sie oft Bränden zum Opfer fiel oder bei Annäherung von Feinden durch die Bevölkerung zerstört wurde, um freies Schussfeld zu gewinnen.

1710 wurde die Stadt von russischen Truppen Peters des Großen erobert. Mit dem Friedensvertrag von Nystad gehörte Livland ab 1721 für fast 200 Jahre zum Russischen Reich.

³ Vgl. Paul Campe, *Bijušais Ķeizara dārzs, tagad Viestura dārzs – Rīgas pirmais un maksliņeciski vērtīgākais publiskais dārzs* (Der ehemalige Kaiserliche Garten und heutige Viestur-Garten – Der erste und künstlerisch wertvollste öffentliche Garten Rigas). Riga 1928, S. 3.

Der „Kaiserliche Garten“ in Riga

Peter I., der Große, geboren am 30. Mai/9. Juni 1672 in Moskau, wurde 1682 nach dem Tod des Vaters zunächst zusammen mit seinem „schwachsinnigen“ Bruder Iwan zum Zaren ernannt. Bis 1689 war es allerdings Peters Halbschwester Sophie, die mit Unterstützung der Strelitzen⁴ die Macht in den Händen hielt. Nachdem Peter der Große bis 1698 Strelitzenaufstände niedergeschlagen und die Regierungsgeschäfte dauerhaft geregelt hatte, begab sich der Zar auf eine 18-monatige Auslandsreise. Inkognito besuchte er Holland, wo er sich insbesondere für die Schifffahrt und den Schiffsbau interessierte. Weitere Stationen seiner Reise waren England, Deutschland und Österreich. Zurückgekehrt begann er umfassende Reformen nach dem Vorbild Westeuropas in Angriff zu nehmen. Er änderte u.a. grundlegend die Staatsverfassung und initiierte wesentliche Neuerungen in der Wirtschaftspolitik und dem Bildungswesen. Peter der Große starb am 28. Januar/8. Februar 1725, seine Gemahlin Katharina I. folgte ihm auf den Zarenthron.⁵

Peter der Große hielt sich erstmals vom 18. November bis 7. Dezember 1711 in Riga auf. In verschiedenen Quellen wird dieses Jahr als Gründungsjahr seiner Gartenanlagen angegeben. Es ist aber kaum vorstellbar, dass Peter der Große sich schon zu diesem Zeitpunkt oder gar vor seiner Ankunft über die Anlage eines Gartens Gedanken gemacht hat. Auch die verschiedentlich erwähnte Lieferung von Linden aus Holland für den Zaren 1712 ist in den „Verzeichnissen der über See eingeführten Waren“ nicht aufgeführt.⁶

Die früheste Nachricht über einen „Kaiserlichen Garten“ in Riga stammt aus dem Jahr 1721. Peter der Große weilte vermutlich vom 19. März bis 22. Mai in der Stadt und wählte den außerhalb der Stadtbefestigung an der Düna gelegenen Fossenholm für eine Gartenanlage.

⁴ Die Strelitzen waren die Palastgarde der russischen Zaren, die von Ivan IV. um 1550 aufgestellt worden waren. Nach mehreren Aufständen ließ Peter der Große eine große Zahl von ihnen hinrichten und löste die Truppen auf.

⁵ Vgl. Meyers Konversationslexikon. 4. Aufl., Bd. XII, Leipzig 1888, S. 907 f. Erschöpfende Informationen zur Biografie Peters des Großen sind zu finden bei Reinhart Wittram, Peter der Große. Czar und Kaiser. 2 Bde., Göttingen 1964.

⁶ Vgl. Anton Buchholz, Die von Peter dem Großen in Riga angelegten Gärten, in: Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1899. Riga 1900, S. 36.

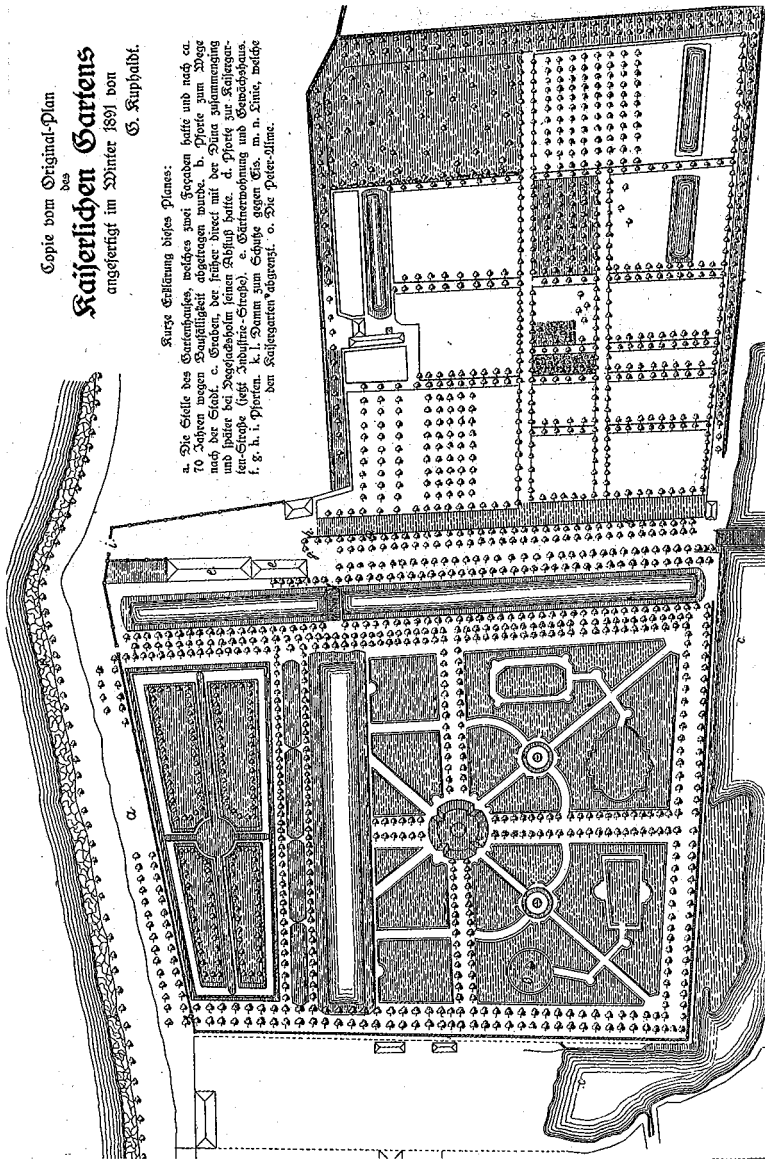


Abb. 1: Copie vom Original-Plan des Kaiserlichen Gartens angefertigt im Winter 1891 von G. Kuphaldt.
Quelle: A. Blumenbach, Zur Geschichte der öffentlichen Anlagen und Gärten der Stadt Riga. Riga 1913, Beilage 3

An diesem Ort waren bis ins 17. Jahrhundert Schiffe gebaut worden. 1710, während der Belagerung Rigas, wurde dort eine Schanze errichtet. Genaue Gründe, warum Peter der Große gerade diesen Ort für die Anlage wählte, ließen sich nicht finden. Vermutlich erschienen ihm die sandigen, vom Krieg verwüsteten Flächen landeinwärts ungeeignet, und so folgte er der Tradition der Gärten entlang der Dünaseite. Schon zuvor hatte es in dieser Gegend Nutzgärten gegeben.

Der Garten hatte zunächst verschiedene Namen, er wurde Garten auf der Vorburg oder Garten auf Fossenholm genannt. Ab 1729 hieß er Petersholmscher Garten⁷ und erst nach 1850 „Kaiserlicher Garten“, wie er auch in den meisten Veröffentlichungen genannt wird. Seine Fläche umfasste 20 000 Quadratfaden (ca. 9 ha) und war zum damaligen Zeitpunkt die größte Grünanlage der Stadt.

Schon während des Aufenthalts des Zaren in Riga ergingen erste Anweisungen zur Bepflanzung des Gartens, so eine Order, in der es heißt: „Der Leutnant Sonzoff ist nach dem Lennewardschen Kirchspiel kommandiert worden, um zu Ihro Cz. M (Kaiserlichen Majestät; H. K.) Garten wilde Bäume graben zu lassen und herzubringen.“⁸ Es folgten Befehle zur Herbeischaffung von insgesamt 3000 Lindenbäumen, Lindensträuchern und Haselnussbäumen.

Der Stolz des Gartens waren von Beginn an die Lindenalleen. Auch wenn urkundlich nur das Ausgraben von Lindenbäumen aus benachbarten Kirchspielen erwähnt ist, ist anzunehmen, dass die Bäume traditionsgemäß aus Holland kamen. Noch im Mai 1721 brachte ein Schiff aus Amsterdam 3 590 Bäume für den Zaren, die in dieser großen Stückzahl nur für den „Kaiserlichen Garten“ bestimmt sein konnten. Unter ihnen mögen auch Linden gewesen sein, des weiteren wird die Lieferung von Palm- und Orangenbäumen genannt.⁹

Es folgten Anweisungen zur Herbeischaffung von Moos und Mooserde, um ein Austrocknen der Sandflächen zu verhindern, und zur Bewässerung des Gartens, für die der Rat der Stadt sorgen sollte. Auch wurden an drei Seiten um den Garten – außer am Fluss – Palisaden gezogen.

Den Plan für den Garten soll der Zar selbst gezeichnet haben: „Der Ort, wo itzo der (...) Kayserliche Garten steht, hieß ehemals Vossenholm und war der Ort, wo vor etwa 100 Jahren Schiffe gebaut wurden.

⁷ Der Name Petersholmscher Garten ist nicht von Peter dem Großen abzuleiten, sondern die Gegend war zu Ende der schwedischen Regierungszeit „Peersholm“ genannt worden.

⁸ Zit. nach Buchholtz, Gärten (wie Anm. 6), S. 38.

⁹ Vgl. ebenda, S. 46 f.

Weil dieser Ort zum Schiffbau nicht mehr taugte, so legte Petrus I. daselbst einen Garten an, wozu er den Plan selbst zeichnete...“¹⁰ Auch soll er bei der Ausführung mitgeholfen haben.

Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg gab der Zar weitere Anweisungen zur Gestaltung seines Gartens. So sollten im Herbst 1721 in privaten und öffentlichen Anlagen Bäume ausgesucht werden, die im Frühling im „Kaiserlichen Garten“ gepflanzt werden sollten. Darüber hinaus gab er den Befehl, zu den 800 Arbeitern weitere Garnisonssoldaten hinzuzuziehen, um die Arbeiten voranzutreiben.

Noch zu Lebzeiten des Zaren wurde unter Aufsicht des Kammerherrn Peter Baron Jonsten am Ufer der Düna ein zweiflügliges Palais aus Holz errichtet. Das Gebäude war ca. 90 m lang und 19 m breit und hatte in der Mitte einen über beide Stockwerke gehenden Saal, von dem aus zum Garten wie auch zur Düna Treppen führten. Das Gebäude wurde zwischen 1770 und 1780 wegen Baufälligkeit bereits wieder abgerissen.

1721 soll der Zar im Boskettbereich des Gartens eigenhändig eine Ulme gepflanzt haben. Ein Jahrhundert später wurden daran zwei Metalltafeln angebracht, die in deutscher und in abgeänderter Form auch in russischer Sprache die folgende Inschrift trugen:

„Peter der Große,
der Gründer seines Kaiser-Reiches,
pflanzte diesen Baum
im Jahre 1721.

Ein Jahrhundert ist seitdem entschwunden und immer schattenreicher wölbten sich die Äste dieses Stammes. Er gleicht dem Adler Rußlands, der segnend und gesegnet immer weiter seinen schützenden Fittich ausbreitet.“¹¹

Noch heute erinnert ein Granitblock am früheren Standort an die „Peter-Ulme“, von der einzelne Partien noch bis 1972 vorhanden waren, die allerdings schon seit 1899 am Absterben war. Der Baum wurde stets als Zeichen der Verbundenheit Peters des Großen mit Riga angesehen. Es wurden Feste zu seinem Jubiläum gefeiert und zahlreiche Berichte über ihn veröffentlicht. Doch wurde erstmals im Jahr

¹⁰ Ebenda, S. 41.

¹¹ Zit. nach Georg Kuphaldt, in: Riga und seine Bauten, hrsg. v. Rigaschen technischen Verein und Rigaschen Architektenverein. Riga 1903, S. 306.

1821 schriftlich erwähnt, der Baum sei von Peter dem Großen gepflanzt worden, so dass Zweifel an der Echtheit der Aussage erlaubt sind.

Zur Instandhaltung des Gartens wurde 1721 Nicolaus Legeband angestellt, über dessen Aufgaben und Tätigkeiten aber nur wenig bekannt ist. Nach dessen Tod war ab 1730 Michael Schindler aus Mähren für mindestens 25 Jahre im Amt. Er veranlasste in der Nähe des „Kaiserlichen Gartens“ die Anlage einer Baumschule, die der Nachzucht von Bäumen für diesen diente. Die Grundidee mag noch von Peter dem Großen herrühren. Während seiner Besuche in Riga befahl er die Kultivierung von Waldbäumen aus Samen, da die Wälder um Riga bei den vorangegangenen Kriegen stark beschädigt worden waren. Wie aus verschiedenen Quellen hervorgeht, waren diese Versuche aber fehlgeschlagen.¹² Auch nach dem Tod Peters des Großen 1725 wurden immer wieder Bäume in der Umgebung für den „Kaiserlichen Garten“ ausgegraben, so z.B. 1727, als die nicht weit vom Dünaufer gelegene Anlage durch einen heftigen Eisgang beschädigt worden war.

Der repräsentative Teil des „Kaiserlichen Gartens“ wurde nach dem Vorbild der holländischen Gartenkunst angelegt.¹³ Sein regelmäßiger, zum Teil symmetrischer Aufbau, die geraden, von zwei- oder mehrreihigen Lindenalleen begleiteten Wege, die sternförmigen Plätze, die die Boskettis abgrenzenden geschnittenen Hecken, die Wasserbassins sowie die in verschiedenen Quellen erwähnten Lauben, Laubengänge, Irrgärten und Springbrunnen entsprachen den europäischen Gartenanlagen dieser Zeit.

Ein breiter Querkanal teilte den Garten in zwei Hälften. Das an das Palais anschließende Rechteck war vermutlich ein Blumenparterre. Es war von sich kreuzenden Wegen in vier Flächen aufgeteilt, ihr Kreuzungspunkt war mit einem runden Blumenbeet betont. Ebenso war der jenseits des Querkanals liegende Teil von rechtwinklig zueinander liegenden Wegen unterteilt, wobei sich die Kreuzung in der Mitte des gesamten Gartens befand und so den Ostteil der Anlage mit einbezog. Auch hier war die Gabelung von einem Blumenbeet hervorgehoben, dessen Mitte wohl ein Springbrunnen zierte. Von diesem Mittelpunkt aus gingen zwei schmalere diagonale Wege zu den Ecken des Gartens, diese wiederum kreuzten sich mit zwei konzentrisch angelegten

¹² Vgl. z.B. Buchholtz, Gärten (wie Anm. 6), S. 50.

¹³ Vgl. H. Pirang, Städtische Gärten und Anlagen in Riga, in: Jahrbuch des Deutschtums in Lettland 1926 (1925), S. 100.

Wegen. In diesem westlichen Bereich waren alle Wege von Alleen begleitet. In den dicht mit Gehölzen bepflanzten Flächen waren vier zentrale Plätze versteckt. In dem südöstlich gelegenen Platz befand sich die „Peter-Ulme“, im Nordosten ein Vogelhaus. Breite Alleen und ein Kanal in Ost-West-Richtung teilten den repräsentativen Teil des Gartens von dem Nutzbereich. Inwieweit die im Plan dargestellten Wasseranlagen tatsächlich ausgeführt wurden, ist nicht zu ermitteln.

In den Jahren 1730–1755 soll die Anlage ihre Glanzzeit erreicht haben. In verschiedenen Quellen werden Weinstöcke, Fischteiche, Lorbeerbäume, aus Lübeck verschifft Taxuspyramiden, Laubengänge, Irrgärten und Gartenhäuser erwähnt. In dem an den repräsentativen Teil des Gartens anschließenden Obstgarten waren 13 Apfel- und 17 Birnensorten gepflanzt,¹⁴ die aus Deutschland importiert worden waren. Auch Feigen- und Orangenbäume werden genannt. 1764 besuchte die Zarin Katharina II. den Garten, 1780 tat dies Kaiser Joseph II.

Holländische Gartenkunst in zeitgenössischer russischer Sicht

Für die Anlage von Gärten um 1700 galten diejenigen Regeln, die zur Zeit der französischen Renaissancegärten entwickelt worden waren und auch für die Verbreitung des Stils im übrigen Europa zutrafen. Hauptprinzip war, die Natur der Kunst unterzuordnen. Zudem sollte der Garten nicht zu offen sein, d.h. Sichtbarrieren sollten immer wieder den Blick auf dahinter liegende Gartenteile verdecken; dabei sollte er nicht zu sehr beschattet werden. Auch war angestrebt, den Garten durch Ausnutzung perspektivischer Möglichkeiten stets größer erscheinen zu lassen, als er tatsächlich war.¹⁵ Geometrische Gesetzmäßigkeiten schufen ein hochrepräsentatives Äußeres, erlaubten aber im Detail künstlerische Erfindungen und Gestaltungsmöglichkeiten. Haus und Garten bildeten eine Einheit und bedingten gegenseitig ihre Größe. Der Garten war stets regelmäßig angelegt, d.h. aus geometrischen Formen komponiert, die sich an den Achsen spie-

¹⁴ In den „Rigaschen Stadtblättern“ ist vermerkt, dass 1754 und 1755 mehrfach die Aufforderung aus St. Petersburg kam, die Früchte keinesfalls zu verkaufen, sondern einzukochen und an den Zarenhof zu schicken, da sie viel besser seien als die dortigen; vgl. Campe, Därzs (wie Anm. 3), S. 149.

¹⁵ Vgl. Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst. Bd. 2, Jena 1926; Nachdruck 4. Aufl., München 1997, S. 192.

gelbildlich gegenüberlagen. Die Achsen wiederum wurden meist aus der Architektur des Gebäudes entwickelt. Auf die Terrassenanlagen vor dem Haus folgten die Parterres, meist quadratische oder rechteckige (Rasen-)Flächen, in die Muster aus Blumen, Buchsbaum oder bunter Erde gezeichnet wurden. Den Hintergrund für die offenen Parterres bildeten die Bosketts: von hohen, geschnittenen Hecken eingefasste Wege, die gerne sternförmig angelegt wurden und zum Lustwandeln dienten. Mit Gehölzen dicht bepflanzte Flächen bargen versteckte Plätze in sich, mit interessanten Details wie Irrgärten, Labyrinth, Pavillons, Volieren, Schauplätze für Feste und Gartentheater u.ä. Wasseranlagen in Form von spiegelartigen runden Becken, größeren Bassins, Kanälen und Springbrunnen waren ein wesentlicher Bestandteil der Gärten.

Peter der Große hatte auf seinen Reisen durch Europa berühmte Anlagen wie die Herrenhäuser Gärten in Hannover – eine der regelmäßigsten Anlagen, die wir kennen – oder Het Loo in Holland kennen gelernt und studiert. Eine spezielle holländische Gartenkunst, wie sie im Zusammenhang mit Veröffentlichungen zu den Gärten Peters des Großen in Riga genannt wird, gab es eigentlich nicht. Wie jedes Land hatte auch Holland seine eigenen Schwerpunkte und Formen herausgebildet, entsprechend den geografischen Gegebenheiten und der Zeit, zu der sich die französische Gartenkunst dort ausbreitete. In Holland waren der Kanal, der das Landschaftsbild ohnehin schon prägte, und die Blumenzucht, die die Gärten farbenprächtiger als ihre europäischen Pendanten erscheinen ließ, die landestypischen Besonderheiten. Holländische Gärten wiesen aber nicht die Individualität auf, wie sie z.B. in deutschen Gärten dieser Zeit zu finden ist. Sie wurden gerne von ausländischen Besuchern studiert, da sie in nur geringer Entfernung zueinander lagen und von ihren Besitzern stets reich ausgestattet worden waren. Peter der Große hatte während seiner Reisen zu Holland eine besondere Beziehung entwickelt, weshalb er Pflanzen und Ausstattungsgegenstände häufig über den russischen Gesandten in Holland beschaffen ließ.

Später als bei den westeuropäischen Nachbarn treffen wir in Russland auf die regelmäßige französische Gartenkunst, und es ist das erste Mal, dass in diesem Land von Gartenkunst gesprochen werden kann. Erst mit der Errichtung der Paläste Peters des Großen waren dauerhafte Gebäude entstanden, die die Anlage von Kunstgärten erlaubten. Für seine Gärten wählte er die zuvor in Westeuropa gesehenen Gestaltungselemente. Dem Besucher fällt zunächst das Übermaß an Goldschmuck und die Farbigkeit ins Auge. Gegenüber dem polni-

schen Gesandten in St. Petersburg soll der Zar 1720 geäußert haben, dass er einen schöneren Garten als Versailles plane.¹⁶ Auch wenn dies wohl eine übertriebene Hoffnung war, zeigt es doch den gestalterischen Anspruch Peters des Großen.

Der heute nicht mehr existierende Sommerpalast auf der Admirali-tätsinsel war von dem reichen Wasserschmuck der Parterres mit Kaskaden und Boskettis mit hohen Spalieren, die mit Werken italienischer Künstler verziert waren, geprägt. Lusthäuser, Grotten, eine Menagerie mit seltenen Tieren und Springbrunnen nach Versailler Vorbild ergänzten das Bild. Das an der Südküste des Meerbusens gelegene Schloss Peterhof, für das der französische Künstler Alexandre Le Blond die Pläne geschaffen hatte, war schon damals v.a. von seiner reichen Bepflanzung geprägt. 40 000 Ulmen und Ahornbäume sollen aus dem Inneren Russlands herbeigeschafft worden sein, dazu kamen zahlreiche Schiffsladungen mit Bäumen aus Westeuropa. Die reich ausgestatteten Terrassenanlagen mit der Doppelkaskade und die Wasserstraße, die als Mittelachse den Park teilten, prägten sein Bild.¹⁷

Diese Petersburger Anlagen waren Hintergrund und Vorbild für den in Riga geschaffenen „Kaiserlichen Garten“ wie auch für weitere Parks Peters des Großen im Baltikum, so z.B. Katharinental (Kadriorg) bei Reval (Tallinn). Auch ihre Gestaltungsprinzipien entsprachen der Gartenkunst jener Zeit, ihre Ausstattung war aber wesentlich einfacher und weniger aufwändig, zumal der Zar nur vereinzelte Aufenthalte dort plante und die Anlagen bis zu seinem Tod nicht beendet waren. Dennoch weist Campe auf einige Verbesserungen des Rigaer Gartens gegenüber z.B. dem Sommergarten in St. Petersburg hin.¹⁸ So bildeten Haus und Garten in Riga eine räumliche wie auch künstlerische Einheit, da sich die Hauptachse aus dem Mittelpunkt des Palais heraus entwickelte, während sich in St. Petersburg das Schloss neben der Achse befand und durch einen Wirtschaftshof vom Garten getrennt war. Diagonale Wege im Boskettbereich wurden in Riga konsequent verwirklicht, während sie in St. Petersburg nur angedeutet wurden. Auch auf der Wasserseite an der Düna zeigte sich das Rigaer Palais viel größer als das Petersburger Schloss am Fontanka-Kanal.

Der große Anteil der Wasseranlagen in Form der Kanäle sowie auch die Lage an der Düna waren aus Holland übernommen. Wie auch in anderen Ländern Nordeuropas wurden in Livland nur wenige neue

¹⁶ Vgl. Campe, Därzs (wie Anm. 3), S. 6.

¹⁷ Vgl. Gothein, Geschichte (wie Anm. 15), S. 286-289.

¹⁸ Vgl. Campe, Därzs (wie Anm. 3), S. 12.

Ideen entwickelt, in den festen Rahmen der Gestaltungsprinzipien aber viele Landeseigenarten aufgenommen. Im Rigaer Garten waren es die mächtigen Lindenalleen, die sein Aussehen prägten.

Weitere Anlagen und die Entwicklung der Gärten Peters des Großen nach dessen Tod

Einen zweiten, kleineren Garten in Riga ließ der Zar ab 1722 auf der Alexanderschanze anlegen, nach der auch der Garten benannt ist. Ab April diesen Jahres wurde mit der Bepflanzung des Gartens begonnen, für den zunächst eine erstaunlich große Anzahl an Bäumen¹⁹ aus der Rigaer Umgebung herbeigeschafft wurde. Für die Wasserversorgung wurde ein zugewachsener Graben wieder freigelegt. Noch zu Lebzeiten des Zaren wurde ein hölzernes Palais errichtet, das später durch ein aus Ziegeln gemauertes ersetzt werden sollte und für das auch schon Material herbeigeschafft worden war. Da der Zar zwischenzeitlich starb, wurde der Bau aber nicht mehr begonnen. Der Plan zeigt einen symmetrischen und an der Hauptachse spiegelbildlich angeordneten Grundriss des Gartens, in dem Wasseranlagen allerdings fehlen. Auch hier soll es Weinstöcke, Lorbeerbäume, Taxuspyramiden und eine nur kurz bestehende Orangerie gegeben haben. Die Pflanzen der Orangerie waren aus dem Schloss in Mitau (Jelgava) herbeigebracht worden. Sie müssen wohl dem verbannten Herzog Ernst Johann Biron gehört haben. Da sie im „Alexanderschanzengarten“ aber nur im Freien stehen konnten, wurden sie schon bald wieder in die Mitauer Orangerie zurückgeschafft. Nachdem von 1750 bis 1754 anstelle der Schanze ein Lazarett erbaut worden war, verlor der „Alexanderschanzengarten“ sehr bald seine Bedeutung und existiert heute, im Gegensatz zum „Kaiserlichen Garten“, nicht mehr.

Durch die Gärten Peters des Großen erfuhr der an der Düna gelegene so genannte Weidendamm einen erheblichen Aufschwung. Wohlhabende Bürger wetteiferten bei der Ausstattung ihrer Landhäuser und Gärten in unmittelbarer Umgebung des „Kaiserlichen Gartens“. Auch wurde an die Weide anstoßend ein Botanischer Garten (der spätere „Thiemersche Garten“) und an der Bleichpforte ein Medizinischer Garten angelegt.

¹⁹ Blumenbach, *Geschichte* (wie Anm. 2), S. 8, erwähnt eine Bestellung des Generalgouverneurs Repnin über 30 450 Bäume.

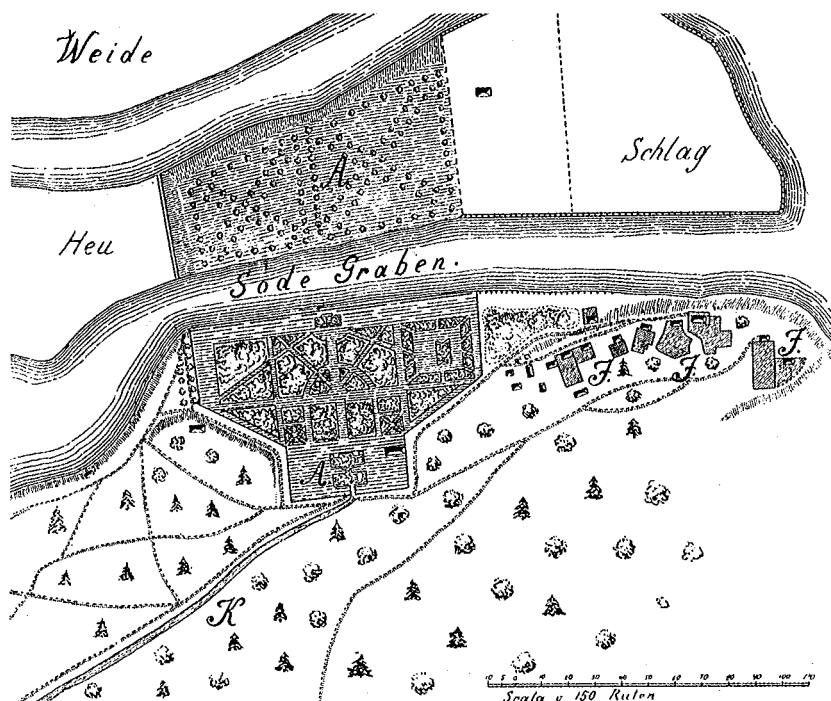


Abb. 2: Geometrischer Plan von dem Kayserl. Alexanderschantzschcn Garten, dem Feld-Hospital, und allen am Sode-Graben belegenen publicuen und privaten Gebäuden und Gelegenheiten 1763.

Quelle: A. Blumenbach, Zur Geschichte der öffentlichen Anlagen und Gärten der Stadt Riga, Riga 1913, Beilage 1

Nach dem Tode Peters des Großen wurde der Hauptteil des „Kaiserlichen Gartens“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, während der Teil zwischen Palais und Querkanal im Sommer vom Generalgouverneur genutzt wurde. Zunächst wurde der Garten wegen seiner Nähe zur Stadt rege besucht, mit der Zeit aber verblasste seine Bedeutung. „Der einst so beliebte holländische Geschmack kam in Misskredit, seitdem der englische in Aufnahme gekommen war; man wollte nicht mehr in Gängen, wo der Pflanzenwelt Zwang angetan war, sondern in freier Natur oder mehr in naturgemäßen Anlagen einen Naturgenuss finden...“²⁰ Auch war der Garten mit den Jahren düster und feucht und seine stehenden Gewässer unansehnlich geworden.

²⁰ Ebenda, S. 44.

Erst Generalgouverneur Marquis Paulucci fand wieder Interesse am Garten, hielt sich im Sommer dort auf und ließ 1821 die schon erwähnte Gedenktafel an der „Peter-Ulme“ anbringen.

Im Jahre 1841 ging der Garten von der Krone in den Besitz der Stadt über mit der Auflage, ihn zu erhalten und weiterhin tagsüber für Besucher zu öffnen. Bis 1867 dienten die dort bestehenden Gebäude noch dem Generalgouverneur als Sommeraufenthalt, anschließend wurden sie verpachtet. 1853 wurde der Pavillon im Zentrum der Anlage zu einem Gartenrestaurant umgebaut. Zahlreiche weitere Attraktionen wie ein Sommertheater und ein Musikpavillon kamen in seiner Umgebung hinzu. Akrobaten, Athleten und verschiedene Schauspieltruppen traten dort auf.

In den folgenden Jahren verwarhlte der Garten stark und wurde zunehmend seltener besucht. Erst die Übernahme durch die Gartenverwaltung 1879 führte wieder zu einem Aufschwung. Dort, wo noch Spuren der alten Anlage sichtbar waren, wurden diese rekonstruiert. Weite Teile waren aber durch die mehrfach wechselnde Nutzung so verändert worden, dass eine Neuplanung, der Zeit gemäß im englischen Landschaftsstil, durchgeführt wurde.

Zwischen 1880 und 1884 wurde vom damaligen Stadtgartendirektor Georg Kuphaldt der Gehölzbestand stark ausgelichtet, Bodenaufschüttungen vorgenommen und die sumpfigen Teiche verfüllt bzw. wo sie erhalten bleiben sollten, neu angelegt. Die Wege der bisher regelmäßigen Anlage wurden vielfach durch geschwungene ersetzt, und die Rasenflächen bekamen entsprechend asymmetrische Formen. Nur die großen Lindenalleen blieben erhalten; der Parkeingang wurde an den Beginn der Hauptallee verlegt. An vielen Stellen wurden ergänzende Gehölze gepflanzt, im Bereich des zentralen Pavillons legte Kuphaldt Teppichbeete an.

Das bestehende große Wohngebäude ließ die Gartenverwaltung restaurieren und zu einem Gartenrestaurant umbauen. Es erhielt im oberen Stockwerk eine Glasbalustrade, 1884 wurde ein Wintergarten hinzugefügt. Im Jahre 1887 errichtete der Rigaer Radfahrerverein im hinteren Teil des Gartens eine hippodromförmige Radrennbahn. Die Teiche wurden im Winter als Eisbahn genutzt.

Heute heißt der Garten „Viestura dārzs“ („Viestur-Garten“), und nur die noch vorhandenen Alleen lassen Grundzüge der ehemals regelmäßigen Anlage erkennen, während die übrigen Bereiche größtenteils noch dem Umgestaltungsplan Kuphaldts vom Ende des 19. Jahrhunderts entsprechen. Die Wasseranlagen und Gebäude sind allerdings verschwunden.

Zum 175-jährigen Bestehen des Gartens schrieb eine Zeitung 1896: „Wohl können wir Rigenser stolz auf diesen Garten sein. Wenn wir denselben betreten, so umfassen uns der Vorzeit heilige Schauer. Hoch über uns wölben sich die herrlichen Linden, die (...) unsere Seele voll Dank und Anbetung des Allmächtigen erfüll(en), der uns seit Peters des Großen Zeit Jahre des Friedens geschenkt hat, wie sie diese so viel umworbene Stadt bisher in so langer Dauer nie hat schauen können.“²¹

²¹ Ebenda, S. 51.

Der Klassizismus in der Architektur Rigas

von Jānis Zilgalvis

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelte sich Riga zu einer bedeutenden Festung des Russischen Reiches und zu einem florierenden Handelshafen. Die Zahl der Manufakturen in der Stadt wuchs, und es entstanden die ersten Fabriken. Der wirtschaftliche Aufschwung führte auch zu einer Steigerung der Einwohnerzahl und einer Verbesserung der materiellen Situation eines Teils der Bevölkerung. Verschiedene Gesellschaften, Theater, neue Sammlungen künstlerischer Arbeiten und Presseerzeugnisse, teilweise auch in lettischer Sprache, wurden ins Leben gerufen.

In den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts wurden in der Architektur die Stilformen des Barock und Rokoko durch den Klassizismus abgelöst. Entsprechend seinen Prinzipien und dem durch die Ideen der Aufklärung verkündeten Rationalismus wurde eine Modernisierung der rasch anwachsenden Stadt unumgänglich, die sie in ein einheitliches Bebauungsensemble mit neuen öffentlichen und Wohnhäusern, Kulturbauten und -plätzen umwandelte sowie neue städtebauliche Normen und später Vorschläge von Musterfassaden einführte.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war für Riga eine Zeit, in der man neue Gebäude errichtete, die von der Öffentlichkeit und den staatlichen Behörden genutzt wurden. Diese Bauten zeichneten sich durch eine symmetrische und ausbalancierte räumliche Komposition des Umrisses, maßvolle Verwendung des Dekors und aus antiken Vorbildern schöpfende Inspiration der künstlerischen Ausführung aus. Das erste öffentliche Gebäude, in dem die Ideen des frühen Klassizismus verkörpert waren, war das Rathaus (1750–1765, Architekt Johann Friedrich von Oettinger). Das Gebäude, das nicht erhalten geblieben ist,¹ war von einem mehrstufigen Turm gekrönt, und sein zentraler Teil wurde von einem Portikus und einem dreieckigen Frontispiz mit skulpturalen Reliefs (Bildhauer Johann Georg Habekorn) über dem Vorbau im zweiten Stockwerk betont. Skulpturale

¹ 1791 wurde das Flachdach des Rathauses durch ein steiles Mansardendach ersetzt, der zweite Stock hingegen wurde in den Jahren 1848–1850 wiederum mit einem Flachdach errichtet (Architekt Johann Daniel Felsko). Das Rathaus brannte im Zweiten Weltkrieg nieder. Seine Überreste, die in einem guten Zustand waren, und das Gebäude hätten renoviert werden können, wurden jedoch 1954 abgetragen. Derzeit hat man mit der Erneuerung des Rathauses begonnen.

Gebilde im Nachhall des Rokoko fanden sich auch über der Balustrade und der Balkonbrüstung. Die Fenster des Erdgeschosses assoziierten mit der Arkade, deren Bedeutung durch die Rustika vermehrt wurde. Für die Außenwände des neuen Gebäudes wurde Kalkstein von der Insel Ösel verwendet, für die Gestaltungselemente und skulpturalen Gebilde holte man dieses Material aus Gotland. Bekannt sind auch die Namen der Meister, die am Bau des Rathauses beteiligt waren: So wurden beispielsweise die Deckenreliefs im Ratssitzungssaal und die dekorativen Vasen für die Haupttreppe von Jakob Ernst Meier gestaltet, und mit der Verarbeitung des künstlichen Marmors für die Wände der Gerichtssäle war Wilhelm Stilling befasst. Bei der Planung spielte die monumentale Haupttreppe, die vom Ratssitzungssaal in den ersten Stock führte, eine wesentliche Rolle. In der Architektur des Rathauses lassen sich ein lakonischer Zugang zur dekorativen Ausstattung und tektonische Klarheit beobachten. Die Zeitgenossen bewerteten den neuen Bau anerkennend, und er wurde unzweifelhaft zu einer Quelle der Inspiration für die stilistische Suche der Rigaer Baumeister.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann sich das Aussehen der Altstadt Rigas rasch zu verändern. In den Jahren 1782 und 1783 riss man im Schlossgraben die alte Holzbebauung nieder und wies dort den Platz für den Bau der katholischen Kirche und des Pfarrhauses sowie vor dem Ordenschloss für das Gebäude der Gouvernementsverwaltung zu. 1785 wurden auch die katholische Kirche der Schmerzensmutter und das Haus des Geistlichen, ein charakteristischer Bau des frühen Klassizismus, errichtet. Das Verwaltungsgebäude baute man an das Schloss an, wodurch dieses eine neue Fassade erhielt (1783, Architekt Peter Johan Bock); vor dem Schloss wurde ein Platz gestaltet, ein neues öffentliches Zentrum der Stadt. Die Schlossfassade war sehr schlicht ausgeführt, ohne jegliche Ausladungen und reiches Dekor. Der Architekt strebte anscheinend danach, dem Gebäude seine mittelalterliche Stimmung zu bewahren, jedoch verwendete er ein Mansardendach mit einem dreieckigen Frontispiz im Zentrum, das dem historischen Umriss einen zeitgemäßen Anstrich gab. Die Veränderungen an der Planung betrafen auch das bestehende Gebäude: Die Gewölbe im ersten Stockwerk wurden beseitigt und die Wände des Schlosses erhöht.

Die Bebauung des neuen Platzes wurde durch das kaiserliche Lyzeum auf dem Schlossplatz 2 (1785–1787, Architekt Matthias Schon) komplettiert, ein zweistöckiges Gebäude mit Toren zu beiden Seiten. Auch dieses Gebäude hatte ein Mansardendach, ebenso wie der

bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts errichtete so genannte Petersburger Gasthof. Mehrere neue Wohnhäuser entstanden auch in der Tiefe des Platzes, auf der Seite der Zitadelle hingegen blieb er offen.

In der lettischen Architektur teilte sich der Klassizismus im Laufe seiner historischen Entwicklung in zwei Richtungen. Die eine entstand unter dem Einfluss des deutschen und russischen Klassizismus, die Quellen des anderen – des so genannten „Bürgerklassizismus“² – sind direkt in den für Riga spezifischen kulturhistorischen und sozialen Bedingungen zu suchen. Unter ihnen sind das Verlangen, dem Einfluss der Ideen der Aufklärung im Leben der deutschen Städte zu folgen, Bestrebungen, die Wohnung komfortabler zu machen, sowie der Wunsch, durch Vermietung einen Gewinnanteil am Eigentum zu erhalten, zu erwähnen. Diese Richtung, die in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts ihren Anfang nahm, steht in Zusammenhang mit der geringen Bautätigkeit mehrstöckiger Mietshäuser. Hauptvertreter des „Bürgerklassizismus“ war der Architekt Christoph Haberland (1750–1803). Er wurde in Riga geboren und hatte seine Kenntnisse der Baukunst in Berlin und Dresden erworben.³ Es ist denkbar, dass seine Ansichten im Bereich des Bauwesens im Laufe seiner Lehrzeit von Friedrich August Krubzacijs (1718–1790) beeinflusst wurden, dem bekannten Architekten, in dessen Arbeiten sich die Besonderheiten des Barock – der Übergangsperiode zum Klassizismus – der damaligen deutschen Architektur widerspiegelten. Nach Haberblands Entwürfen wurden die Wohnhäuser in der Miesnieku-Straße 1 (1779), Pils-Straße 6 (1795), M.-Pils-Straße 1 und 3, Teātra-Straße 6 (1785), Zirgu-Straße 28, Smilšu-Straße 5 (1787–1794), das Haus von Johann Samuel Hollander in der Šķūņu-Straße 17 (1787), das Privathaus des Architekten in der Kalēju-Straße 4 (1788), in der Vecpilsētas-Straße 17 (1788) und andere errichtet. In diesen mehrstöckigen Wohnhäusern neuen Typs verbesserten sich die Lebensumstände der Stadtbewohner. Es entstanden beheizbare Wohnzimmer, Schlafzimmer und eine Küche, in den oberen Stockwerken befanden sich Mietwohnungen oder Räume für die Bediensteten und im Erdgeschoss Geschäfte. Für die Einrichtung der Festsäle wurden aus Stuck gestaltete Basreliefs, Pilaster, Kamine und Parkett verwendet. In die Räume waren weiße Kachelöfen eingebaut, die Wände wurden tapeziert. Die Festsäle des ersten Stockwerks

² Ju. Vasil'ev, *Klassiċizm v arċitekture Rigi* (Der Klassizismus in der Architektur Rigas). Riga 1961, S. 139-188.

³ Heinz Pirang, Christoph Haberland, in: *Jahrbuch für Bildende Kunst in den Ostseeprovinzen*. Riga 1910, S. 7.

und die gewundenen Holztreppe befanden sich selten in der Nähe der übrigen Räumlichkeiten; gewöhnlich waren sie asymmetrisch untergebracht. Dafür waren die Fassaden dieser Gebäude symmetrisch, sie ähnelten nicht den Fassaden der mittelalterlichen Häuser, die an einen Schirm erinnerten, sondern waren harmonisch, offen und plastisch aufgelockert.⁴

Das Wohnhaus in der Teātra-Straße 6 ist eine der ersten Arbeiten Haberlands, ein Gebäude, das er für sich selbst errichtete. Das zweistöckige Haus, das auf der Ecke zweier enger Straßen steht, hat ein Mansardendach. Die dekorative Ausführung der Fassade ist mit Rücksicht auf die sehr enge visuelle Wahrnehmung des Gebäudes gestaltet: Die dekorativen Details sind gering und heben sich nicht plastisch aus der Fassadenebene heraus. Hier gibt es keine Pilaster, Risalite oder Balkone. In anderen Arbeiten des Architekten findet sich an der zentralen Stelle der Fassade ein Risalit oder gerade umgekehrt eine Einsenkung der Ebene, die von einem prächtigen Balkon und Pilastern der großen Säulenordnung betont wird, so beispielsweise bei dem Haus in der Šķūņu-Straße 17, das aus drei Stockwerken und einer Mansardenetage mit einem Dachausbau besteht. An den Rändern der symmetrischen Fassade und beiderseits der zentralen Fenster sind Pilaster angebracht. Durch besondere Pracht und dekorative Satturiertheit zeichnen sich das Gesims, der Balkon im ersten Stock und die Türflügel aus. Höhepunkt der künstlerischen Ausführung der Innenräume war das ovale Speisezimmer, dessen Wandflächen von Nischen und ionischen Pilastern aufgelockert wurden; der Plafond wurde von Relieffruchtgewinden eingerahmt, unter die figurale Reliefs in einem ovalen Rahmen geordnet waren.

Eine der besten Arbeiten von Chr. Haberland ist das Wohnhaus in der Smilšu-Straße 5. Seine Fassade ist geometrisch präzise proportioniert und zeichnet sich durch eine klare und einfache, aber dekorative Ausführung aus. Ein massiver Balkon im Zentrum des Gebäudes wird durch Konsolen gestützt, für das darüber befindliche Fenster im ersten Stock ist ein einzelnes, dreieckiges Frontispiz verwendet worden; das mittlere, barockal behandelte Fenster des Mansardendaches jedoch ist prächtiger als die übrigen. Derart wird die symmetrische Achse des Gebäudes betont. Ein Zwischengeschoss- und ein Dachgesims lenken die Aufmerksamkeit wiederum auf die Horizontale. Letzteres ist ungewöhnlich, weil unterhalb des Entablements flache,

⁴ J. Vasiljevs, Rīgas pilsētas plāns un arhitektūra (Der Plan und die Architektur der Stadt Riga), in: Feodālā Rīga (Das feudale Riga). Rīga 1978, S. 454.

eigentümlich behandelte Triglyphen angebracht sind, die scheinbar die Kapitelle nicht vorhandener Pilaster sind.

Eine der prächtigsten Fassaden gehört zu dem bereits erwähnten Privathaus des Architekten in der Kaļķu-Straße 4, von dem nur noch das Erdgeschoss mit dem Portal zu sehen ist. Das Haus wurde in den Umriss des Gebäudes der russischen Gesellschaft „Uļej“ gebaut, in dem sich heutzutage das russische Schauspieltheater befindet. An der Fassade findet eine Fülle dekorativer Details Verwendung. Das erste, das Paradesockwerk wird hervorgehoben durch vier bogenförmige Fenster mit „Sandriki“ (Giebel), einer Balustrade und einer skulpturalen Gruppe, die kompositionell in Zusammenhang steht mit den darüber befindlichen, in einen prächtigen Rahmen gefassten Basreliefs, im Zentrum, unter den Fenstern. Die Fassade des Hauses wird von den bereits an anderen Gebäuden zu beobachtenden, rhythmisch geteilten Eckpilastern eingerahmt. Prächtig gestaltet sind das Dach- und Zwischengeschossesims sowie das Portal. An der Fassade des Hauses drückt sich der für Haberland charakteristische Rhythmus aus: Um eine monotone Wiederholung der Elemente zu vermeiden, ergänzt er sie dezent und gestaltet sie um, indem er beispielsweise die Art der Sandriki und die Dekors unter den Fenstern im ersten und zweiten Stockwerk abändert. Auch vertikal ist dieser Rhythmuswechsel zu spüren: Unterschiedlich sind das Erdgeschoss – die Geschäfts- und Kommunikationsetage –, das erste und zweite Stockwerk – vermutlich die privaten Wohnräume des Architekten – und das dritte und vierte Stockwerk – die Miets- und Bedienstetenwohnungen.

In der Architektur der von Chr. Haberland errichteten Gebäude spielte die architektonisch-künstlerische Ausführung der Fassaden, in der neben dem strengen Kompositionsschema des Klassizismus auch einzelne Elemente des Barock und Rokoko verwendet wurden, eine bestimmende Rolle. Die Planungsweise hingegen hat, obwohl in ihr eine Reihe innovativer Lösungen eingeführt ist, eine untergeordnete Bedeutung. Haberland ist der erste der Rigaer Architekten und Baumeister, der Elemente der Säulenordnung für die künstlerische Gestaltung der Innenräume nutzt. Als Resultat seines Schaffens entstanden Paradesäle neuen Typs, in denen sowohl die Decken- und Wandgestaltung als auch die Ausstattung der Böden und Fensteröffnungen in gleichem Maße bedeutsam waren, beispielsweise der Saal im Hause des Ratsherrn Johann Heinrich Hollander in der Kungu-Straße 1. Der Architekt schuf nicht nur rechteckige, sondern auch runde und ovale Räume. Die Proportionen der Paradesäle sind von ihm stets erfolgreich ausbalanciert worden, sie fügen sich organisch in

die Gesamtplanung ein. Für Haberlands schöpferische Handschrift ist das Temperament, der freie Zugang zu der Übersetzung dekorativer Details und den einzelnen Kanons des Klassizismus charakteristisch.

Ein bedeutendes Ereignis im Leben der Stadt war der Umbau der Stadtbibliothek im Ostflügel des Domklosters (1778–1787, Architekt Chr. Haberland), in dessen Folge ein weitläufiger zweistöckiger Saal gestaltet wurde. 36 korinthische Säulen stützten die Galerie, die über den Umfang des gesamten Raumes verlief. Die Saaldecke wurde von einer Rosette mit einem Basrelief im Zentrum geschmückt, in der Katharina II. mit dem Aussehen Minervas dargestellt war. Die Ausführung des neuen Saales veränderte die bestehende mittelalterliche äußere Gestalt des Baus nicht wesentlich, jedoch führte sie einen zeitgemäßen Geist ein und legte Zeugnis vom Können der Riger ab. Der Saal war majestätisch, feierlich und hinterließ einen erhebenden Eindruck. Die Grundlage seiner dekorativen Gestaltung bildeten Studien der klassischen Vorbilder. Betriebsamkeit war auch bei der Ausführung anderer öffentlicher Gebäude zu spüren. So gestaltete der livländische Geheimrat und spätere Petersburger Senator Otto Hermann von Vietinghoff (1722–1792) auf eigene Kosten einen für seine Zeit ungewöhnlichen Bau – das Mussen-(Freizeit-)Haus in der R.-Vägnera-Straße. Dabei handelte es sich um einen eigentümlichen Adelsklub, in dem sich das erste Rigaer Theater befand. An ihm wirkten die bekanntesten Schauspieler jener Zeit: Johann Christian Brandes, Siegfried Gotthilf Koch (Eckart) u.a. Das Theater zeichnete sich durch hohes künstlerisches Niveau aus, es wurden Stücke von Shakespeare, Schiller, Diderot und anderen Autoren zur Aufführung gebracht. Autor des Entwurfs für dieses interessante Gebäude war der bereits erwähnte Chr. Haberland; es wurde in den Jahren 1781 und 1782 errichtet. Neuartig waren in der Bauplanung die Ausführung der breiten und ausgeleuchteten Treppe sowie die Aufteilung der Räumlichkeiten. Auserlesen war die künstlerische Gestaltung der Räume. In der Fassade hob sich die monumentale Ausführung des Eingangs und der architektonische Gliederungsrhythmus großen Maßstabs im Vergleich zu den Ende des 18. Jahrhunderts erbauten Wohnhäusern ab.

Die Entwicklung der klassizistischen Architektur in Riga beeinflusste auch die sakrale Bautätigkeit – sowohl hinsichtlich der Gestalt als auch typologisch. Anstelle der gewohnten ein- oder dreischiffigen Kirchen begannen sich Gotteshäuser zentrischer Planungsweise zu verbreiten. Die Mehrzahl dieser Gebäude verfügte über keine Hauptfassade. Alle waren mehr oder weniger gleichwertig. Ein Portikus, eine Kuppelüberdeckung über dem zentralen Teil und eine ausführ-

lichere Aufteilung der Fensteröffnungen wurden angewendet, dabei häufig eines über das andere geordnet.

Eine der frühen klassizistischen Kirchen in Riga war St. Gertrud, die sich in der Petersburger Vorstadt befand. Der Architekt P. Kampe schreibt dieses Gebäude Chr. Haberland zu und begründet dies mit der Ähnlichkeit der Planungsweise zu der von ihm entworfenen Johannis-Kirche in Walk (1785).⁵ Die bis heute gut erhaltene lutherische Kirche wurde in den Jahren 1779–1781 errichtet. Der Gemeinderaum des Holzgebäudes war achteckig, und an ihn schmiegte sich ein hoher vielstufiger Turm mit einem barockalen Dächlein. Der Gemeinderaum war zweistöckig, wie die Verteilung der Fenster belegt. Die Kirche war aufgrund der Ausführung ihres Umrisses sehr imposant, was auf die technischen Möglichkeiten und Traditionen des Blockbaus zurückzuführen ist.

Eines der bedeutendsten klassizistischen Gotteshäuser in Riga ist die orthodoxe Peter- und Paulskirche in der Zitadelle (1781–1785, Architekt Sigismund Zoege von Laurenberg, Leiter der Bauarbeiten Chr. Haberland). Die Absicht, anstelle der alten Kirche, die sich in einem schlechten Zustand befand, eine neue zu errichten, war bereits im Jahre 1769 entstanden. Allerdings wurde die Idee der Errichtung eines kleinen Garnisonsgotteshauses verworfen; stattdessen dachte man über den Bau einer ziemlich großen Kathedrale nach. Diese Tendenz stand in einem Zusammenhang mit dem russischen Wunsch nach einer Stärkung der Orthodoxie in den baltischen Gouvernements. Dennoch vergingen mehrere Jahre, bis die Frage des Kirchenbaus eine reale Richtung gewann. Einige Zeit lang existierte der Gedanke einer nochmaligen Nutzung des Entwurfs für die Kirche von Dünamünde (1772–1776, Architekt Alexander Wist), bis das Projekt der Peter- und Paulskirche realisiert wurde. Dem Gotteshaus der Zitadelle ähnlich ist die orthodoxe Kirche in Pernau, Estland (1763). Dies ist damit zu erklären, dass die Pernauer Kirche das von Katharina II. empfohlene Vorbild für den Bau solcher Gebäude in den baltischen Gouvernements war, unabhängig von deren Größe. Das Gotteshaus in Pernau war einer der ersten Versuche, die traditionelle fünfkuppelige orthodoxe Kirche in die Formen der antiken Architektur umzufor-

⁵ P. Kampe, *Centrālveidīgais būvtips Vidzemes baznīcu celtniecībā no 17. gs. vidus līdz 19. gs. vidum* (Der zentrale Bautyp bei der Errichtung livländischer Kirchen von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts), in: *Senatne un māksla 2* (1938), S. 139.

men.⁶ Dennoch folgte Zoege von Laurenberg diesem Vorbild nicht sklavisch. Entlehnt wurden nur die Idee und die Grundprinzipien der architektonisch-räumlichen Komposition. Die Kirche wurde in ihrer Gesamtheit gleichsam ein dem Ort, der Gesellschaft und der Zeit entsprechendes Originalwerk. Dies ist auch Chr. Haberland zu danken, der bei der Leitung der Bauarbeiten die für ihn charakteristischen Detailausführungen einführte.

Die Grundlage des Plans der Kirche bildet ein griechisches Kreuz, an das sich auf der westlichen Seite ein Turm und in der nordöstlichen Ecke die Sakristei anschmiegen. Die von den Armen des Kreuzes gebildeten Fassaden werden durch Portiken mit dreieckigen Frontons bereichert. Der vierstufige Turm dominiert den etwas abgeflachten und niedrigen Umriss des Gemeinderaums, aber das Gleichgewicht zwischen diesen beiden Teilen wird durch den über dem mansardenartigen Vorbau errichteten zentralen Turm geschaffen. In der räumlichen und architektonisch-künstlerischen Umrisskomposition der Kirche sind einige eigentümliche Merkmale zu beobachten. Das Gebäude verfügt über keine Hauptfassade, es ist in gleicher Weise bedeutsam von allen Seiten wahrzunehmen, da in der städtebaulichen Situation sowohl die Wahrnehmung des Turms von der Straße als auch die Wahrnehmung der Seitenfassade vom Platz sowie des Gesamtbilds der Kirche von der Altstadt Rigas aus wichtig waren. Die Elemente der Säulenordnung, welche die künstlerische Qualität aller Fassaden bestimmen, decken den Aufbau der Innenräume auf und vereinigen die Baumasse zu einem einheitlichen Ganzen. Die Elemente der Säulenordnung haben in der Kirchenarchitektur mehrere wesentliche Bedeutungen, wie der Erforscher der klassizistischen Architektur Rigas, Jurij Vasil'ev, bemerkt: Erstens nähern sie das Gebäude dem menschlichen Maßstab an, und zweitens rufen sie die Illusion von einer größeren Höhe des Turmes hervor.⁷

Die Peter- und Paulskirche wurde zur Dominante der Zitadellenbebauung und zu einem maßgeblichen Bestandteil der räumlichen Organisation des Paradeplatzes. Der Kirchturm mit der hohen Spitze fügte sich gut in das Stadtpanorama ein und stand nicht im Widerspruch zu den Türmen der übrigen Kirchen. Das neue Gotteshaus mit seinem räumlichen Aufbau, dem künstlerischen System der Fassaden und den kühnen konstruktiven Ausführungen wurde zu einem Vorbild für die weitere Entwicklung der Baukunst.

⁶ Vasil'ev, *Klassicism* (wie Anm. 2), S. 117.

⁷ Ebenda, S. 125.

Die Leitung der Bauarbeiten an der Peter- und Paulskirche war für Chr. Haberland eine erste ausgezeichnete Schule, doch das Gebäude, das er bereits nach seinem eigenen Entwurf mehrere Jahre später errichtete, die lutherische Kirche von Katlakalns (1791/92), ist eines der bedeutendsten Denkmäler der sakralen Architektur des so genannten „Bürgerklassizismus“ in Lettland. Dies ist das letzte größere von diesem Architekten erbaute Gebäude. Die Grundlage des Kirchenplans wird von einem Kreis gestellt, in der Überdeckung stützt sich eine große sphärische Kuppel auf die Außenwände. Der Knotenpunkt des Haupteingangs wird von einem Portikus gebildet, auf der ihm gegenüberliegenden Seite schmiegt sich die Sakristei in Form eines kleinen Risalits an. Das auf dem Hügel der Dünahalbinsel errichtete Gotteshaus zeichnet sich durch gelungene Proportionen, eine organische Einbindung in die natürliche Umgebung und eine eigentümliche Interpretation der antiken Ideale aus und nutzt das Verhältnis des Goldenen Schnitts und die barockale Nachbildung einzelner dekorativer Details. Letzteres muss besonders auf die Laterne der Kuppel bezogen werden, die an den Abschluss der Kuppel der Peter- und Paulskirche der Zitadelle erinnert (1783–1785, Leiter der Bauarbeiten Chr. Haberland). Die Laterne der Kirche von Katlakalns ist nicht erhalten geblieben und wurde 1817 durch das Glockentürmchen über dem Sakristeieingang ersetzt.

Äußerst innovativ war die Komposition des Gotteshauses. Der runde Gebetsraum ist behaglich und hell. Grundlage der Raumorganisation bildet das Gespräch des Pfarrers mit der Gemeinde und nicht eine mystische Anbetung göttlichen Seins. Der Altar ist das ideelle Zentrum des Raumes, und auf ihn konzentriert sich die Aufmerksamkeit der Kirchgänger, deren Bänke in zwei Bögen um den vom Altargitter gebildeten Halbkreis angeordnet sind. Der Altar befindet sich gegenüber dem Haupteingang und war ursprünglich als mit der Kanzel vereinigt vorgesehen, als so genannter Kanzelaltar. Das Altarretabel wird von Säulen mit daneben befindlichen Pilastern gebildet. Über der mit volutenartigen Konsolen geschmückten Mensa tut sich ein in einer Halbkreislinie auseinander gebogener Baldachin hervor, dessen Entablement mit Festons geschmückt ist. Die Wände des Gebetsraumes werden von Pilasterpaaren geteilt, die zu beiden Seiten des Altars durch Kartuschen vervollständigt werden. Die Pilaster unterstützen das Entablement und setzen sich in der Kuppel Ebene in lisenenähnlichen Rippen mit einem Kreis im Mittelpunkt fort.

Infolge des Städtewachstums im Russischen Reich wurde es nötig, eine stilistisch und kompositionell einheitliche städtische Umgebung

zu gestalten. Deshalb wurden 1809 zwei Alben mit Musterfassaden herausgegeben, in denen 100 Projekte publiziert waren.⁸ Deren Autoren waren die Architekten Luigi Rusca (1762–1822) und William Geste (1763–1832). Im Jahre 1811 wurden diese Sammlungen durch ein Album mit Mustern für Gitter und Tore ergänzt, das von den Architekten L. Rusca und Vasilij Stasov (1769–1848) ausgearbeitet worden war. 1812 wurden zwei weitere Alben mit Fassaden nach Zeichnungen des Architekten Stasov veröffentlicht.⁹ Sie wurden durch 26 Vorschläge für die Planung von Stadtvierteln komplettiert. Insgesamt wurden 200 Entwürfe für Wohn-, Wirtschafts- und Handelsgebäude sowie andere Privathäuser in die fünf erwähnten Sammelbände aufgenommen, zudem 70 Muster für Tore und Gitter, die in klassizistischen Formen gestaltet waren. Die Autoren der Arbeiten hatten danach gestrebt, die unterschiedlichen materiellen Möglichkeiten der Auftraggeber und die durch den sozialen Stand diktierten Forderungen zu berücksichtigen. Die Sammlungen der Musterfassaden wurden auch in den späteren Jahren ergänzt. Die Musterfassaden, deren Gebrauch in Riga ab 1810 obligatorisch wurde, beeinflussten die Architektur der Stadt, und das sie betreffende Gesetz war sogar in die damaligen Rigaer Bauvorschriften eingearbeitet worden.¹⁰ Die Verwendung der Musterfassaden stellte man erst 1850 ein, was die lange Vitalität der klassizistischen Formen belegt. In dieser Zeit wurden in der Altstadt Rigas 77 Gebäude völlig neu errichtet oder umgebaut, darunter nach Fassadenzeichnungen des Jahres 1843 nur zwei.¹¹ Verwendet werden 36 verschiedene Muster, populär sind jedoch nur einige, die wir an einstöckigen Gebäuden mit drei oder fünf Fenstern an der Fassade wiederfinden. Die Zeichnungen für die Fassaden wurden in den meisten Fällen von den Gouvernementsarchitekten Christian Friedrich Breitkreutz (1780–1820) und J.A. Spacier (ca. 1790 – ca. 1870) ausgeführt.

⁸ *Sobranie fasadov Ego Imperatorskim Veličestvom vysočajše aprobirovannyh dlja častnyh stroenii v gorodach rossijskoj imperii 1809 goda* (Aufstellung der Fassaden der vom Großen Imperator bewilligten Privatbauten in den Städten des russischen Imperiums). Bd. I/II, o.O. o.J.

⁹ Die angeführten Alben befinden sich im Archiv für die Geschichte Lettlands.

¹⁰ *Ustav o proizvodstve stroenii v gorode Rigi i ego foršadtach* (Gesetz zur Bauausführung in der Stadt Riga und seinen Vorstädten). Riga 1820.

¹¹ A. Holcmanis, A. Jansons, *Privāto ēku celtniecība Rīgas iekšpilsētā (Vecrīgā) pēc paraugfasādēm 19. gs. pirmajā pusē* (Der Bau von Privathäusern in der Innenstadt [Altstadt] Rigas nach Musterfassaden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), in: *Latvijas PSR pilsētu arhitektūra* (Architektur der Städte der Lettischen SSR). Rīga 1979, S. 83.

Die Musterfassaden in Riga wurden, ebenso wie in den anderen lettischen Städten, unter dem Einfluss der lokalen Bau- und Handwerkstraditionen abgewandelt. Die Wohnhäuser erhielten neue Proportionen, das Dach wurde steiler, und seine Rolle in der Komposition des Umrisses vergrößerte sich. Bei den Musterfassaden war der Haupteingang vom Hof oder von der Toreinfahrt aus vorgesehen. Die Bautraditionen in den lettischen Städten forderten jedoch, einen Haupteingang von der Straße her zu bauen. In der Folge entstanden anstelle eines Fensters im Zentrum oder an den Seiten die Tür und das Portal, die zum Hauptakzent der Fassade wurden. Nach Musterfassaden wurden in der Altstadt die Gebäude in der Grēcinieku-Straße 6 (Musterfassade III-35), Jāņa-Straße 18 (II-97), Kalēju-Straße 9/11 (II-76), Miesnieku-Straße 12 (IV-77, erbaut 1826), Šķūņu-Straße 9 (IV-118, erbaut um 1820), Tirgoņu-Straße 2 (III-38, erbaut 1823) u.a. errichtet oder umgebaut.

Der Klassizismus markiert einen wichtigen Abschnitt in der städtebaulichen Entwicklung Rigas. Neue Entwürfe zur Planung der Vorstädte waren zwar bereits in den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts ausgearbeitet worden, doch eine bleibende Bedeutung kam erst dem unter der Leitung des Ingenieurgenerals Rodion Gerbel ausgearbeiteten Plan von 1769 sowie dem von Alexander Vilboa angeregten Plan für Riga und die Zitadelle zu. In Gerbels Plan sind die Trassen für die Straßen der Vorstädte konkret festgelegt, sie sind breiter als die vorherigen gestaltet, am Dünaufufer sind Befestigungen und die Einfügung dieser Zone in den Gesamtplan vorgesehen. Jedoch wurde nicht alles in die Realität umgesetzt, was in dieser mit städtebaulicher Großzügigkeit gelösten Arbeit geplant war. Im Jahre 1769 entstand eine weitere Variante für die Neuplanung der Vorstädte, die auf Anregung des Generalgouverneurs der Stadt, Braun, von einer Gruppe Rigaer Ingenieure ausgearbeitet wurde. Diese Arbeit besaß nicht die Großzügigkeit und Voraussicht der perspektivischen Entwicklung von Gerbels Plan, obwohl vieles aus den Plänen von Vilboa und Gerbel bewahrt blieb. Die kompositionelle Hauptrolle spielten in dem Entwurf die Altstadt und die an sie grenzende Festung, die Zitadelle; jedoch wurde den Vorstädten eine untergeordnete Bedeutung zugewiesen. Die 1769 ausgearbeiteten Pläne hatten eine bedeutende Rolle für das weitere Wachstum der Stadt.

Im Jahr 1772 wurde die der Altstadt Rigas und den Festungswällen nahe Bebauung der Vorstädte abgerissen und an ihrer Stelle die Esplanade gestaltet. Die äußere Befestigungslinie wurde bis zur heutigen Matisa-Straße hinausgeschoben, und die Planung der Vorstädte

erhielt neue Konturen: Die Richtungen der Hauptstraßen im Maskavas-, Brīvības- und Ganību-Damm-Rayon waren auf den Mittelpunkt Altstadt orientiert. 1784 wurde das gesamte Territorium der Vorstädte in drei Teile aufgeteilt: die Petersburger, die Moskauer und, auf dem anderen Dünaufer, die Mitauer Vorstadt. Mit der Bebauung der Rigaer Vorstädte war auch der Bau des so genannten russischen Handelshofes in der Moskauer Vorstadt verbunden, in dem mehr als 70 Geschäfte oder Handelsplätze mit Lagerräumen untergebracht waren. Der 1772 errichtete Komplex nahm ein ganzes Stadtviertel und die angrenzende frontale Bebauung von weiteren zwei Stadtvierteln ein.

Ein tragisches Schicksal suchte in der Zeit des Klassizismus die Vorstädte heim. Deren Häuser wurden aufgrund eines Befehls des russischen Heereskommandos und des Generalgouverneurs Magnus G. von Essen (1796–1869) im Jahre 1812 irrtümlicherweise niedergebrannt, weil man sich vor einem möglichen Angriff der französischen Armee fürchtete. Mehr als 700 Gebäude, die Unterkünfte einfacher Menschen, wurden zerstört. Die Bebauung der Vorstädte bestand hauptsächlich aus hölzernen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, deren Architektur von den Volksbauten, d.h. Bauernhäusern, beeinflusst war. Grundriss solcher Wohnhäuser war gewöhnlich der so genannte dreiteilige Typ: in der Mitte ein Mantelschornstein mit Vorräumen und beiderseits Wohnräume. In der Regel waren diese Holzhäuser einstöckig. Beim Bau größerer, häufig öffentlicher Gebäude wurde die dreiteilige Planungsweise komplizierter und vereinte scheinbar zwei Gebäude in sich: mit zwei Mantelschornsteinen oder zwei Heizstellen. Unter dem Einfluss des Klassizismus erschien an den Fassaden der Häuser der Rigaer Vorstädte ein kraftvoller Akzent des symmetrischen Zentrums: Mezzanin und das Frontispiz. In solcher Weise fanden sich in der Planung Verbesserungen wie die Ausleuchtung im ersten Stockwerk, wo zusätzliche Wohnräume eingerichtet werden konnten. Popularität erwarb sich auch das Mansardendach.

Nachdem die Vorstädte niedergebrannt worden waren, begann ihre Erneuerung nach einem unter Leitung des Ingenieurobersten Ivan Trousson ausgearbeiteten Plan, den Zar Alexander I. 1814 bestätigt hatte. Insgesamt veränderte sich die Planungsweise der Vorstädte kaum, abgewandelt wurden nur die Trassen einzelner Straßen sowie die Größe und Konfiguration der Stadtviertel. Bis zur Mitte des Jahres 1815 wurden 586 Gebäude errichtet. Diese standen nicht an den Altstadtswällen, weil sich dort zu Verteidigungszwecken die unbebaute Esplanade befand. Die Bebauung begann erst in größerer Entfernung,

wo es erlaubt war, Holzhäuser zu errichten, Steinhäuser entstanden in noch weiterer Entfernung. Neben den Wohnhäusern wurden auch mehrere Kirchen gebaut, beispielsweise die orthodoxe Kirche Mariä Verkündigung (1814–1818, Architekt Theodor Gottfried Schultz) in der Moskauer Vorstadt, Ecke Gogoļa- und Turgeņeva-Straße. Deren klassizistische Motive verbinden sich mit Formen des russisch-byzantinischen Stils. 1818 bewilligte die Regierung auch eine bedeutende Geldsumme für die Renovierung des russischen Handelshofes. Zu diesem Zweck wurde das von dem Architekten Stasov ausgearbeitete Musterfassadenprojekt „für ein Gebäude mit Handelsräumen im Erdgeschoß“ verwendet.

Unter den beachtenswerten, nicht in die Tat umgesetzten klassizistischen Konzeptionen in Riga muss der 1815 ausgearbeitete Entwurf für den Theaterplatz erwähnt werden. Diesen hatte man auf dem Jēkaba-Platz anstelle der Jakobsbastion gestalten wollen. Hier befanden sich das alte, 1648 errichtete Arsenal und eine Reihe von Wohnhäusern. Es war vorgesehen, den Platz in einem einheitlichen System mit dem Schlossplatz zu gestalten, und sein künstlerischer Hauptakzent war das Theatergebäude selbst: zweistöckig, mit einem prächtigen Portikus aus acht Säulen im Zentrum. Sein für Rigaer Verhältnisse riesiges Ausmaß harmonierte wenig mit der umgebenden Bebauung, und es wäre schwierig gewesen, in dem lang gestreckten Gebäude die für ein Theater notwendige funktionale Ausführung zu gestalten.

Eine eigentümliche Erscheinung innerhalb der Bebauung am Stadtrand von Riga waren die so genannten Höfchen bei Riga. Die Geschichte dieser Höfe reicht bis in das 15. Jahrhundert zurück, als die der Stadt gehörigen Ländereien immer häufiger bebaut wurden. So bildeten sich allmählich kleine Bürgerwirtschaften, deren Landfläche nicht groß war, weshalb sich keine landwirtschaftliche Produktion entwickelte. Im Jahre 1591 befanden sich 37 Höfe im Gebrauch von Bürgern und 14 im Gebrauch von Ratsherren. Deren Anzahl und Ausdehnung nahm im 17. Jahrhundert zu, und am Ende jenes Jahrhunderts waren bereits ungefähr 93 Wirtschaften entstanden. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde ein Teil der Höfe zu Erholungs- und Vergnügungsorten umgestaltet. Die Wohnhäuser wurden mit prächtigen Interieurs ausgestattet, die Bebauung schloss einen Park und Grünflächen mit ein, und die Verkehrsanbindung nach Riga wurde verbessert. Nach und nach wurden die Höfe zu Sommerunterkünften, deren Wirtschaft sich nur auf die Versorgung des Besitzers konzentrierte. Als sich die Stadt im Laufe der Zeit vergrößerte, wandelten sie sich zu selbstständigen Wohnorten. Die in der ersten Hälfte

des 19. Jahrhunderts errichteten Gebäude, in deren Architektur der Klassizismus dominierte, wurden größer und die Planung der Parks elaborierter. Die Höfe bei Riga erlebten ihre Blütezeit in den Jahren 1750 bis 1850. Später, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, änderte sich wenig an ihrer Bebauung, und die in dieser Zeit errichteten Gebäude (Typ Einfamilienhaus) hatten bereits den Charakter und die Stimmung von Herrenhäusern verloren. Formen des klassizistischen Stils drücken sich in der Herrenhaus-Architektur der Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts erbauten Güter Kleistenhof, Bonaventura, Liebethsholm, Weißenhof, Block, Wolfschmidt, Bienenhof, Hartmann und Ebelshof aus. Ein frühes Beispiel dieses Stils ist das einstöckige Herrenhaus des Hartmannhofes (zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts), dessen Planungsweise dem bereits erwähnten dreiteiligen Typ entspricht. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde in ungefähr sieben Meter Entfernung von diesem Gebäude ein Tanzsaal mit Terrasse errichtet, dessen Dach von Holzsäulen gestützt wird. Besitzer des Hofes war zu dieser Zeit das Stadtratsmitglied Johan Kollin. Später wurden die beiden Gebäude durch einen Anbau vereint, der ebenso eine Säulengalerie besaß. Das Gebäude erhielt in seiner Gesamtheit eigentümliche Plankonturen und einen räumlichen Aufbau. Hinzuzufügen ist, dass der ältere Teil mit einem Mansardendach, der neuere Teil hingegen mit einem vierschragigen Dach versehen war. Auf frühe Äußerungen des Klassizismus zu beziehen ist auch das alte Wohnhaus des Wolfschmidthofes, an dessen Mansardendach ein Mezzanin und daran ein Portikus mit Balkon gestaltet ist, sowie das dem Rigaer Ratsherren Gotthard von Vegesack zu Beginn des 19. Jahrhunderts gehörige Herrenhaus des Kleistenhofs, dessen Eingang nur durch einen kleinen Portikus akzentuiert wird. Ein Verzicht auf das Mansardendach ist auf den Höfen Liebethsholm, Block und Bonaventura zu beobachten. Letzterer gehörte seit 1780 Johann Balod, später ging er in den Besitz von Franz Gustav von Loewis über, und seit 1824 war sein Besitzer der Rittmeister Adolf von Wulff.¹² Der zentrale Teil des Herrenhauses wird durch einen ausdrucksvollen Portikus ionischer Säulen mit einem dreieckigen Frontispiz akzentuiert, die Ecken durch Rustika. Das Dach ist für das Gebäude sehr flach, und seine Rolle in der Gesamtgestalt ist gering. Völlig verschieden von den übrigen ist das Herrenhaus des Blockhofes. Ringsum wird es von einer aus Kolonnen der toskanischen Säulenordnung gestalteten Galerie umgeben,

¹² H. Hagemester, Materialien zu einer Geschichte der Landgüter Livlands. Bd. 1, Riga 1836, S. 56.

und den zentralen Teil betont ein großer Dreiecksgiebel mit einem halbkreisförmigen Fenster in der Mitte. Die klassizistischen Formen in der Architektur dieser Gebäude sind bereits ausgereift. Im Laufe der Entwicklung wurden sie weiter variiert, indem man einzelne räumliche Ausführungen des Umrisses schuf, beispielsweise in der Architektur des neuen Herrenhauses des Wolfschmidthofes und des Herrenhauses des Bienenhofes. Der zentrale, mit einem Portikus ergänzte Teil des einstöckigen Hauses ragte höher auf und war selbstständig geworden. Besonders gut ist das am Beispiel des Bienenhofes zu beobachten. Auch die Planungsweise ähnelte hier den Schlössern der Privatgüter: mit weitläufigen Zimmern, dem ovalen Saal, den Ausgängen in den Park und den Hof; der Mantelschornstein war hingegen von einem Ofenheizungssystem abgelöst worden.

Die erwähnten Herrenhäuser waren mit Ausnahme des Bienenhofes aus Holz und einstöckig. Selten fanden sich in den Zentren der „Höfchen“ bei Riga zweistöckige Gebäude. Unter ihnen sind zwei zu erwähnen: auf dem Hartmann-Gut und dem Ebelshof. Letzterer ist ein hervorragendes Beispiel klassizistischer Architektur, das allerdings im Laufe der Zeit seine ursprüngliche Gestalt verloren hat. Der im Zentrum der Hauptfassade befindliche Haupteingang wird durch einen Portikus mit prächtigen gefüllten Türflügeln akzentuiert, die Bedeutung der Stockwerke durch die Unterschiedlichkeit der Fensteröffnungen betont: Die oberen sind quadratisch und kleiner, weil sich hier die Schlafzimmer und Bedienstetenräume befanden, diejenigen im Erdgeschoss größer; hier waren die Repräsentationsräumlichkeiten untergebracht. Der Ebelshof hat mehrfach die Aufmerksamkeit von Künstlern erregt, so wurde beispielsweise im Jahre 1835 die Lithografie von David Jantzen „Der Garten des Ebelshofes bei Riga mit klassizistischem Schloß und zwei Gartenbauten“ hergestellt. Letztere waren Pavillons, und einer von ihnen kann in der Veröffentlichung von Heinz Pirang betrachtet werden.¹³ Es ist eine Rotunde, ein populäres Bauwerk in den Parks der lettischen Güter, deren Entstehung vermutlich mit der „Theorie der Gartenkunst“ von Christian C.L. Hirschfeldt in Zusammenhang zu bringen ist.¹⁴

Die beiden erwähnten Gebäude des Hartmannhofes erhielten erst 1833 einen gemeinsamen Besitzer, die Kaufmannswitwe Johanna Gertrude de Fänger, und später wurden sie nach dem Namen des folgenden Besitzers mit ihrem heutigen Namen benannt. Das zweistöckige

¹³ Heinz Pirang, *Alt-Rigasche Höfchen*, in: *Jahrbuch für Bildende Kunst in den Ostseeprovinzen*. Riga 1912, S. 44.

¹⁴ C.C.L. Hirschfeldt, *Theorie der Gartenkunst*. Leipzig 1782–1785.

Herrenhaus des Hartmannhofes wurde in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts, als Johann Blumberg sein Besitzer war, aus Holz errichtet. Das symmetrische Zentrum des Gebäudes wird durch ein Portal mit prächtigen Türflügeln und einem dreieckigen Frontispiz akzentuiert. Die Längsfassade des Erdgeschosses wird durch Pilaster, die das Gesims zwischen den Geschossen stützen, aufgeteilt. An der Fassade der ersten Etage gibt es keine Verzierungen, was das Gebäude einfacher wirken lässt und die Bedeutung der Stockwerke betont. In der unteren Etage des Gebäudes befanden sich fünf Zimmer (der große Saal, der ovale Saal usw.) und die Küche, im oberen Stockwerk lagen sechs Zimmer. Stilistisch hat das Gebäude Bezug zum „Bürgerklassizismus“, und der Autor seines Entwurfs ist möglicherweise Chr. Haberland.¹⁵ Davon zeugt die für den Architekten charakteristische Planungsweise mit dem ovalen Saal, die Methode der Proportionalität des Aufbaus und die Verwendung von Dekor der klassischen Säulenordnung im Interieur. Für beinahe alle Wände der von Haberland gestalteten Säle ist eine Aufteilung durch Pilaster charakteristisch, was zu einem ornamentalen Karnies oder einem Falz führte. Der große Saal auf dem Hartmannhof ist, wie es nun einmal in einem Haus auf dem Lande (in einem Vorort) üblich ist, viel einfacher als in den Rigaer Häusern; nichtsdestoweniger wird die Aufteilung der Wände bewahrt, obgleich anstelle der Pilaster dunklere Tapeteneinlagen verwendet werden.

In den Gebäuden der „Höfchen“ bei Riga befanden sich künstlerisch ausgewählte und prächtige Interieurs mit charakteristischen Gruppen von klassizistischen und Biedermeiermöbeln, Sammlungen von Kunstwerken usw., beispielsweise im Block-, Ebels-, Bienen- und Hartmannhof. Eine besonders prächtige Interieuransicht ist in dem ovalen Saal des Bienenhofes zu sehen: mit Wandmalereien, auf denen romantische Berglandschaften abgebildet sind, mit künstlerischer Marmorierung des Paneels und Intarsienparkett.¹⁶

Das „Höfchen“ bei Riga mit seiner elaborierten Bebauungsplanung wird durch das Weiße Gut, zu dem neun Gebäude gehörten, gut charakterisiert. Auf der Parkseite des Herrenhauses liegt ein Garten regulärer Planung, auf der Hofseite ein Obst- und Gemüsegarten mit

¹⁵ T. Vītola, *Arhitektūras pieminekļa Hartmaņa muižas ansamblja dzīvojamās ēkas Kalnciema ielā 30 īsa vēsturiskā uzziņa* (Eine kurze historische Information über das Wohnhaus des Architekturdenkmals Hartmann-Gutsensemble in der Kalnciema-Straße 30). Rīga 1998; das Manuskript befindet sich im Archiv der Lettischen Gesellschaft für Natur- und Denkmalschutz.

¹⁶ Pirang, *Alt-Rigasche Höfchen* (wie Anm. 13), S. 21.

Wirtschaftsgebäuden. Hinter dem Hof erstreckt sich ein kleiner Landschaftspark, in dem sich die Familiengräber und ein Hügel mit alten Eichen befinden. Die Bebauung des Zentrums des Hofes wird teilweise von einem kleinen Fluss umschlossen, der an zwei Stellen Inseln bildet. Die Platzierung des Gemüse- und Obstgartens in der Mitte des Hofes zeugt von dem Freizeitvergnügen des Besitzers, das für ihn Notwendige selbst anzubauen.

Manche der „Höfchen“ bei Riga sind nicht nur architektonisch, sondern auch historisch bedeutsame Objekte, beispielsweise der Depkin-Hof. Von 1808 bis zu seinem Tode war sein Besitzer der Schriftsteller, Publizist und Aufklärer Garlieb Helwig Merkel (1769–1850). Die Bebauung des Hofes bestand in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts aus zehn Gebäuden, von denen fünf um einen rechteckigen Hof herum gruppiert waren. Über das spätere Aussehen des Hofes können wir anhand einer Zeichnung von Johann Chr. Brotze aus dem Jahre 1782 urteilen.¹⁷ Darauf sind drei Blockbauten inmitten kleiner Bäume abgebildet. Heutzutage ist auf dem Depkin-Hof das zweistöckige Holzwohnhaus mit einem zurückgebauten Eingangsteil und einem dreieckigen Frontispiz erhalten, das um 1804 erbaut wurde – ein interessantes Denkmal des Klassizismus, mit dessen Renovierung man begonnen hat.

Bei der Betrachtung der klassizistischen Architektur in Riga muss der Zitadelle, der Festung, die etwa 200 Jahre lang ein bedeutender Bestandteil der Stadtplanung war, besondere Aufmerksamkeit zukommen.

Bereits im Jahre 1643 entstanden die ersten Ideen zur Gestaltung einer besonderen Festung. Die Ausbauarbeiten an der Zitadelle wurden 1650 aufgenommen. Der Plan der Zitadelle wurde um 1670 herum von dem schwedischen Kriegingenieur und Rigaer Generalgouverneur Eric Dahlbergh völlig umgearbeitet. Der Ausbau der Zitadelle war ursprünglich am Ende des 17. Jahrhunderts beendet. Außer dem Entwurf von Dahlbergh wurden auch andere eingereicht, beispielsweise ein von G. Palmstruck ausgearbeiteter, der sich durch stärkere städtebauliche Großzügigkeit auszeichnete. Die Festung war zur Verteidigung Rigas von der Nordseite gedacht und war eine kleine, selbstständige, nach dem System von Sebastian Lepreta de Vauban gestaltete Befestigungsanlage mit sechs Bastionen. Von der Alt- und Vorstadt war sie durch ein System von Wällen und Gräben abgetrennt.

¹⁷ J.C. Brotze, Sammlung verschiedener Liefländischer Monumente. Prospecte, Mützen, Wappen. Bd. 4, o.O. o.J., S. 41.

Die Zitadelle fügte sich organisch in das gesamte Verteidigungssystem der Stadt ein. Ursprünglich befanden sich in ihr einige Kasernen – Holzgebäude und Pulverkeller. Im Laufe der Zeit wurde das Wallsystem der Zitadelle durch Tore ergänzt, beispielsweise das Königstor (1670, 1800–1802), das die Zitadelle mit dem Rigaer Schloss verband, und das Königinnentor, das sich am Nordende der Citadeles-Straße befand. Sie traten durch besonderen architektonischen und künstlerischen Ausdruck hervor.

Über die Bebauung der Zitadelle im 17. Jahrhundert können wir anhand von Plänen urteilen, die bis heute erhalten geblieben sind.¹⁸ Dies sind der 1684 von Dahlbergh unterzeichnete und 1688 von Palmstruck unterschriebene Plan, in denen freistehende Gebäude, Pulverkeller und andere Bauten angeführt sind.

Mitte des 18. Jahrhunderts entsprachen das Befestigungssystem und die Bebauung der Rigaer Zitadelle nicht mehr den Anforderungen der Zeit. Infolgedessen entstanden mehrere neue Entwürfe. 1763 wurde ein Projekt zum Umbau der Zitadelle ausgearbeitet, in dem die neuen Stadtviertel mit Beschreibungen der geplanten und der bereits existierenden Gebäude aufgeführt wurden. Es ist nicht bekannt, ob der Entwurf in dieser oder einer abgewandelten Form verwirklicht wurde. Ausführlichere Informationen über die Bebauung der Zitadelle sind dem Bericht des Generalfeldmarschalls Graf Zahar Černišev an Katharina II. aus dem Jahre 1772 zu entnehmen. Hier ist zu ersehen, dass man plante, die Altstadt Rigas, die Vorstädte und die Zitadelle zu einem einzigen städtebaulichen Gesamtorganismus zu vereinigen. In den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts waren viele Holzhäuser der Zitadelle völlig heruntergekommen. 1769 wurde das so genannte Vilboa-Projekt bestätigt, in dem vorgesehen war, das Territorium der Zitadelle in einen regulär geplanten Kriegshof mit einheitlicher architektonischer und städtebaulicher Komposition umzuwandeln. Im Zentrum der Zitadelle projektierte man einen großen quadratischen Platz, auf dem sich alle Hauptstraßen kreuzten und die bedeutendsten Gebäude befanden. Die Hauptstraßen teilten die Bebauung der Zitadelle in vier gleichförmige Bezirke. Gleichzeitig war angedacht, die in den früheren Jahren ungeordnet entstandenen Straßen zu begradigen. In diesem Plan fand sich das für die russischen Städte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts charakteristische Prinzip realisiert, in dem sich die öffentlichen Gebäude und die Häuser der wohlhabenderen Bewohner

¹⁸ Fotokopien von Archivmaterialien aus St. Petersburg und Moskau befinden sich im Zentralarchiv der Denkmälerdokumentation der staatlichen Kulturdenkmal-schutzinspektion in der Akte „Citadeles apbūve“ („Bebauung der Zitadelle“).

(das Haus des Oberkommandanten, die Offizierswohnungen etc.) im Zentrum befanden und die der ärmeren (Soldatenkasernen, Dienstpersonal) an den Rändern.¹⁹

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bewahrte die Bebauung der Zitadelle, deren Territorium ungefähr ein Viertel der Altstadt Rigas ausmachte, den Charakter einer geschlossenen Festung. Die Wälle und der Kanal trennten sie von der Altstadt Rigas und den Vorstädten ab. Die Zitadelle war im Wesentlichen ein sicherer Standort für die Garnison und ein Symbol der russischen Macht in Lettland. In den folgenden Jahren setzte sich die Bautätigkeit an der Zitadelle nach dem erwähnten Vilboa-Entwurf fort. 1777 wurden mehrere Soldatenkasernen an der Karl IX.-Bastion, der Artilleriekaserne unweit des Königstores, errichtet und die alten Holzbauten abgerissen. 1782 wurde das Haus der Oberkommandanten vollendet, 1784 die Fundamente zum Wohnhaus der höheren Offiziere gelegt; es wurden das Haus für die Geistlichen und Bediensteten der Kirche (1783–1785) und die Ingenieurshäuser gebaut: das große (1779/80) und das kleine (1777). Ein weiteres Offiziershaus mit Kellern, in denen sich der Garnisonsstab befand, wurde in den Jahren 1787 bis 1789 errichtet. Das Zuchthaus, später Gouvernementsgefängnis, wurde 1785/86 erbaut. Ursprünglich war es ein zweistöckiges Gebäude mit Kellern; später wurde ein drittes Geschoss aufgebaut, und heute ist das Haus vollständig für die Bedürfnisse eines Hotels umgestaltet. Die Soldatenkasernen (entlang dem Kronvalda-Boulevard) wurden um 1780 anstelle der drei alten Offiziers- und Soldatenkasernen errichtet. Dabei handelt es sich um ein zweistöckiges Gebäude mit vertikalen Rustika an den Ecken und im Mittelteil sowie einer dekorativen Ausgestaltung der einzelnen Fensteröffnungen. Das Gebäude der Hauptwache wurde 1775 errichtet und befindet sich an dem Hauptplatz. In seinem Erdgeschoss ist eine Galerie mit gewölbten Decken gestaltet, die Fassaden werden von Pilastern, einem dekorativen Fries zwischen den Geschossen und anderen Elementen geschmückt. Das Dach war ursprünglich steiler, das heutige ist bei Umbauten im Jahre 1836 entstanden. Das Gebäude der Hauptwache ist prächtiger als die anderen und bestimmt gemeinsam mit der Kommandantur und der Kirche in großem Maße die künstlerische Gestalt des Platzes. Damit war das Ensemble der Bebauung der Zitadelle in ihren Grundzügen beendet. Zwischen den neu errichteten Gebäuden fügten sich auch ältere ein, beispielsweise die alten schwedischen Steinkasernen und zwei

¹⁹ Vasil'ev, *Klassicism* (wie Anm. 2), S. 76.

Proviantlager, die Magazine. Als Zeitpunkt der Erbauung des einen – gegenüber der Peter- und Paulskirche – nennt eine von Anker gebildete Aufschrift „Anno 1728“. Das andere wurde im Jahre 1724 errichtet. Das Dach des Gebäudes war ursprünglich ausgesprochen steil mit Dachfenstern und Vorbauten, um die Waren hinaufzubefördern. Die Lager wurden 1777 in Inventarmagazine umgewandelt. Durch den Umbau wurde die Bebauung der Zitadelle zu einem einheitlichen architektonischen Ensemble. Alle wichtigen Gebäude der Festung hatten ein Erdgeschoss und einen ersten Stock, ein flaches, zweischrägliches Dach und eine gemäßigte architektonische und künstlerische Fassadengestaltung. Eines der ausdrucksvollsten Gebäude, das nicht erhalten geblieben ist, war die Oberkommandantur, die sich auf der Südseite des zentralen Platzes befand. Mit ihrer reichen, für die Mitte des 18. Jahrhunderts charakteristischen Fassadengestaltung ähnelte sie sowohl in der Planungsweise als auch äußerlich einem Gutsschloss. Im Zentrum des Gebäudes befand sich ein Säulenportikus und an beiden Seiten Steintore. Dieser Komplex nahm das ganze Stadtviertel ein.

Eines der ersten Empiregebäude in Riga wurde in der Zitadelle errichtet: das Artilleriearsenal (1799–1801), das in umgebauter Form bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts, als es abgerissen wurde, erhalten blieb. Der an der Karl-Gustav-Bastion befindliche Neubau nahm das ganze Stadtviertel ein, und sein zweistöckiger Hauptkorpus war zur Düna hin ausgerichtet. Die übrigen Umrisse waren einstöckig und bildeten eine perimetrale Bebauung.

Das erste Gebäude, das beim Eintritt in die Zitadelle von der Altstadt Rigas aus die Aufmerksamkeit weckte, war das Artillerieoffiziershaus am Königstor. In seiner Architektur kommen diejenigen charakteristischen Züge zum Ausdruck, die für die Gebäude des zentralen Platzes am ausgeprägtesten waren: Pilasterportikus, breites Gesims, symmetrische Komposition. Eine Rekonstruktion des zentralen Platzes der Zitadelle hat der Architekt J. Vasil'ev geboten.²⁰ Danach können wir beurteilen, in welchem Ausmaß sich die Bebauung heutzutage verändert hat: Die Gebäude auf der Dünaseite sind völlig verschwunden.

Die Bebauung der Zitadelle wurde im Laufe der Zeit durch mehrere Kirchen bereichert. Auf den Bau des ursprünglichen Gotteshauses aus Stein wird bereits in einem Brief Katharinas I. an den Generalgouverneur von Riga, Fürst Nikita Repnin, der aus dem Jahre 1725

²⁰ Ebenda, S. 103.

stammt, hingewiesen. Die erste Steinkirche wurde anstelle der alten schwedischen Holzkirche errichtet, die schon zu Zeiten Peters I. in die orthodoxe Peter- und Paulskirche umgewandelt worden war. Das Aussehen des Steingebäudes ist ganz und gar unbekannt, da es bereits Ende des 18. Jahrhunderts abgerissen wurde.

Im Jahre 1784 hatte das Rigaer Ingenieurskommando einen neuen Plan für die Festung der Zitadelle erstellt. Es führte diese Arbeit nochmals 1789 durch, wobei man ebenso einzelne Veränderungen der Bebauung vorsah. Veränderungen an der Bebauung der Zitadelle sind auch in anderen Plänen jener Zeit zu sehen, beispielsweise in den Plänen für die Altstadt Rigas und die Zitadelle aus den Jahren 1800 und 1823 sowie 1824, 1826, 1837 und 1839.²¹

Die Zitadelle bestand als Festung bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts, als man ihr Befestigungssystem abtrug. Heute wird der historische Teil der Bebauung der Zitadelle von der Peter- und Paulskirche, den Proviantlagern, dem Gebäude der Hauptwache, dem Zuchthaus resp. Gouvernementsgefängnis, den Soldatenkasernen und anderen Gebäuden gebildet. Die Struktur der Festungsbebauung ist ungeachtet der modernen Gebilde und vieler verschwundener Gebäude erhalten geblieben. Nach wie vor ist der zentrale Platz mit seiner Dominante, dem Kirchturm, und die Anordnung der weniger bedeutenden Bauten in einiger Entfernung zu erkennen.

Die vorhandene historische Bebauung der Zitadelle ist ein bedeutender Bestandteil des Rigaer Kulturerbes. Die Gebäude der Zitadelle charakterisieren die Architektur einer glanzvollen und reichen Periode, der Zeit des Klassizismus, mit den für sie charakteristischen Prinzipien der Formenbildung, den Besonderheiten der Planungsweise und der architektonisch-künstlerischen Ausführung. Jedes Bauwerk der Festung, sowohl die Kirche als auch die bescheidenen Soldatenkasernen, hat seine Bedeutung und seinen Wert. Nur gemeinsam bieten sie ein vollständiges Bild vom Ausbau der Rigaer Befestigungsanlagen im 18. und 19. Jahrhundert.

Wesentlich für die Bildung eines einheitlichen klassizistischen Ensembles in Riga waren die Akzentuierung der Magistralen und die Verschönerung der öffentlichen Plätze der Stadt. So wurde die nach Pskov führende Aleksandra-Straße, die heutige Brīvības-Straße, mit dem Alexander-Tor resp. Triumphbogen (1815–1817, Johann Daniel Gottfried) geschmückt, der am Ende der Straße ungefähr bei der heu-

²¹ G. Īvāns, Rīgas Citadeles komplekss. Būvvēsture (Der Komplex der Rigaer Zitadelle. Baugeschichte). Rīga 1982; das Manuskript befindet sich im Zentralarchiv der Denkmälerdokumentation der staatlichen Kulturdenkmalschutzinspektion.

tigen Gaisa-Brücke untergebracht wurde.²² Der große Bogen wurde aus hellem Kalkstein gefertigt und mit ionischen Säulen und skulpturalen Dekors – Medaillons, auf denen Industrie- und Handwerks- embleme abgebildet sind – geschmückt. Der Bogen symbolisierte den russischen Sieg über die französischen Invasoren im Jahre 1812.

Auf dem Schlossplatz befand sich das andere Werk der Monumentalbildhauerkunst, die 1814 bis 1817 aufgestellte Siegessäule, die dem Gedenken an die Opfer des Vaterländischen Krieges gewidmet war, allerdings nicht den Gefallenen, sondern den Obdachlosen der niedergebrannten Vorstädte. Der Siegessäule angepasst war der von dem Architekten Giacomo Quarenghi (1744–1817) im Jahre 1789 angefertigte Entwurf zu einem Denkmal für den Sieg der russischen Flotte über die Schweden bei Ročensalma.²³ Die Autoren der Säule auf dem Schlossplatz sind die Petersburger Künstler Samson Suhanov, Stephan Pimenov und andere, montiert wurde sie jedoch von dem Stadtbaumeister J.D. Gottfriedt. Auf der Spitze der auf einem quadratischen Postament untergebrachten toskanischen Säule befindet sich eine Siegesgöttin mit einem Lorbeerkranz in der erhobenen Hand. Die Säule hatte eine wesentliche Bedeutung in der städtebaulichen Raumorganisation des Platzes, in der Schaffung seiner Vollendung. Ideell korrespondierte die Säule mit einem ähnlichen Monument vor dem Winterpalast in Petersburg (1829–1834, Architekt Auguste Montferrant).

Mit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert entwickelten sich in der Rigaer Architektur eine immer gemäßigtere antike Formensprache, Lakonismus und Verzicht auf skulpturales Dekor. Dies zeugte von den Anfängen des Empires, des späten Klassizismus. Ein bedeutendes Denkmal dieser Zeit ist die lutherische Jesuskirche in der Elijas-Straße 18. Sie wurde in den Jahren 1818–1822 nach einem Entwurf des Gouvernementsarchitekten Christian Friedrich Breikreutz errichtet. Das Gebäude wurde nach seinem Tode unter der Leitung des Architekten Johann Peter Kriek vollendet. Die zuvor existierende Jesuskirche war ein kleines Holzgebäude mit rechteckigem Plan und einem engeren Seitenflügel des Altarraums gewesen. Sie war 1812

²² Das Tor befindet sich im ehemaligen Kaisergarten, dem heutigen Park des Sängersfestes.

²³ Ojārs Spārītis, Valstiskās un nacionālās pašapziņas izpausmes Rīgas pieminekļos 19. gs. un 20. gs. sākumā (Äußerungen des staatlichen und nationalen Selbstbewusstseins an den Rigaer Denkmälern im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts), in: Rīga – 800. Gadagrāmata. 1996 (Rīga – 800. Jahrbuch. 1996). Rīga 1997, S. 42–53.

gemeinsam mit der Bebauung der Rigaer Vorstädte abgebrannt worden. Das Gebäude befand sich unweit der jetzigen Jesuskirche, die ihren Platz im Zentrum eines kleinen achteckigen Platzes an der Kreuzung der Elijas- und Jēzusbaznīcas-Straße fand. Die Grundlage des Gebäudeplans bildet ein regelmäßiges Achteck, dem sich vier symmetrische Seitenflügel anschließen. Die Wahl des Plans wurde offensichtlich von der städtebaulichen Situation bestimmt. Platz für die Errichtung einer Kirche war hier bereits in dem von der Ivan-Truzson-Kommission 1813 ausgearbeiteten Stadtplan vorgesehen gewesen. Der größte der Seitenflügel ist dem Stadtzentrum zugewandt, und über ihm erhebt sich ein 37 m hoher zweistöckiger, zweistufiger Turm mit einem Kuppelabschluss. Vor dem Haupteingang befindet sich ein Portikus aus vier Kolonnen der ionischen Säulenordnung. Die Fensteröffnungen im Erdgeschoss werden von Sandriki verziert. Die Jesuskirche ist der größte Holzbau dieser Art in Lettland. Die Wände sind in Blockbauweise errichtet, und auch die Säulen sind aus Holz. Die Konstruktionen, die mit Holzzapfen verstärkt sind, zeichnen sich durch eine sehr sorgfältige Verarbeitung und hohe handwerkliche Professionalität aus. Die Kirche wurde im Jahre 1938 rekonstruiert (Architekt Pauls Kundziņš). Das Eingangsvestibül wurde mit einem direkten Eingang in den Saal ausgebaut (zuvor hatte man die Seiteneingänge benutzt), die Gemeinderäume wurden erweitert, indem man die Gestaltung des Altarraumes veränderte, und die Leichenhalle wurde beseitigt. Die Kirche wurde kompositionell klarer und bewahrte sich ihre nordische Behaglichkeit.

Der Innenraum der Kirche wird von einer Holzkuppel in elliptischer Form überdacht, deren Durchmesser 20 m beträgt. Sie wird von acht Kolonnenpaaren ionischer Säulenordnung gestützt. Zwischen den Säulen und der Außenwand befinden sich Emporen, die nur über dem Altar unterbrochen sind. Sie sind über Treppen in den Seitenflügeln zu erreichen. Die Kanzel befindet sich zwischen zwei Säulen linker Hand vom Altar. Ihr Korpus wird von einer Konstruktion, die Füllungen ähnelt, gebildet und von einem mit einem Kreuz gekrönten baldachinartigen Dächlein überdeckt. Für die Gestaltung des Kirchenaltars wurde eine architektonische Komposition verwendet: Das Entablement wird von zwei Paaren korinthischer Säulen gestützt.

Eine im Vergleich mit der Jesuskirche einfachere Komposition des Umrisses hat die orthodoxe Alexander-Nevskij-Kirche in der Brīvības-Straße 56. An den kreisförmigen Plan der Kirche schmiegen sich drei Portiken an, in denen sich die Eingänge befinden. Die Portiken sind zu den drei Straßen, die das Gotteshaus umgeben, hin orientiert;

in dieser Hinsicht ist die Komposition der der Jesuskirche ähnlich. Der Entwurf zur Alexander-Neuskij-Kirche wurde bereits 1819 bestätigt, und möglicherweise ist sein Autor der Architekt Chr.F. Breitzkreutz, obwohl das Gebäude in den Jahren 1820 bis 1825 erbaut wurde. Der freistehende Turm der Kirche wurde 1862 errichtet (Architekt Apolonius Edelson).

Die Kirche ist ein zentrischer Holzbau, überdacht von einer Holzkuppel, die sich über einem mit Fensteröffnungen ergänzten Zylinder erhebt. Die Kuppel hat eine große Bedeutung für die Gestaltung des Ausdrucks der Kirchensilhouette und ist auch die vertikale Dominante des Gebäudes, obgleich nicht ganz ausgeprägt. Es muss hinzugefügt werden, dass bei Erbauung des Gotteshauses in der Umgebung noch nicht die fünfstöckigen Mietshäuser standen, welche die Kirche heutzutage visuell verkleinern und in die Bebauung eingezwängt erscheinen lassen. Eigentümlich ist die Platzierung des Gesimses zwischen den Geschossen des Gemeinderaumes: Das unter ihm befindliche Fries von Triglyphen schirmt die Portiken dekorativ zusammen. Das Dachgesims hingegen hat keinerlei architektonische Bedeutung.

Das Empire drückt sich auch in der Architektur des Zollpackhauses resp. Arsenal (Museum für historische Waffen) in der Altstadt Rigas aus. Es war ein für die Maßstäbe der Altstadt Rigas unnatürlich großes Gebäude, das von 1828 bis 1831 am Rande des Jēkaba-Platzes errichtet wurde. Es ist denkbar, dass die Autoren des Entwurfs die Architekten Ivan Lukini (1784–1853) und Alexander Nellinger waren. Die Leitung der Bauarbeiten war dem Architekten des Gouvernements Livland, J.A. Špacīrs, anvertraut. Eine Reihung von großen halbkreisförmigen Bögen und kleineren rechteckigen Fenstern bildete den Ausdruck der Hauptfassade, deren zentraler Teil von einem steilen höheren Risaliten akzentuiert wurde. Die Wände des Gebäudes waren mit einem glatten Verputz bedeckt, aber einzelne Teile davon waren plastisch ausgestaltet, beispielsweise das Gesims mit einer Triglyphe und einem Rosettenfries, die Öffnungen mit rustizierten Einfassungen. Die erwähnten Elemente sowie das Gesims zwischen den Geschossen riefen den Eindruck majestätischer Monumentalität hervor. Eine ebensolche Bedeutung hatten auch die an den Ecken des Gebäudes platzierten Kriegerskulpturen und -mörser aus Metall an den Eingängen, die „schon aus der Ferne Zeugnis von der Funktion des Gebäudes ablegten“.²⁴ Das Arsenal trägt heutzutage zum Aus-

²⁴ M. Thiel, Das Arsenal in der Citadelle von Riga, in: Rigaische Stadt-Blätter 49 (1827), S. 397.

druck des Jēkaba-Platzes bei, doch im Kontext der intimen Bebauung der Altstadt Rigas bleibt es ein allzu großer und massiver Bau.

Der Niedergang des Klassizismus findet seinen Ausdruck auch in der Architektur des Korpus des neuen Steinkrankenhauses, des Kriegshospitals, das von 1829 bis 1835 unter Leitung des Ingenieurs vom Rigaer Ingenieurskorps, Johann E. de Witte, entworfen und errichtet wurde, möglicherweise nach einem Entwurf des Architekten Alexander Štauberts. Dieses Gebäude weist die Charakteristika des Klassizismus auf, symmetrisch, geometrisch klar, mit Pilasterportiken versehen, doch ist dieses Formenspiel bereits zu einem losgelösten, trocken-abstrakten Kanon ohne realen künstlerischen Inhalt und Verbindung mit der konkreten Umgebung geworden.²⁵ Dennoch sind die gelungene Ausführung der Planungsweise des neuen Hospitalkrankenhauses und die Tatsache, dass es den neuesten Forderungen der Medizin in diesem Bereich entsprach, nicht zu leugnen.

Der Klassizismus in der Architektur Rigas in den Jahren 1770 bis 1830 hat unauslöschliche Spuren hinterlassen. Seine Ausbreitung, Popularität und Vitalität steht im Zusammenhang mit dem russischen Wunsch, Riga zu einem bedeutenden militärisch-administrativen Zentrum zu machen. Zudem sind die Architektur und der Städtebau des russischen und Rigaer Klassizismus eng verbunden; gleichzeitig bildeten sich jedoch auch lokale stilistische Richtungen wie der „Bürgerklassizismus“; in der Bebauung der Vorstädte hingegen spielte der Einfluss der Traditionen der Volksbauten eine große Rolle.

In der Zeit des Klassizismus weitete sich die Bautätigkeit in Riga enorm aus: Es wurden v.a. neue Wohnhäuser, öffentliche Gebäude und Kultbauten errichtet. Erstmals wurden großzügige städtebauliche Projekte ausgearbeitet, in denen nicht nur Riga und die Zitadelle enthalten waren, sondern auch die Entwicklung der weiteren Umgebung prognostiziert wurde.

Die klassizistische Architektur in Riga ist dank der Verwendung der Musterfassaden und der Ausbreitung der Gestaltungsprinzipien für Ensembles einheitlich. Die Gebäude der Zeit des Klassizismus – die von Haberland errichteten Häuser, das Arsenal, die Bebauung der Zitadelle mit der Peter- und Paulskirche, die Jesus- und die Alexander-Nevskij-Kirche sowie die anderen Gebäude – bestimmen in großem Maße die künstlerische Gestalt der Stadt und die Eigenart der kulturhistorischen Umgebung. Die Gebäude und Bauten der Zeit des Rigaer

²⁵ Jānis Krastiņš, Ivars Strautmanis, Jānis Dripe, *Latvijas arhitektūra no senatnes līdz mūsdienām* (Die lettische Architektur vom Altertum bis heute). Rīga 1998, S. 79.

Klassizismus sind wie auch die städtebaulichen Gebilde ein bedeutender Bestandteil des lettischen Kulturerbes, der einen wesentlichen Einfluss auf die weitere Entwicklung der Baukunst hatte.

Aus dem Lettischen übersetzt von Sabine Jordan, Münster

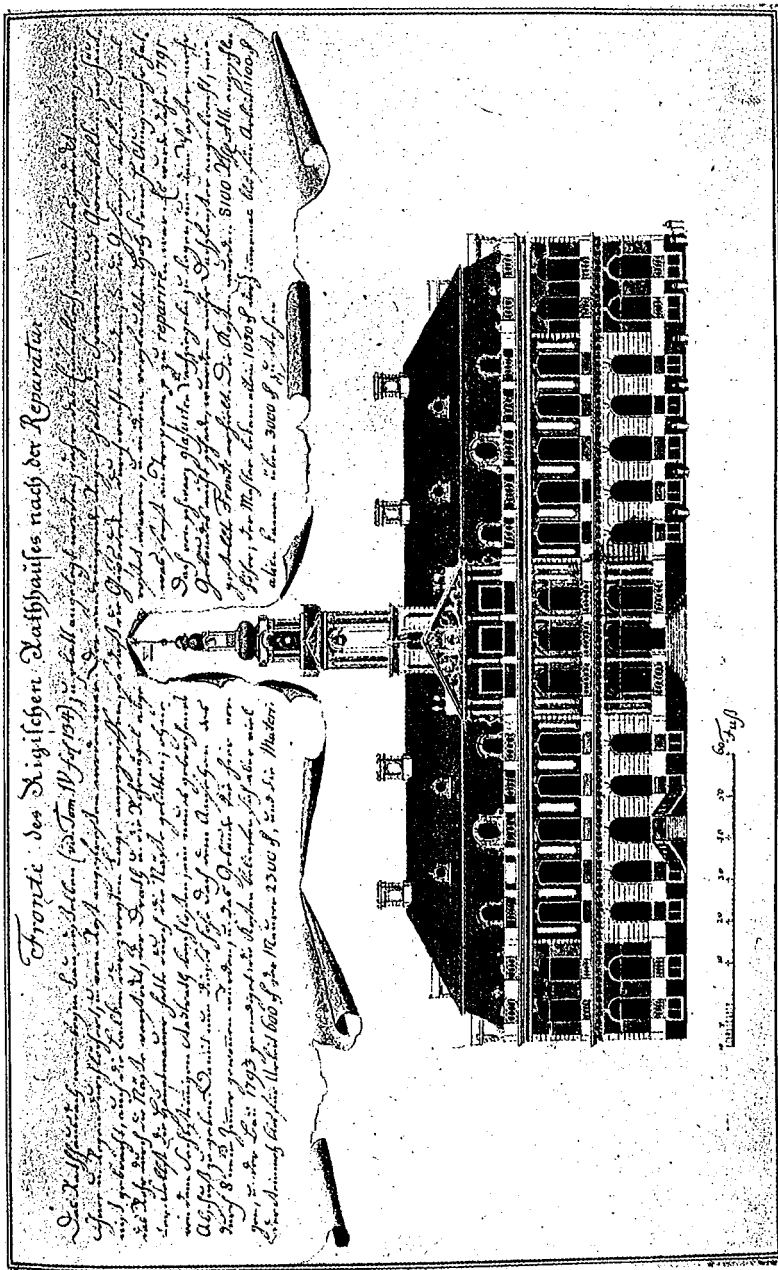


Abb. 1: Das Rigzer Rathaus nach den Veränderungen an dem Dach im Jahre 1791. Zeichnung von J.C. Brotze



Abb. 2: Wohnhaus in der Teātra-Straße 6 (1785, Architekt [J.] Haberland). Foto: Jānis Zilgalvis



Abb. 3: Wohnhaus in der Vecpilsētas-Straße 17 (1788, Architekt Chr. Haberland).
Fassadenfragment. Foto: Jānis Zilgalvis

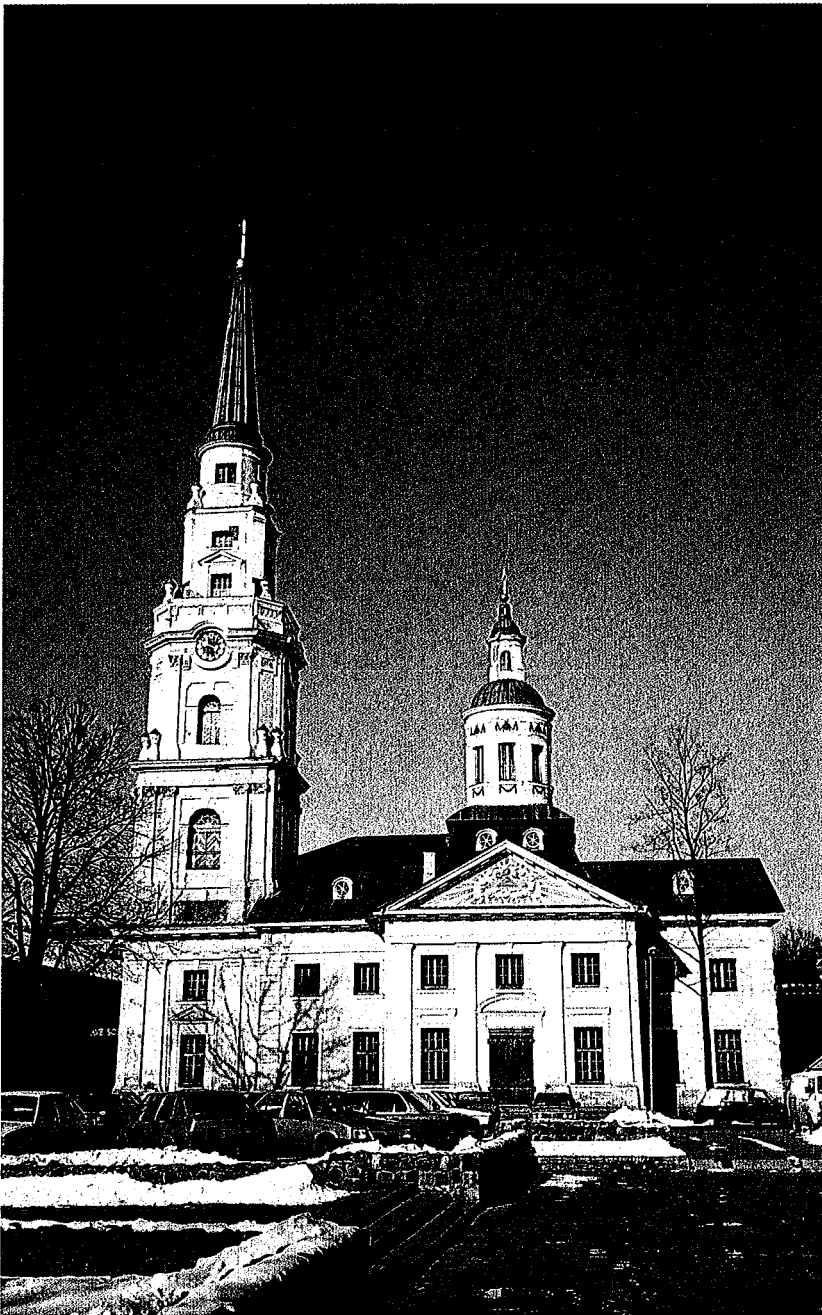


Abb. 4: Die orthodoxe Peter- und Paulskirche in der Zitadelle (1781–1785, Architekt [S. Zoege von Laurenberg]). Foto: Jānis Zilgalvis

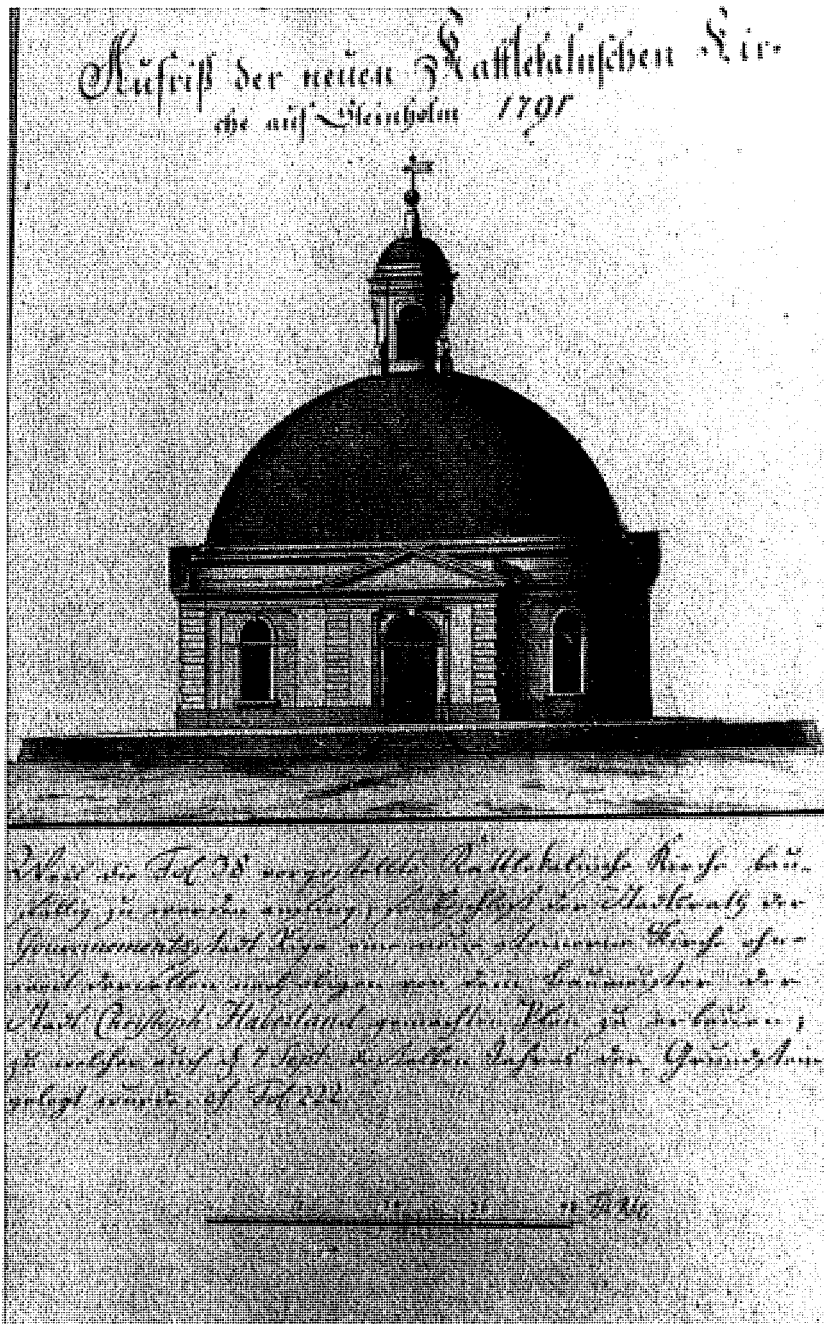


Abb. 5: Die lutherische Kirche in Katlakalns (1791–1792, Architekt Chr. Haberland). Zeichnung von J.C. Brotze aus dem Jahre 1791

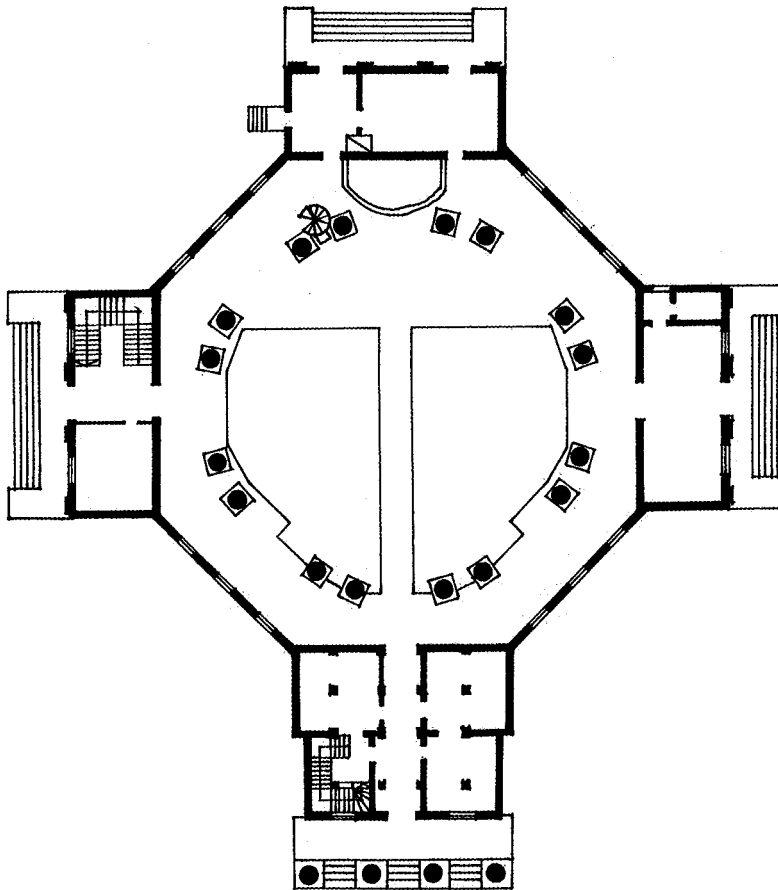


Abb. 6: Plan der lutherischen Jesuskirche. Quelle: Jānis Zilgalvis



Abb. 7: Die orthodoxe Alexander-Nevschij-Kirche (1820–1825, Architekt [K.F. Breitzkreutz] [?]). Foto: Jānis Zilgalvis

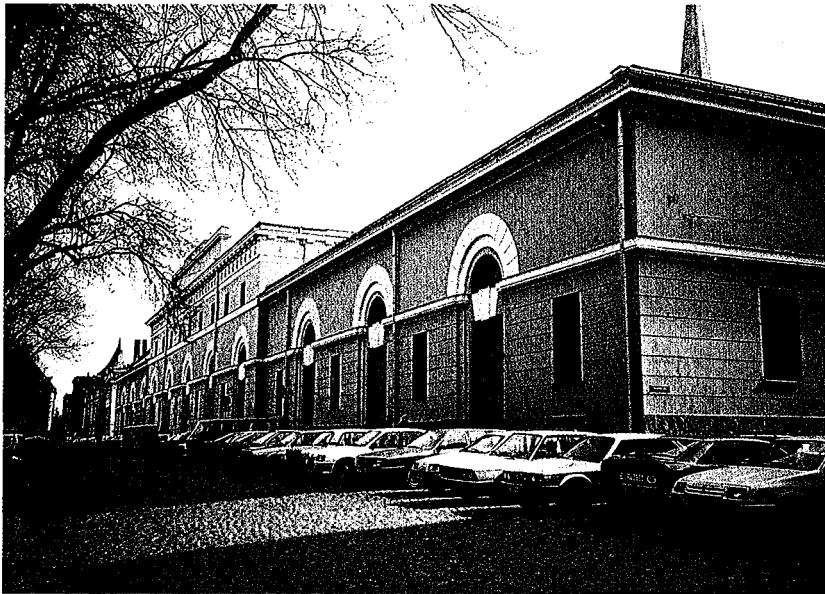


Abb. 8: Zollpackhaus resp. Arsenal (1828–1831, Architekten [I. Lukini] und [A. Nellinger] [?]). Foto: Jānis Zilgalvis



Abb. 9: Herrenhaus des Bienenhofes (Anfang des 19. Jahrhunderts). Foto: Jānis Zilgalvis



Abb. 10: Siegessäule auf dem Schlossplatz (1814–1817). Postkarte vom Beginn des 20. Jahrhunderts

Eklektizismus und Jugendstil im Stadtbild Rigas

von Jānis Krastiņš

Seit dem Jahr 1997 ist das gesamte Zentrum von Riga, das Daugavmala, die Hanzas-, Emīla-Melngaiļa-, Krišjāņa-Valdemāra-, Pālidzības-, Aristīda-Briāna-, Tallinas-, Aleksandra-Čaka-, Matīsa-, Avotu-, Lāčplēša-, Ernesta-Birznieka-Upīša-, Satekles-, Marijas-, Gogoļa- und die Turgeņeva-Straße umfasst, flächenmäßig eines der größten bebauten Territorien, das in der UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgeführt ist. Der universelle Kulturwert Rigas wird durch mindestens fünf Qualitäten bestimmt: 1) die mittelalterliche Altstadt, 2) den sie umgebenden Boulevardring, 3) die Holzhäuser, 4) die Jugendstilbebauung und 5) die funktionalistischen Bauten.

Der Altstadt Rigas ähnliche mittelalterliche Städte sind in Zentral- und Westeuropa und ganz besonders in Deutschland keine Seltenheit. Auch die Fülle von herausragenden Bauten des Funktionalismus (der auch Moderne Bewegung, Bauhaus-Stil u.ä. genannt wird) ist vielerorts in Europa sehr beeindruckend. Dafür gibt es in der Bebauung des Zentrums keiner anderen Großstadt Holzhäuser, die in der ersten Hälfte und der Mitte des 19. Jahrhunderts erbaut worden sind; allerdings hat ihre Zahl in Riga in den letzten zehn bis 30 Jahren stark abgenommen. Die Boulevards von Riga, die Mitte des 19. Jahrhunderts anstelle der abgetragenen Befestigungen entstanden, sind ein Denkmal der Städtebaukunst, für das sich nur schwerlich etwas Gleichwertiges hinsichtlich des einheitlichen Planes und der Umsetzung von Raumplanung finden lässt. Was Zahl und Konzentration von Jugendstilbauten anbelangt, nimmt Riga die absolute Führungsposition in der Welt ein. Mindestens ein Drittel der Bebauung des Zentrums wird von Denkmälern dieses Stils gebildet: „It is generally recognized that Riga contains the finest concentration of Art Nouveau buildings in Europe.“¹

Die Gestaltung der Boulevards leitete den Zeitabschnitt ein, in dem Riga von einer mit Holzhäusern umgebenen, vergleichsweise kleinen mittelalterlichen Festung zu einer modernen Großstadt heranwuchs. Die Gestalt seines städtischen Umfeldes ist größtenteils das Resultat von Bauaktivitäten, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts stattfanden. Die Periode von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum

¹ ICOMOS News 7 (December 1997), Nr. 3, S. 25.

Ersten Weltkrieg ist die bedeutendste in der Geschichte fast aller Großstädte. Gebäude, die damals errichtet wurden, bilden überall, ausgenommen an Orten, die im Zweiten Weltkrieg dem Erdboden gleichgemacht wurden, den Großteil der Bebauung der historischen Stadtzentren und bestimmen auch weiterhin die künstlerische Gestalt des Umfeldes. Auch war dies die Zeit, in der der Bruch in den Baustilen stattfand. Das System der am Arsenal der historischen Ausdrucksmittel und Formen orientierten Stile der Neuzeit, das seinen Anfang mit der Renaissance genommen hatte und mit dem Eklektizismus des 19. Jahrhunderts sein Ende fand, wurde durch den Jugendstil abgelöst. Damit begann die heutige moderne Architektur und auch das gesamte heutige Stilsystem.

Die städtebauliche Entwicklung Rigas

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erinnerte der Stadtplan von Riga, ebenso wie der von Hunderten anderer westeuropäischer Städte, an einen vielzackigen Stern. Der mittelalterliche Stadtkern wurde von einem Befestigungswerk aus Erdwällen, Bastionen und Wassergräben umschlossen, das im 16. und 17. Jahrhundert errichtet worden war. Auf der nordwestlichen Seite grenzte eine weitere Festung, die Zitadelle, an die Altstadt, und ringsum, hinter der Festungsplanade, breiteten sich die Vorstädte aus. Dort durften nur Holzhäuser errichtet werden, da für den Kriegsfall vorgesehen war, diese abzubrennen. Ein solches Schicksal suchte die Vorstädte Rigas letztmalig im Jahre 1812 heim. Danach wurden sie erneuert, doch errichtete man wiederum nur Holzhäuser, die zudem keine ordentlichen Steinfundamente haben durften.

Mitte des 19. Jahrhunderts hatte dieses Bebauungssystem nicht nur seit langem seine militärische Bedeutung verloren, sondern es war zu einem beträchtlichen Hindernis für die Stadtentwicklung geworden, welches das gesamte wirtschaftliche Leben beeinträchtigte. Nach mehrmaligen Anfragen seitens der Rigenser wurde im Jahre 1856 endlich die Erlaubnis des russischen Zaren zum Abriss der Festung erteilt, und der Hauptarchitekt der Stadt Riga, Johann Daniel Felsko (1813–1902), arbeitete gemeinsam mit dem Architekten Otto Dietze (1832–1890) unverzüglich einen Entwurf zur Umgestaltung des gesamten Zentrums von Riga aus.

Anstelle der Esplanade und des abzutragenden Befestigungswerks planten die Architekten, eine Park- und Gartenkette mit einzelnen,

perimetral bebauten Stadtvierteln und freistehenden öffentlichen Gebäuden zu errichten und die ehemaligen Befestigungsgräben zu einem Kanal mit einem Grüngürtel umzugestalten. Südöstlich der Altstadt, in Richtung Moskauer Vorstadt, wurde eine Transport-, Lager- und Handelszone projektiert. Deshalb wurde das Kanalende an dieser Stelle als ausreichend breites Bassin von symmetrischer Konfiguration gestaltet, das als Hafen für kleine Schiffe hätte dienen können. So wäre es möglich gewesen, ihre Fracht direkt in die Lagerhallen zu befördern. Dorthin führten auch Abzweigungen der Eisenbahn. Das Hafenbecken besaß außer der rein praktischen aber auch eine künstlerisch-kompositionelle Bedeutung: Indem es räumlich den Grüngürtel des Kanalufers abschließen sollte, konnte es, wenn man vom neuen Handels- und Geschäftszentrum auf die mittelalterliche Stadt blickte, auch als ausdrucksvoller Vordergrund für sie dienen. Auf der gesamten Länge des Dünaufers planten die Architekten überdachte Geschäftspassagen.

Die Festungswälle wurden von 1857 bis 1863 abgetragen. Die Kosten für alle in dem Entwurf von Felsko und Dietze vorgesehenen Arbeiten erschienen der russischen Zarenregierung jedoch zu hoch, weswegen man den Entwurf überarbeiten und vereinfachen ließ. Diese Arbeit wurde 1858 unter der Leitung des Architekten Johann von Hagen (1829–1909) durchgeführt. In dem neuen Entwurf waren die Dünaufer-Passage und das repräsentative Kanalhafenbecken verschwunden, ebenso war die Konfiguration der zur Bebauung vorgesehenen Stadtviertel leicht verändert worden; dennoch blieben die in dem Entwurf von Felsko und Dietze enthaltenen Ideen zur allgemeinen Organisation des städtischen Umfeldes vollständig gewahrt und berücksichtigt. Man folgte ihnen ebenfalls zwischen 1872 und 1875, als entsprechend einem Entwurf des Stadtvermessers bzw. – wie man damals sagte – Stadtrevisors Richard Stegmann (1844–?) das Befestigungswerk der Zitadelle abgetragen wurde. Der Grüngürtel rund um die Altstadt Rigas kam gleichzeitig zum Abschluss.

Die Zentren vieler europäischer Städte wurden anlässlich der Beseitigung der Festungswerke in ähnlicher Weise umgestaltet, doch geschah dies selten so einheitlich, zielgerichtet und der ursprünglichen städtebaulichen Idee entsprechend wie in Riga. Die ehemaligen Festungsplanaden sind gewöhnlich ziemlich dicht bebaut, in Riga hingegen bildet der Boulevardring ein deutlich erkennbares räumliches Intervall zwischen der malerischen mittelalterlichen Altstadt und den ehemaligen Vorstädten mit ihrem regelmäßigen rechteckigen Straßennetz. Gleichzeitig befinden sich auf diesem Territorium 15

Lehranstalten, zwei Theater, ein Zirkus, ein Museum, mehrere Banken, Verwaltungsgebäude und andere öffentliche Bauten sowie Stadtviertel mit Mietshäusern. Die Boulevards sind ein künstlerisch ausdrucksvoller, räumlich entfalteter und funktional aktiver Bestandteil der Stadt.

Mit der Schleifung der Festungswälle wurde das Verbot aufgehoben, außerhalb der Altstadt Rigas Steinhäuser zu errichten. Die ein oder zwei Stockwerke hohen Holzhäuser in den ehemaligen Vorstädten wurden allmählich durch mehrstöckige Steinbauten, hauptsächlich Mietshäuser, abgelöst. In den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts fanden die wichtigsten Bauaktivitäten nichtsdestoweniger in den neuen Boulevards auf der ehemaligen Festungsplanade statt. Zu Beginn der 90er Jahre hatte die Boulevardbebauung bereits völlig ihre heutige Gestalt erhalten. Nur einige wenige Gebäude wurden später noch errichtet.

Das allererste Steingebäude außerhalb der Altstadt war das Stadttheater auf dem heutigen Aspazijas-Boulevard 3 (1860–1862, Ludwig Bohnstedt). Bald folgten das städtische Gaswerk auf dem heutigen Basteja-Boulevard 1 (1861, J.D. Felsko), das anstelle der ehemaligen Jakobsschanze errichtet wurde, das Kauls-Haus an der Ecke der heutigen Elizabethes- und Krišjāņa-Barona-Straße (umgebaut im Jahre 1910), die Reimers-Augenklinik auf dem heutigen Raiņa-Boulevard 7 (1863, Heinrich Karl Scheel, 1829–1909; heute befindet sich in dem Gebäude die Botschaft der USA), das Rigaer Polytechnische Institut auf dem Raiņa-Boulevard 19 (1866, Gustav Hilbig, 1822–1887) und andere Bauten. Besonders rasch entfaltete sich die Bautätigkeit auf den Boulevards nach der Schleifung der Wälle der Zitadelle. Außergewöhnlich produktiv war der lettische Architekt Jānis Fridrihs Baumanis (1834–1891). Nach seinen Entwürfen wurden in diesem Bezirk mehr als 50 Gebäude errichtet, was ungefähr ein Drittel der Gesamtbebauung der Boulevards ausmacht. J.D. Felsko hatte das Skelett der Boulevards geschaffen, doch erst J.F. Baumanis stattete es mit Leben aus. 19 Gebäude des Boulevardbezirks wurden von Karl Felsko (1844–1918) entworfen, 13 von H. Scheel und zwölf von Robert Pflug (1832–1885). Die Leistung anderer Architekten ist deutlich geringer.

Der Eklektizismus aus historischer Sicht

Der Kunststil der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der Eklektizismus. In ihm fanden die Formen aller vorherigen histori-

schen Stile breite Verwendung. Gewöhnlich wurden sie in einem gleichmäßigen Rhythmus in äußerst saturierten Kompositionen angeordnet, für die eine Gleichwertigkeit aller Gestaltungselemente ohne hervorgehobene Akzente charakteristisch ist.

Nach wie vor existieren unterschiedliche Ansichten über den künstlerischen Wert des Eklektizismus und seinen Beitrag zur Sammlung gemeinsamer Kulturschätze der Menschheit. Noch in den 80er Jahren war der Standpunkt populär, dass die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Zeit der Lähmung und des absoluten Verfalls der Architektur gewesen sei, in der stilistisches Durcheinander und Disharmonie von Aufgabe und Aussehen der Gebäude, von Ziel und Bedeutung herrschten.² Es wurde sogar die Behauptung aufgestellt, dass „danach (...) die menschliche Kultur ihren Höhepunkt bereits überschritten (hatte)“³ und „die Baupraxis durch die Ästhetik (gestützt wurde), die den Begriff architektonischer Schönheit in unüberbrückbarem Gegensatz zur Zweckdienlichkeit sah und außerdem der Architektur jede Fähigkeit absprach, Gedanken auszusagen, Bedeutung zu tragen“.⁴ Obwohl bereits in den 70er Jahren mehrere Forschungsarbeiten zur Architektur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschienen, in denen der Architekturstil jener Zeit objektiv analysiert und bewertet wurde,⁵ wurde erst Ende der 80er Jahre die viele Jahrzehnte lang allgemein akzeptierte ablehnend-negative Haltung überwunden. Doch behaupten einzelne Wissenschaftler nach wie vor, dass die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts „eine gewisse Verwirrung in die Evolution der Kunst der Stile hineinbringt“ und „die Einheitlichkeit des künstlerischen Geschmacks durch willkürliche Exkurse in die Arsenale stilistischer Ausdrucksmittel aller Epochen ersetzt wurde“, wodurch „eklektizistische Prinzipienlosigkeit“ geschaffen worden sei.⁶

Der Eklektizismus wird bisweilen auch Historismus genannt. In Deutschland bezeichnet man die Baukunst der zweiten Hälfte des 19.

² Historismus. Aspekte zur Kunst im 19. Jahrhundert. Leipzig 1985, S. 11-16.

³ E. Ullmann, Von der Romantik zum Historismus. Architektur – Stil und Bedeutung. Leipzig 1987, S. 168.

⁴ Ebenda.

⁵ E.A. Borisova, T.P. Každan, Russkaja arhitektura konca XIX – načala XX veka (Die russische Architektur vom Ende des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts). Moskva 1971; Chr. Schädlich, Stilbestrebungen in der deutschen Architektur des 19. Jahrhunderts. Ein Versuch über den Historismus, in: Zeitschrift der Hochschule für Architektur und Bauwesen (1973), H. 2, S. 143-153.

⁶ Ojārs Spārītis, Liepājas rajona arhitektūras pieminekļi (Die Architekturdenkmäler des Rayons Libau), in: Latvijas PSR vēstures un kultūras pieminekļi (Geschichts- und Kulturdenkmäler der Lettischen SSR), Rīga 1988, S. 59 f.

Jahrhunderts manchmal auch als Gründerzeit. Im weiteren Sinne ist der Historismus eine künstlerische Richtung, die sich an den in früheren Geschichtsperioden gebrauchten Ausdrucksmitteln orientiert. So verstanden ist sie eine historisch weit verbreitete Erscheinung, und deshalb ist es unpräzise, mit diesem Begriff einen einzelnen, zeitlich begrenzten Stil zu bezeichnen. Historismus waren in diesem Sinne sowohl die Renaissance als auch der Barock und der Klassizismus. In unterschiedlichen Ausdrucksformen erschien er wiederholt auch in der gesamten Architektur des 20. Jahrhunderts, einschließlich des Postmodernismus. Im Eklektizismus des 19. Jahrhunderts war die Auswahl der historischen Formen eine zielgerichtet und bewusst verwendete schöpferische Methode. Der Eklektizismus war eine der Äußerungen des Historismus in einem bestimmten Zeitabschnitt. Er war ein Auswahlstil, was auch der begriffliche Inhalt des Wortes „Eklektizismus“ belegt (griechisch *εκλεκτικός* in der Bedeutung „derjenige, der auswählt“ bzw. „fähig ist, auszuwählen“). Dieses Wort wurde bereits Mitte der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts zur Bezeichnung des zeitgenössischen Kunststils verwendet.

Zur architektonischen Ausgestaltung eklektizistischer Gebäude verwendete man größtenteils parallel Formen mehrerer Stile, aber nicht selten wurden sie auch in mehr oder weniger „reiner“ Weise gebraucht. Solche Unterarten des Eklektizismus, in denen der Ausdruck eines bestimmten früheren Stils dominierte, waren die verschiedenen Neostile, beispielsweise die Neogotik, die Neorenaissance und der Neobarock. Im Englischen wird häufig anstelle der Vorsilbe „neo“ der Begriff „Wiedergeburt“ verwendet, z.B. „gothic revival“. Einzig der Neoklassizismus war keine Unterart des Eklektizismus, sondern eine auf die klassischen Ausdrucksmittel der Architektur gestützte Äußerung des Historismus, die sich um 1910 entfaltete und sich nur kurze Zeit lang, bis zum Ersten Weltkrieg, entwickelte. Die in den verschiedenen Neostilen des Eklektizismus gestalteten Gebäude können recht unterschiedlich aussehen, jedoch bedeuten „Bezeichnungen wie Neugotik, Neurenaissance und Neubarock nicht verschiedene Stile (...), sondern nur drei Möglichkeiten der dekorativen Form innerhalb einer einheitlichen Kunstauffassung“.⁷

Eine der „Sünden“, die dem Eklektizismus in der Periode seiner Ablehnung traditionell zugeschrieben wurde, war seine scheinbare Unfähigkeit, die von den Theoretikern verkündeten schöpferischen Prinzipien in der Praxis zu verkörpern, indem man die Bauten in ein

⁷ Schädlich, *Stilbestrebungen* (wie Anm. 5), S. 147.

aus der Fülle der historischen Formen entlehntes architektonisches Dekor kleidete, das keinen direkten Bezug zu dem räumlichen und konstruktiven Aufbau des jeweiligen konkreten Gebäudes hatte. Mehrere von den Meistern des Eklektizismus verkündete Grundprinzipien (so z.B.: „Unsere architektonische Formenbildung muss zunächst stets aus der Constructionsweise des ganzen Bauwerks oder der Theile desselben hervorgehen, und das Wirken der Construction veranschaulichen“⁸) unterschieden sich nicht wirklich von den Postulaten der modernen Architektur des 20. Jahrhunderts. Deren Verkörperung in realen Gebäuden gewann dennoch eine absolut unterschiedliche Gestalt. Um eine Erscheinung oder einen Stil objektiv zu verstehen, darf man ihn nicht mit einem in einer anderen Epoche gebrauchten Vermessungsmittel bewerten. Die der Ästhetik des 19. Jahrhunderts gemäße Methode war es, „durch Ornamentierung mit ideal aufgefaßtem vegetabilischen Schmuck, durch Anordnung von Rippenwerk, sogenannten Kannelirungen u.d.gl.“⁹ konstruktive Elemente der Gebäude, architektonisch bedeutende Details usw. hervorzuheben.

Die Auswahl der architektonischen Formen und des Dekors war im Eklektizismus abhängig von verschiedenen Faktoren, darunter auch dem Geschmack des Bauherren. Häufig drückten Ornamente und Formen aus sich selbst heraus, ohne direkten Zusammenhang mit der räumlichen und konstruktiven Struktur des Gebäudes, deren Inhalt und Bedeutung aus. Mit anderen Worten, sie gewährleisteten die begriffliche bzw. semantische Präzision der Architektur.

Die Architektur des Eklektizismus in Riga

In der Rigaer Kirchenarchitektur war die Neogotik der am meisten verbreitete Stil. Sie entsprach am unmittelbarsten der traditionellen Vorstellung von der Gestalt dieses Gebäudetyps. Ein wahres Meisterwerk der Neogotik ist die alte Kirche St. Gertrud in der Gertrüdes-Straße 8, die im Jahre 1865 nach einem Entwurf von J.D. Felsko gebaut wurde (Abb. 1). Er errichtete auch die neogotischen Kirchen Hl. Dreifaltigkeit in der Sarkandaugavas-Straße 10 (1876–1878), die Anglikanische Kirche in der Anglikāņu-Straße 2a (1859) und die Kirche St. Martin in der Slokas-Straße (1851), die nach einem Umbau

⁸ G. Hilbig, Die Grundprinzipien der architektonischen Formenbildung, in: Notizblatt des technischen Vereins zu Riga (1864), Nr. 1, S. 2.

⁹ Ebenda, S. 3.

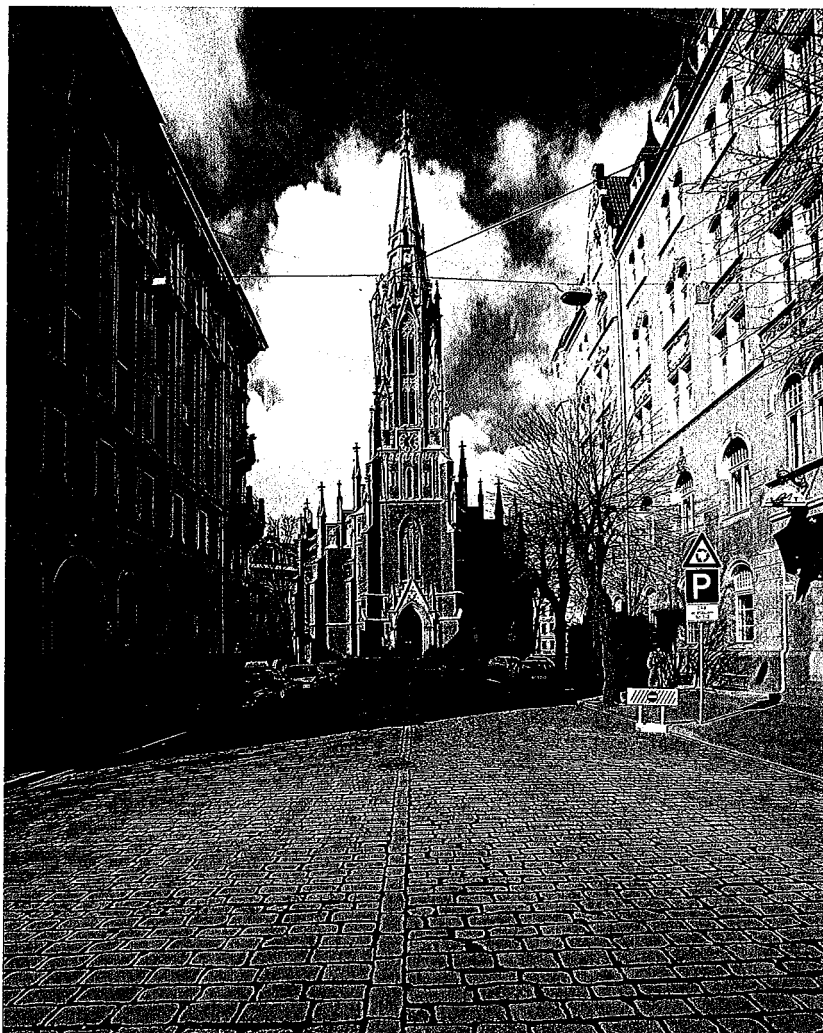


Abb. 1: Eklektizismus- und Jugendstil-Ensemble, links: Mietshaus Gertrüdes-Str. 10/12, 1902 erbaut, Architekten: Heinrich Scheel und Friedrich Scheffel; Hintergrund: St.-Gertrud-Kirche, 1863–1869 erbaut, Architekt: Johann Daniel Felsko; rechts: Mietshaus „Büngerhof“, Brīvības-Str. 55, 1900 erbaut, Architekt: Wilhelm Neumann. Foto: Jānis Krastiņš

(1887, H. Scheel) eine der Neoromanik nähere Gestalt erhielt. Eine Beimischung von Formen romanischen Stils ist im Gesamtbild der neogotischen Kirchen Lutherkirche in der Torņakalna-Straße 3/5 (1888, Johannes Koch, 1850–1915) und St. Paul in der Augusta-Deglava-Straße 1 (1885–1887, Gustav und Hermann Hilbig, letzterer 1860–1939) spürbar. Wiederum wurden die Kirche St. Franziskus in der Katoļu-Straße 16 (1889, Floryan von Wyganowsky, 1854–1914) und die neue Kirche St. Gertrud in der Brīvības-Straße 125 (1900–1907, Wilhelm von Stryk, 1864–1928) neoromanisch mit einigen gotischen Elementen geplant. Der größte Teil dieser Gotteshäuser ist lutherisch, doch die katholische Kirche St. Albert in der Liepājas-Straße (1901, J. Koch und Wilhelm Bockslaff, 1858–1945) ist neobarockal und mit zwei Türmen versehen. Sie erinnert an die charakteristischen Kirchen der Barockepoche in Lettgallen, dem traditionell katholischen Ostteil Lettlands.

Um den Einfluss der Rechtgläubigkeit resp. der griechisch-orthodoxen Kirche zu stärken, mussten im Einklang mit einem Erlass des russischen Zaren in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts in allen Städten Lettlands Gotteshäuser dieser Konfession errichtet werden. Die orthodoxen Kirchen wurden in den Formen des so genannten russisch-byzantinischen Stils gebaut. Eine solche ist auch die Kathedrale auf dem Esplanādes-Platz, direkt im Zentrum von Riga (1876–1884, R. Pflug), deren architektonische Ausführung von der russischen Presse jener Zeit sehr anerkennend bewertet wurde.¹⁰ Architektonische Motive und Gestaltungsgriffe, die denen der Kathedrale ähnlich waren, wurden auch bei der in ihren Ausmaßen beeindruckenden Kirche des Hl. Dreifaltigkeits-Klosters in der Krišjāņa-Barona-Straße 106 (1900–1907, Konstantīns Pēkšēns, 1859–1928, und Aleksandrs Vanags, 1873–1919) verwendet.

Mit der Silhouette der orthodoxen Kathedralen korrespondiert in gewissem Maße das mit Kuppeln gekrönte Gebäude des Bezirksamtes auf dem Brīvības-Boulevard 34. Es befindet sich auf der gegenüberliegenden Seite des zentralen Boulevards von Riga. Den ersten Entwurf für dieses Gebäude hatte der Architekt J.F. Baumanis im Jahre 1887 ausgearbeitet, doch dieser wurde vom Innenministerium in St. Petersburg zurückgewiesen. Die dortigen Beamten meinten, dass die Kuppeln, die anscheinend „dem Gebäude keine besondere Eigenart verleihen und zu unproduktiven Ausgaben füh-

¹⁰ Novyj kafedral'nyj sobor v Rige (Die neue Kathedrale in Riga), in: Moskovskij Vestnik vom 30. Oktober 1884.

ren“, nicht notwendig seien.¹¹ In dem im folgenden Jahr bestätigten Entwurf hatte J.F. Baumanis das Gebäude ohne Silhouette geplant, dafür aber mit einer Monumentalfassade barocken Charakters. Im Laufe der Bautätigkeit wurden dennoch auch die Kuppeln errichtet, und das Gebäude erhielt die der konkreten, sehr bedeutsamen städtebaulichen Situation entsprechende künstlerische Gestalt mit der unerlässlichen ausdrucksvollen Silhouette.

Ein bedeutsames Mikroensemble innerhalb der Boulevardbebauung im Zentrum von Riga bilden auch die ehemalige städtische Realschule (heute Oberschule Nr. 2) in der Krišjāņa-Valdemāra-Straße 1 (1876–1879, J.D. Felsko) und die ehemalige städtische Mädchenschule (heute Oberschule Nr. 17) in der Krišjāņa-Valdemāra-Straße 2 (1881–1884, Reinhold Schmaeling, 1840–1917). Beim Bau der Realschule zeichnete Felsko in den Stadtplan auch die Kontur einer auf der gegenüberliegenden Straßenseite geplanten zweiten Schule ein. Schmaeling trug sein Gebäude ebenfalls präzise darin ein, überdies ist die architektonische Gestalt beider Schulen harmonisch aufeinander abgestimmt. Diese Bauten sind außerdem ein bedeutendes historisches Denkmal, das von den zwei herausragenden Hauptarchitekten Rigas geschaffen wurde: Felsko bekleidete sein Amt von 1844 bis 1879, R. Schmaeling hatte es noch ein Jahr länger inne, von 1879 bis 1915.

Beide Bauten sind in der Formsprache der Neorenaissance gestaltet. Gerade in der Schularchitektur ist diese Stilrichtung die am meisten verbreitete, da die Renaissance die Blütezeit des Humanismus sowie der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur war.

Lehranstalten wurden manchmal auch im so genannten Rundbogenstil gestaltet, der ein eigentümlicher Hybrid von Motiven der Neoromanik, Neorenaissance sowie der byzantinischen Architektur war. Beim Bau eines der beachtenswertesten Rigaer Unterrichtsgebäude – dem Rigaer Polytechnischen Institut auf dem Raiņa-Boulevard 19 – wurde im Einklang mit dem Wunsch der Plenarkonferenz des Institutes diesem Stil „als dem für die Anstalt passenderen und würdigeren“¹² der Vorzug gegeben. Der Architekt des Gebäudes, der Professor des Polytechnischen Instituts und Dekan der Fakultät für Architektur, G. Hilbig, erklärte die Wahl der Stilistik folgendermaßen: „Für die äußere Architektur waren Festigkeit und Dauer die hauptsächlichsten Bedingungen und eine zweckmäßige Anwendung der

¹¹ Centrālais Valsts vēstures arhīvs Sanktpēterburgā (Zentrales Staatsarchiv für Geschichte in St. Petersburg), f. 1293, apr. 85, l. 33, Bl. 6.

¹² Riga und seine Bauten. Riga 1903, S. 216.

Materialien maßgebend, welche das Hauptmotiv der Anordnung bilden und jedes Surrogat ausschließen. Es ist daher der Ziegelrohbau und für die Architektur der Rundbogenstil gewählt worden.“¹³ Im Rundbogenstil wurden das ehemalige orthodoxe geistliche Seminar auf dem Kronvalda-Boulevard 9 (1877, H. Scheel), das städtische Realgymnasium (heute Staatliches Gymnasium Riga Nr. 1) auf dem Raiņa-Boulevard 8 (1874, J.D. Felsko), die städtische Grundschule (heute Valda-Zāliša-Grundschule) auf dem O.-Kalpaka-Boulevard 8 (1883, R. Schmaeling) und noch weitere Schulgebäude errichtet. Einzig die Börsenkommerzschnle (heute Staatliche Kunstakademie) auf dem O.-Kalpaka-Boulevard 13 (1902–1905, W. Bockslaff) ist ein effektives Meisterwerk der Neogotik. Der Stil dieses Gebäudes wird durch die Forderungen des Auftraggebers bestimmt: „Riga ist eine alte Hansastadt, eine von Deutschen begründete Stadt (...) Wollte der Börsenverein eine Bildungsstätte für künftige Kaufleute errichten, so konnte diese historische Tradition dadurch äußerlich trefflich zum Ausdruck gelangen, daß der in den alten Ostseestädten verbreitete Stil des niederdeutschen gotischen Backsteinbaues gewählt wurde.“¹⁴

Der Beitrag des Zeitalters der Renaissance zur Geschichte der Menschheit ist so umfangreich, dass auch das semantische Ausdrucksspektrum der Neorenaissance-Stilistik des 19. Jahrhunderts sehr breit war. Außer den Bildungsstätten umfasste es auch andere öffentliche Gebäudearten. Die Formen der venezianischen Renaissance assoziierten mit der Architektur der Fassaden sowohl der Börse auf dem Domplatz 6 (1852–1855, Harald Bosse, 1812–1894) als auch der Staatsbank in der Krišjāņa-Valdemāra-Straße 2a (1902–1905, August Reinberg, 1860–1908). In ähnlicher Weise erinnert das Abbild des florentinischen Palazzos, nach der das Ritterhaus (heutzutage das Gebäude der Saeima der Republik Lettland) in der Jēkaba-Straße 11 (1863–1867, R. Pflug und J.F. Baumanis; erweitert 1902/03, Wilhelm Neumann, 1849–1919) gestaltet ist, an die aristokratischen Zeiten der Herrschaft der Medici im 15. Jahrhundert. In eben jener Zeit war auch der Livländische Landtag entstanden, der seine Versammlungen in diesem Gebäude abhielt.

Der monumental-erhabene Gebrauch der Elemente der klassischen Architektur in der architektonischen Gestaltung des Stadttheaters und

¹³ G. Hilbig, Der Bau des Polytechnikum-Gebäudes, in: Notizblatt des technischen Vereins zu Riga (1868), Nr. 1, S. 21.

¹⁴ Das Gebäude der Rigaer Börsenkommerzschnle, in: Jahrbuch für bildende Kunst in den Ostseeprovinzen. o.O. 1907, S. 40.

des Museums in der Krišjāņa-Valdemāra-Straße 10a (1903–1905, Wilhelm Neumann) macht diese Gebäude zu wahren Tempeln der Kunst. Für die ihrerseits bereits im Mittelalter ins Leben gerufenen Einrichtungen schienen Gebäude im mittelalterlichen Stil besonders adäquat. Augenscheinlich sind gerade deshalb die Gebäude sowohl der Großen resp. Kaufmannsgilde in der Amatu-Straße 6 (1853–1859, Karl Beine, 1815–1858) als auch der Kleinen resp. Handwerker Gilde in der Amatu-Straße 2/5 (1864–1866, J.D. Felsko) neogotisch. Sie fügen sich gemeinsam mit dem in neogotische architektonische Ausgestaltung gekleideten Büro der Großen Gilde und einem Wohnhaus in der Amatu-Straße 4 (1903, W. Bockslaff) überzeugend in die mittelalterliche Gestalt des Umfeldes der Altstadt Rigas ein und bilden eines der künstlerisch saturiertesten und im emotionalen Ausdruck effektivsten Mikroensembles der Rigaer Bebauung.

Das Gefühl für die Prinzipien der Gestaltung eines Kontextes des städtischen Umfeldes und eines Ensembles ist charakteristisch für viele Architekturdenkmäler der Zeit des Eklektizismus. Ein bezeichnendes Beispiel, das die Qualität des architektonisch-künstlerischen Gedankens jener Zeit belegt, ist das Schwab-Haus auf dem Ratsplatz. Es befindet sich neben einem der Meisterwerke der alten Rigaer Architektur, dem Schwarzhäupterhaus (Abb. 2), das seine endgültige Gestalt nach 1886 erhielt. Das Schwab-Haus wurde nach einem Entwurf von Karl Felsko (1844–1918), dem Sohn von J.D. Felsko, von 1889 bis 1891 umgebaut. Über dem alten, einfachen, zweistöckigen Gebäude mit Flachdach errichtete man weitere zwei Stockwerke, die hinter einem hohen, prächtigen Giebel verborgen sind. Es ist in den Formen der deutschen Renaissance gestaltet, und in der Silhouette erinnert es an seinen bedeutenden Nachbarn; im Unterschied zum Rhythmus der vertikalen gotischen Nischen des Schwarzhäupterhauses dominieren jedoch im Giebel des Schwab-Hauses horizontale Gliederungen im typischen Ausdruck der Neorenaissance, die unmissverständlich Zeugnis von ihrer Entstehungszeit ablegen. Das Schwab-Haus bereicherte die räumliche Wirkung des Umfeldes spürbar und wurde zu einem integralen Bestandteil des Ratsplatz-Ensembles. Der Bau wurde im Juni 1941 zerstört und die Überreste des Schwarzhäupterhauses im Jahre 1948 vernichtet. Es war folgerichtig, dass im Laufe der Renovierung des Ratsplatzes von 1995 bis 1999 sowohl das Schwarzhäupterhaus als auch das Schwab-Haus in ihrer einstigen Gestalt von neuem aufgebaut wurden.

Ein weiterer beachtenswerter Beitrag K. Felskos zur Bebauung des Umfeldes des Ratsplatzes war das Jaksch-Handelshaus in der ehema-



Abb. 2: Rathausplatz in Riga, von links nach rechts: St.-Petri-Kirche, Schwab-Haus (erbaut 1891, Architekt: Karl Felsko, wiederaufgebaut 1999), Schwarzhäupterhaus. Foto: Jānis Krastiņš

ligen Svērtuves-Straße. Dieses erste mehrstöckige Kaufhaus in Riga wurde in den Jahren 1900 und 1901 errichtet. Seine Fassaden wurden in den höheren Stockwerken von Keramikmosaiken geschmückt, die nach Skizzen des Nürnberger Architekten T. Eurich von der Firma „Villeroy & Boch“ gefertigt wurden. Auch dieser Bau wurde in den Flammen des Zweiten Weltkriegs zerstört und seine Erneuerung ist zumindest problematisch.

In der bedeutendsten Ansammlung eklektizistischer Bauwerke, dem Boulevardensemble von Riga, wird die künstlerische Gestalt des Umfeldes hauptsächlich durch die Neorenaissance bestimmt. In diesem Stil sind sowohl der größte Teil der Lehranstalten als auch die Mehrzahl der mehrstöckigen Miethäuser in den perimetral bebauten Stadtvierteln gestaltet. Hier und dort treten auch imposante neogotische Gebäude hervor, beispielsweise das Kerkowius-Haus (heute Bibliothek der Universität Lettlands) auf dem O.-Kalpaka-Boulevard 4 (1874, J.F. Baumanis), das Kruth-Haus (heute Sitz der Deutschen Botschaft) auf dem Raiņa-Boulevard 13 (1868,¹⁵ H. Scheel) oder das Haus des Barons Tiesenhausen in der Pulkveža-Brieža-Straße 1 (1883, Edmund von Trompowsky, 1851–1918).

Die Bebauung der Boulevards sah man einst in Gänze als „einförmig“ und „akademisch-langweilig“ an.¹⁶ Im Lichte der heutigen Bewertungen klingen jedoch diejenigen Äußerungen der Zeitgenossen, in denen Freude und Stolz über das in der Baukunst Erreichte zu spüren sind, viel überzeugender. Der bekannte Publizist Puriņu Klāvs beispielsweise hat die Boulevardbebauung vom neuen Kreisgerichtsgebäude aus dargestellt: „(...) in weiterer Entfernung sind die schlossähnlichen Gebäude am Todlebena-Boulevard (heute O.-Kalpaka-Boulevard; J. K.) und der Suvorova-Straße (heute Krišjāņa-Barona-Straße; J. K.) zu sehen, unter denen die Gruppe der monumentalen Gebäude der Polytechnischen Schule und das reich-stolze, erhabene Pfab-Haus¹⁷ besonders zu erwähnen sind. Auf der anderen Seite sehen

¹⁵ Dieses Gebäude wird gewöhnlich in das Jahr 1875 datiert, als Baron von Transehe-Roseneck sein Besitzer wurde. Neuere Forschungen anhand von Archivmaterialien ermöglichen es, den Zeitpunkt der Erbauung des Gebäudes zu präzisieren; detaillierter vgl. J. Krastiņš, Die alte Gesandtschaft in Riga, in: *Bauwelt* 40/41 (1994), S. 2280.

¹⁶ P. Kampe, *Arhitekts Jānis Fridrihs Baumanis. Viņa dzīve un mūža darbs* (Der Architekt Jānis Fridrihs Baumanis. Sein Leben und Lebenswerk). Rīga 1927, S. 2.

¹⁷ Heute das Benjaminš-Haus in der Krišjāņa-Barona-Straße 12; erbaut im Jahre 1876 nach einem Entwurf der Berliner Architekten Hermann Ende und Wilhelm Böckmann; die skulpturalen Fassadenverzierungen wurden von August Volz (1851–1926) gestaltet.

wir die breite Esplanade, umgeben von nicht weniger stolzen Häusern (...) Überall, wohin und wie weit das Auge blickt, sind einzig die neuen Gebäude, das neue Riga zu sehen.“¹⁸

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hatte die in ihrem Wesen retrospektive kreative Methode des Eklektizismus dennoch breite Möglichkeiten der weiteren Entwicklung ausgeschöpft. Die Suche nach einem neuen künstlerischen Ausdruck verkörperte sich in immer komplizierteren und dekorativ-überfrachteten Kompositionen. An den Gebäuden kamen Ecktürmchen, Erker, satte Verzierungen und verschiedene, zuvor selten verwendete architektonische Elemente und Details zum Vorschein. Die akademisch solide Formensprache des Stils belebte sich anscheinend in ähnlicher Weise, wie stilles Wasser von einem hineingeworfenen Stein bewegt wird.

Die für den späten Eklektizismus charakteristische saturierte, ausdrucksvolle und reiche architektonische Ausgestaltung zeigen die von Rudolf Heinrich Zirkwitz (1857–1926) errichteten Gebäude in der Vilandes-Straße 1, 3, 5, 7 und 11 (1898/99) und die von Konstantīns Pēkšēns (1859–1928) gestalteten Häuser in der Marijas-Straße 9 (1899), in der Krišjāņa-Barona-Straße 11 (1901) und in der Baznīcas-Straße 4a (1901). Durch eine besonders ausgefeilte, filigrane und ausgesprochen prägnante Fassadengestaltung zeichneten sich die von K. Felsko in jener Zeit erbauten Miethäuser in der Baznīcas-Straße 25 (1897), Gertrūdes-Straße 39 (1899), Lāčplēša-Straße 36 (1900) und Smilšu-Straße 12 (1897) aus. Die Plastik der Architektur dieser seiner Bauten unterscheidet sich von der in den 70er oder 80er Jahren des 19. Jahrhunderts gewohnten ungefähr in dem Maße wie ein skulpturales Hochrelief von einem ornamentalen Anstrich auf einer Fläche. Dies alles war jedoch bereits die Agonie des Eklektizismus.

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erklangen immer energischer Stimmen wider die „Imitationen des altgriechischen, gotischen und Rokoko-Stils“, die nur „Disharmonie hervorrufen“.¹⁹ Immer entschiedener kündigte sich der nächste historische Stil, der Jugendstil, an. Überall in der Welt „koexistierte“ er mit dem Eklektizismus bis zum Ersten Weltkrieg und in einzelnen Ländern sogar noch länger. Anders in Riga: Noch im Jahre 1902 wurden hier mehrere Dutzend eklektizistischer Gebäude errichtet, 1903 waren es ungefähr 15, 1904

¹⁸ P.Kl., Jaunais Rīgas aprīnka tiesas nams (Das neue Gebäude des Rigaer Kreisgerichts), in: Baltijas Vēstnesis vom 13. Juli 1889.

¹⁹ W-S. [i.e. Vidrižu Pēteris], Vēl kaut kas par moderno mākslu (Noch etwas zur modernen Kunst), in: Baltijas Vēstnesis vom 10. Februar 1900.

nur acht und danach keines mehr, falls man die sechs eklektizistischen Gebäude nicht mitrechnet, die 1910, genau gleichzeitig mit dem Auftreten des Neoklassizismus, erbaut wurden.

Das Wesen des Jugendstils und der Jugendstil aus historischer Sicht

In der Architektur wird der Jugendstil manchmal nach wie vor einzig als Auswechslung der dekorativen Ausgestaltung der Gebäude verstanden, die an die Stelle der retrospektiven Formen des Eklektizismus neue, in anderen visuellen Künsten damals bereits entwickelte ornamentale Verzierungen setzte. Die Jugendstilbauten sind so aufgrund ihrer originellen, eigentümlichen und bildlich-ausdrucksvollen Ausgestaltung sehr leicht zu erkennen. Diese war besonders reich und saturiert in der Anfangsphase der Entwicklung dieses Stils. Die Fassaden der Jugendstilgebäude werden häufig von einem bis dahin nicht gesehenen rankigen Gewimmel gespannter Linien, stilisierten Motiven exotischer Früchte, lachenden oder – genau entgegengesetzt – in grauenerregende Grimassen verzerrten Masken, Reliefs mit Pfauen, Schwänen, allerlei Untieren, Reptilien, Hunden, Katzen, Wölfen, Bären und anderen Lebewesen oder auch von Nachbildungen ganz einfacher geometrischer Formen geschmückt. Doch sind es nicht die Ornamente, die das Wesen des Jugendstils ausmachen.

Der Jugendstil war konzeptionell antihistorisch. In ihm wurde eine funktional-bequeme Raumaufteilung zum Ausgangspunkt der Architektur. Die schöpferische Methode des Stils war eine künstlerisch ausdrucksvolle Behandlung des sachlichen Ursprungs des Gebildes der Baukunst. Solchermaßen begann mit dem Jugendstil ein neues, modernes Stilsystem der Architektur. Dieser Stil verwarf nicht nur das spezifisch künstlerische Verständnis der Architektur, sondern verschmolz viele Arten der visuellen Künste zu einem unteilbaren Ganzen.

Der Jugendstil löste die künstlerische Saturiertheit des Eklektizismus durch das Prinzip des „malerischen Flecks“ und des kompositionellen Dynamismus ab, indem er in der äußeren Gestalt der Gebäude die innere räumliche Struktur, den konstruktiven Aufbau und die verwendeten Baumaterialien reflektierte. Eine einzige Vorschrift oder ein Rezept, wie das künstlerische Programm des Jugendstils zu erfüllen sei, gab es nicht und konnte es auch nicht geben. Deshalb ist dieser Stil sehr vielfältig – von saturiert-dekorativen Kompositionen bis zu zurückhaltenden und ganz einfachen Arbeiten. Mehrere

Jugendstilbauten sind bereits Vorboten der Formensprache des darauf folgenden Stils, des Funktionalismus.

Wie jeder Kunststil hat auch der Jugendstil in der Geschichte Momente eines lebhaften Aufblühens erlebt, denen seine völlige Ablehnung und Vergessen folgten. In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde der Jugendstil bereits als „Niedergang der Kunst“, „Zwielicht“ und „Dekadenz“ bezeichnet. Die Alberta-Straße, in der ungewöhnlich prachtvolle Beispiele dieses Stils konzentriert sind, nannte man „bemitleidenswert“²⁰ und war stolz darauf, dass sich die lettischen Architekten anscheinend zurückgehalten hatten, sich für den „im Westen in jener Zeit lodernden sezessionistischen Modernismus“, d.h. den Jugendstil, zu begeistern, den „der Zivilingenieur Eisenstein in der Alberta-Straße so üppig eingepflanzt hat“.²¹

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg begrenzte sich die Vorstellung vom Jugendstil lange Zeit faktisch auf die visuelle Gestalt der Gebäude in der Alberta-Straße. Die gesamte übrige breite und sehr vielfältige Verwendung des Stils blieb völlig unbeachtet. Eine negative Bewertung der Architektur vom Anfang des 20. Jahrhunderts, welche diese einzig als oberflächliches Spiel mit dekorativen Verzierungen verstand, ist in einzelnen Publikationen sogar noch Mitte der 90er Jahre anzutreffen. Dennoch dämmerte bereits in den 70er Jahren die Einsicht vom wahren Wesen und wirklichen Wert dieses Stils.

Es muss eine gewisse Zeit vergehen, damit man objektiv, gleichsam mit dem Blick eines Außenstehenden, die stilistischen Erscheinungen früherer historischer Perioden bewerten kann. Wenn man das zu Beginn des 20. Jahrhunderts Gesagte und das in den konkreten Bauten Geschaffene miteinander vergleicht, ist deutlich zu sehen, dass die seinerzeitigen Meister die Prinzipien ihres künstlerischen Schaffens und ihre schöpferische Methode präzise formuliert hatten, dass jedoch der Jugendstil alle Arten der visuellen Künste viel tiefer und weiter als viele anderen historischen Stile umfasste und zudem auch die Literatur und Musik reflektierte. Im Jahre 1903 veröffentlichte Aleksandrs Vanags (1873–1918), später ein berühmter Rigaer Architekt, damals jedoch noch Architekturstudent am Rigaer Polytechnischen Institut, einen weit gefassten Überblick über die neuesten Tendenzen in der europäischen Architektur. Er betonte, dass es unerlässlich sei, der

²⁰ Heincs Pīrangs, *Arhitektoniskās stila formas Rīgas pilsētas ainavā* (Architektonische Stilformen in der Landschaft der Stadt Riga), in: *Rīga kā Latvijas galvas pilsēta* (Riga als Hauptstadt Lettlands). Rīga 1932, S. 119.

²¹ Jānis Rutmanis, *Latviešu arhitektūra 19. un 20. gs.* (Die lettische Architektur im 19. und 20. Jahrhundert), in: *Mākslas vēsture* (Kunstgeschichte). Rīga 1934, S. 255.

Architektur neues Leben einzuhauchen, indem man sich von den „abgenutzten Lügenformen“ befreie, und „die äußerlichen Verzierungen in einen organischen Zusammenhang mit dem auszusmückenden Gegenstand zu bringen“.²² Die von dem bedeutenden amerikanischen Architekten Louis Sullivan am Ende des 19. Jahrhunderts verkündete Losung „Die Form folgt der Funktion“ oder das von dem Österreicher Otto Wagner verfolgte Prinzip „Zweckmäßigkeit ist das Hauptgesetz der Kunst“ wurden von dem bekannten lettischen Publizisten und Kunstkritiker Jānis Asars (1877–1908) im Jahre 1904 ausführlicher und detaillierter erklärt: „(...) ein Bauwerk darf nicht von außen nach innen konstruiert werden, wie man es früher getan hat, als man sich nur um eine imposante Fassade sorgte, auf dass die Ordnung der Innenräume sich schon irgendwie ergäbe, sondern es muss von innen nach außen konstruiert werden, die Innenräume müssen völlig zweckmäßig und schön eingerichtet werden, und ihrer Ordnung muss dann die äußere Gestalt des Gebäudes angepasst werden. Der Innenraum und ganz und gar nicht die Fassade müssen der Ausgangspunkt für die Konstruktion des Gebäudes vom wahren künstlerischen Standpunkt aus sein.“²³

Riga zu Beginn des 20. Jahrhunderts und die Jugendstilarchitektur Rigas

Der Beginn des 20. Jahrhunderts war für Riga die Periode des höchsten Aufschwungs in der gesamten Geschichte der Stadt. Im Jahre 1897 hatte Riga noch 282 230 Einwohner, vor dem Ersten Weltkrieg überschritt ihre Zahl bereits 500 000. In den Fabriken Rigas wurde alles produziert, von der einfachsten Nadel bis zu Automobilen und Eisenbahnwaggons. Sie stellten 5,7% der Industrieproduktion des Russischen Reiches, obwohl in Lettland nur 1,5% der Einwohner des gesamten Reiches lebten. Riga war die fünftgrößte Stadt (nach Moskau, St. Petersburg, Kiew und Warschau) im Russischen Reich, und sein Hafen rückte 1901 auf den ersten Platz, was den Warenumsatz betraf. Jedes Jahr wurden Hunderte neuer Wohnhäuser errichtet, allein in den Jahren 1910–1913 150–220 mehrstöckige Steingebäude. Zusammen mit

²² A. Vanags, *Modernais stils* (Der moderne Stil), in: *Baltijas Vēstnesis* vom 6. März 1903.

²³ *Mākslas amatniecība* (Das Handwerk der Kunst), in: J. Asars, *Kopoti raksti* (Gesammelte Schriften). Rīga 1910, Bd. 1, H. 3, S. 26.

der Tatsache, dass der Eklektizismus nach 1904 völlig „von der Bildfläche verschwunden war“, erklärt diese außerordentlich rege Bautätigkeit die ungewöhnliche starke Konzentration von Jugendstilgebäuden im Zentrum Rigas.

Günstige Umstände für die Entwicklung von neuen Strömungen in Riga gewährleisteten sowohl die wirtschaftliche Situation als auch das professionelle Umfeld. In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts waren in der Bauverwaltung der Stadt Riga durchschnittlich 15 Architekten akkreditiert. Fast alle von ihnen hatten ihre Ausbildung in Berlin oder St. Petersburg erhalten. 1869 eröffnete man am Rigaer Polytechnischen Institut die Fakultät für Architektur. 1874 absolvierte sie als erster Architekt Oskars Bārs. Mitte der 90er Jahre waren von den rund 40 in Riga praktizierenden Architekten bereits 25 Zöglinge der haus-eigenen Schule. Bis 1901 beendeten dort jährlich nicht mehr als vier oder fünf diplomierte Architekten ihre Ausbildung, in manchen Jahren noch weniger. Danach verdoppelte sich die jährliche Absolventenzahl und erreichte im Jahre 1906 16. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs hatten von 70 Rigaer Architekten 56 ihre Ausbildung am Rigaer Polytechnischen Institut erhalten. Es versorgte nicht nur Lettland, sondern die gesamte baltische Region mit Spezialisten. Viele Architekten, die in Riga ihre Ausbildung erhalten hatten, arbeiteten auch in Polen und den entfernteren Winkeln Russlands. Die junge professionelle Generation ging mit neuen Ideen und einem frischen professionellen Denken in die Praxis.

Die Ausbreitung des Jugendstils wurde besonders durch die groß angelegte Ausstellung zum 700-jährigen Jubiläum Rigas befördert. Sie fand auf dem Esplanādes-Platz statt. Alles – beginnend bei der Architektur der vielen Pavillons und endend bei den Ausstellungsständen und den darin ausgestellten Objekten – war ein beeindruckendes Formenspiel des neuen Stils. 1904 vermerkte J. Asars, dass in der äußeren Gestalt Rigas große Veränderungen stattgefunden hätten, und fügte hinzu: „Dieser Geschmack, der in Riga besonders mit der Jubiläumsausstellung von 1901 zu Worte gekommen ist, ist etwas wirklich Neues.“²⁴

Als man 1901 das Rigaer Jubiläum beging, beschloss die Stadtverwaltung, den Ausbau der „Villenkolonie“ in Mežaparks, der damals Kaiserwald genannt wurde, zu beginnen. Mežaparks ist eine der allerersten Gartenstädte in Europa. Das malerische Straßennetz in seinem südlichen Teil wurde vom Rigaer Stadtgartendirektor Georg

²⁴ Ebenda, S. 3.

Kuphaldt (1853–1938), einem bedeutenden Städtebauer und Landschaftsarchitekten, entworfen, und 1910 erarbeitete ein deutscher Architekt, der Autor des Berliner Generalplans vom Beginn des 20. Jahrhunderts, Hermann Jansen, die Planung für den zweiten Bauabschnitt im nördlichen Teil. Bis zum Ersten Weltkrieg hatte man in Mežaparks etwas mehr als 100 Wohnhäuser errichtet, und beinahe alle im charakteristischen Jugendstil.

In der Anfangsentwicklung des Jugendstils war ein gewisser Hang zu dem für den Eklektizismus des 19. Jahrhunderts charakteristischen ornamentalen Prunk erkennbar, wobei die Kontinuität des ästhetischen Gefühls des Umfeldes eine große Bedeutung besaß. Viele Architekten fassten den neuen Stil einzig als Übergang zu neomodischem Dekor auf und verzierten die Gebäudefassaden freigiebig mit den für den Jugendstil charakteristischen Ornamenten und Dekorelementen. Sehr verbreitet waren drei, seltener fünf scheinbar aufgehängte vertikale Friese (Lisene) von einfachem, rechteckigem Profil mit Ringen in deren unteren Enden. Der mittlere Lisene war in der Regel länger. Hier und da wurde eine Fensteröffnung in Form eines Schlüssellochs gestaltet; dieses Motiv ist der traditionellen Architektur des Fernen Ostens entlehnt. Da all dies in der für den Eklektizismus des 19. Jahrhunderts typischen, gleichmäßig rhythmisierten Komposition angeordnet ist, kann man diese Gebäude von weitem nur schwer von den Bauten des früheren Stils unterscheiden. Mehrere solcher Häuser des eklektizistisch-dekorativen Jugendstils – in der Gertrüdes-Straße 12/14, Smilšu-Straße 8 u.a. – wurden nach Entwürfen (alle im Jahre 1902) der Architekten H. Scheel und Friedrich Scheffel (?–1913) errichtet. Die auffälligsten Häuser dieser Richtung wurden vom Zivilingenieur Michail Eisenstein (1867–1921) geschaffen. Seine Gebäude in der Elizabethes-Straße 10a und 10b (1903) und Alberta-Straße 2a, 2, 4, 6 und 8 (1903–1906) sind ein wahres Feuerwerk ornamentaler Jugendstilformen, in dem die Häuserfassaden prächtigen Dekorationen ähnlich wurden.

Das allererste Jugendstilgebäude in Riga – das Grosset-Haus in der Audēju-Straße 7 (seine Architekten Alfred Aschenkampff [1858–1914] und Max Scherwinsky [1877–1907] gestalteten auch die Rigaer Jubiläumsausstellung) – entstand bereits 1899. Auch an seiner Fassade befinden sich Linien, Ringe, Stilisierungen von Früchten und andere für den Stil charakteristische ornamentale Verzierungen, doch sind sie elegant in die architektonische Grundform des Gebäudes eingefügt. Sie lässt erahnen, dass sich in den beiden unteren Stockwerken Geschäfte und Büros und in den oberen Etagen Wohnungen befinden.

Hier gibt es keine gleichmäßige Rhythmik mehr, die komplizierte Anordnung der Fensteröffnungen entspricht der sinnvollen Gestaltung der Innenräume und dem Gesamtplan. Die Plastik des Gebäudeumrisses wird durch einen Erker hervorgehoben, das Gesims durch eine Metallkonsole gestützt, und das obere Stockwerk ist wie eine Mansarde gestaltet, die von einem ausdrucksvollen Metallgeländer umgeben ist. Dieses ist stattlich, zweckmäßig und rationell ausgeführt und schützt die Passanten vor möglichen Schnee- oder Eislawinen.

Der Rigaer Jugendstil ist insgesamt rationalistisch, rational-einsichtig, begründet, zweckmäßig und zielgerichtet, er verwirft alles Überflüssige. In den ersten fünf bis sechs Jahren des 20. Jahrhunderts blieb an den rationalistischen Jugendstilgebäuden noch das eine oder andere Detail in den Formen historischer Stile erhalten, beispielsweise in den allgemeinen Formen der von deutscher oder niederländischer Renaissance gestalteten Giebel über den Erkern oder anders hervorgehobenen Gebäudeteilen. In solchen Giebeln oder Türmchen ist stellenweise auch ein Nachhall der Gotik oder des Barocks zu spüren. Eines der frühesten und auch ausdrucksvollsten Beispiele für einen solchen rationalistisch-romantischen Jugendstil ist die Bebauung der Ecke Gertrüdes- und Brīvības-Straße: die Gebäude in der Brīvības-Straße 55 (1900, W. Neumann) und 68 (1903, Alexander Schmaeling, 1877–1961). Mit Ausnahme der nahen alten Kirche St. Gertrud waren sie die ersten mehrstöckigen Gebäude in diesem Umfeld, und ein paar Jahre lang sahen sie zwischen den sie umgebenden niedrigen Holzhäusern wie Wolkenkratzer aus. In den folgenden zehn Jahren wurden auch sie alle von neuen mehrstöckigen Steingebäuden abgelöst, und die Bebauung erhielt das noch heute bestehende Aussehen.

Der Abschnitt der Brīvības-Straße zwischen der Gertrüdes- und der Stabu-Straße (Abb. 3) ist eines der kräftigsten und ausdrucksvollsten Jugendstilmikroensembles in Riga. Die künstlerische Gestalt der Gebäude wird größtenteils durch betont vertikale Elemente der Fassadenkomposition bestimmt: kraftvoll artikulierte Erker und Reliefs, aus der Grundfläche hervortretende Friese, die sich in die Höhe mehrerer Stockwerke erheben. Die ornamentalen Verzierungen nehmen die Zwischenräume zwischen den Fensteröffnungen auf dem Niveau der Überdeckung zwischen den Geschossen ein, wobei sie sich völlig in die architektonische Grundform der Fassaden einfügen und gleichzeitig die Vertikalität der Komposition hervorheben. Diese Stilistik – der so genannte lotrechte Jugendstil – begann sich in Riga insbesondere um das Jahr 1907 herum auszubreiten und wurde sehr bald zu einem der charakteristischsten Stilrichtungen. Bauten des lotrechten

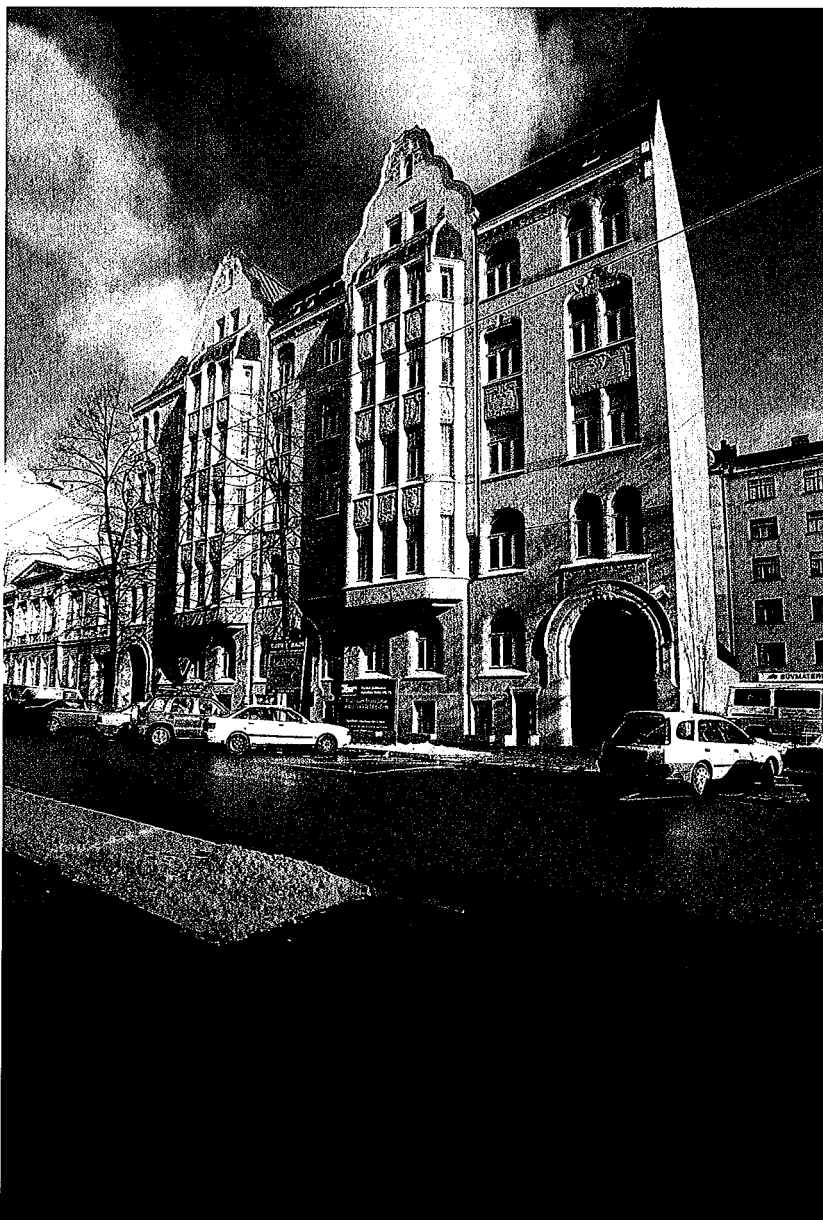


Abb. 3: Mietshaus Stabu-Straße 19, erbaut 1908, Architekt: Jānis Alksnis („lotrechter Jugendstil“). Foto: Jānis Krastiņš

Jugendstils stellen mehr als ein Drittel der gesamten, vielfältigen Hinterlassenschaft des Jugendstils in Riga.

Eine weitere charakteristische Richtung des Formenausdrucks des Rigaer Jugendstils ist der nationale Romantizismus, der nur in einem sehr kurzen Zeitabschnitt – von 1905 bis 1911 – aufblühte und Geltung hatte, jedoch sehr überzeugende Werke der Architekturkunst hinterließ. Mindestens jedes dritte oder vierte Jugendstilgebäude in Riga ist mehr oder weniger dem nationalen Romantizismus zuzurechnen. Bei der Gestaltung dieser Häuser strebten die lettischen Architekten danach, ihren eigenen nationalen Stil zu kreieren. Als Inspirationsquelle dienten Muster des nationalen Holzbauwesens, ethnografische Ornamente und die angewandte Volkskunst. 1908 schrieb E. Laube: „Jedes Volk hat immer seine eigenen Traditionen, einen gewissen Formenbestand, der nach und nach von einer Generation zur anderen übergegangen ist, in Übereinstimmung mit seinem Temperament und Schönheitsempfinden. Dieser Faktor ist auch einer von denen, welche die Besonderheit eines Stils schaffen.“²⁵

Die lettischen Architekten widmeten der Verwendung von authentischen, natürlichen Baumaterialien besondere Aufmerksamkeit. Sowohl Laube als auch der Maler Janis Rozentāls (1877–1916), der auch in der Architektur die neue Strömung und andere Kunstrichtungen leidenschaftlich vertrat,²⁶ wiesen darauf hin, dass beispielsweise Putz ein Material sei, mit dem Oberflächen als Flächen bearbeitet werden müssten, indem man deren Möglichkeiten zur Gestaltung von verschiedenen Oberflächenfakturen nutze und nicht Steinmauern imitiere, wie man es früher getan habe.

In anderen künstlerischen Richtungen des Rigaer Jugendstils ist die Einwirkung der deutschen und österreichischen Architektur jener Zeit spürbar, der nationale Romantizismus hingegen wurde am meisten von Finnland beeinflusst. 1904 besuchten E. Laube und A. Vanags Finnland, und im folgenden Jahr entstanden in Riga mehrere Bauten des nationalen Romantizismus. Sie alle wurden im Büro des Architekten K. Pēkšēns projektiert, Koarchitekt der beiden interessantesten und bedeutendsten – der Ķeniņš-Schule in der Tērbatas-Straße 15/17 und des Kļaviņa-Hauses in der Aleksandra-Čaka-Straße 26 – ist E. Laube. Das Kļaviņa-Haus zeichnet sich durch einzelne,

²⁵ E. Laube, *Par būvniecības stilu* (Über den Stil des Bauwesens), in: *Zalktis* 4 (1908), S. 147.

²⁶ R. [i.e. J. Rozentāls], *Par Somijas mākslu* (Über die Kunst Finnlands), in: *Vērotājs* vom Februar/März 1905, S. 366-379 sowie vom April 1905, S. 492-501.

meisterhaft stilisierte Verzierungen ethnografischen Charakters und eine in dekorativem Relief ausgeführte Übersetzung des bekannten englischen Sprichworts „My home is my castle“ ins Lettische aus. An der Fassade der Ķeniņš-Schule wiederum gab es fast gar keine solchen Ornamente, dafür wurde eine ungewöhnlich reiche Fülle verschiedener Gestaltungsmaterialien verwendet, darunter auch Tuffstein, der nach einer Idee von Ķeniņš aus den Bruchstücken des Staburags-Felsens zusammengesucht wurde. Im oberen Stockwerk sind die Holzdetails und Binderenden der Überdeckung des Schulsaaes aus der Fassade hervorgehoben. Solchermaßen wurde der künstlerische Ausdruck des Gebäudes einzig durch Variationen der Baumaterialien und Hervorhebung der konstruktiven Elemente erreicht.

Die schönsten Denkmäler des nationalen Romantizismus in Riga sind die von E. Laube errichteten Gebäude in der Brīvības-Straße 37 (1909), 47 und 62 (beide 1908), Krišjāņa-Valdemāra-Straße 67 (1909) und Alberta-Straße 11 (1908), von A. Vanags in der Brīvības-Straße 58 (1906), Aleksandra-Čaka-Straße 55 (1910), 64 (1909) und 70 (1909), Krišjāņa-Barona-Straße 62 (1909) und 64 (1911) (Abb. 4) und Krišjāņa-Valdemāra-Straße 69 (1909), 71 und 73 (beide 1910) und von K. Pēkšēns in der Ģertrūdes-Straße 46 (1908) und auf dem Kronvalda-Boulevard 10 (1907, gemeinschaftlich mit E. Laube). Einige Arbeiten im Geiste des lettischen nationalen Romantizismus wurden auch von ortsansässigen deutschbaltischen Architekten geschaffen. Beispiele sind das Mietshaus in der Nometņu-Straße 47 und die Kreuzkirche in der Ropažu-Straße 120 (beide Bauwerke 1909, W. Bockslaff).

Charakteristisch für die Bauten des nationalen Romantizismus sind eine gewisse Schwerfälligkeit der Formen, ein monumentaler Ausdruck, steile Dächer, Fensteröffnungen mit abgeschrägten Oberteilen und elegante Verzierungen ethnografischer Motive, die sehr zurückhaltend verwendet und manchmal, ganz besonders bei den Arbeiten von E. Laube, in allgemeine Muster abgerundet plastischer Formen umgestaltet werden. An mehreren Bauwerken des nationalen Romantizismus zeichnet sich bereits der einfache kubische Ausdruck der Umrisse ab, der sich später, Ende der 20er Jahre, bis zur Entwicklung des Funktionalismus ausbreitete.

Um das Jahr 1910 herum war eine gewisse Hinwendung zur klassischen Formensprache zu beobachten. Dies war der Neoklassizismus, der sowohl als Gegengewicht zu dem vom Jugendstil manchmal noch nicht überwundenen übermäßigen Dekorativismus als auch als Widerspiegelung einer gewissen Neigung zum repräsentativen Monumentalismus entstand. Deshalb ist der Neoklassizismus am häufigsten in



Abb. 4: Mietshäuser Krišjāņa-Barona-Str. 62, 64, erbaut 1909 und 1911, Architekt: Aleksandrs Vanags (Nationalromantik). Foto: Jānis Krastiņš

der Architektur der vielen seinerzeit errichteten Bankhäuser anzutreffen, beispielsweise in der Brīvības-Straße 38 (IV. Rigaer Gesellschaft Gegenseitigen Kredits, 1911, Ernests Pole, 1872–1914), Krišjāņa-Barona-Straße 14 (Spar- und Vorschusskasse der Rigaer Handwerker, 1910, E. Pole), Krišjāņa-Valdemāra-Straße 3 (Rigaer Hypotheken-Verein, 1913, August Witte, 1876–1969) u.a.

Erstmalig trat der Neoklassizismus in Riga bereits 1909 auf den Plan, als man das abgebrannte Gebäude der Rigaer Lettischen Gesellschaft erneuerte. Die Architekten E. Laube und E. Pole projektieren es zuerst in typischen Formen des nationalen Romantizismus, doch schon bald wurde der Entwurf im Ausdruck des Klassizismus umgestaltet. Der Eingang des Gebäudes wird durch eine klassische Säulenhalle aus poliertem Granit betont, und den Giebel schmückt ein für den klassizistischen Stil charakteristisches Feston – ein Relief in der Form eines aufgehängten Früchtegewindes. In die klassisch-strenge Fassadenkomposition sind auch mehrere für die Formgestaltung des Jugendstils allgemein charakteristische Elemente eingefügt. Die beiden Risalite werden von Kuppeln gekrönt, deren Form und Details recht spürbar an die Gestalt des Wiener „Sezessions“-Pavillons erinnern. Dieser Pavillon (1898, Architekt J.M. Olbrich) ist eines der Symbole des europäischen Jugendstils. Den oberen Teil der Fassade des Gebäudes der Lettischen Gesellschaft schmücken von J. Rozentāls gestaltete farbige Mosaiken, in denen in Jugendstilmanier mythologische Motive dargestellt sind.

Bei fast allen Rigaer Bauwerken, an denen der Einfluss des Neoklassizismus spürbar wird, ist er größtenteils nur als gewisser Tribut an die damalige Modeströmung zu verstehen, indem man in insgesamt rationalistischen Jugendstilkompositionen das eine oder andere klassische Motiv einflocht. Beispiele dafür sind das Bürogebäude in der Kaļķu-Straße 22 (1914, Paul Mandelstamm, 1872–1941), die V. Rigaer Gesellschaft Gegenseitigen Kredits in der Smilšu-Straße 1 (1912) und die Rigasche Überdünsche Gesellschaft Gegenseitigen Kredits in der Kaļķu-Straße 15 (1913, beide J. Alksnis). Letztere ist in einer Konstruktion aus einem Eisenbetongerippe gestaltet. Dies ist der früheste Fall, in dem dieser konstruktive Handgriff beim Bau von mehrstöckigen öffentlichen Gebäuden in Riga Verwendung fand. Bei den Gerippegebäuden sind die Außenwände nicht mehr tragend, wodurch die Möglichkeit entstand, die Zwischenräume zwischen den Fensteröffnungen bedeutend zu verengen. Dadurch ist das Gesamtbild des Gebäudes sehr modern und steht dem Erscheinungsbild der heutigen Architektur nahe.

Gerade mit dem Jugendstil begann zwar auch das moderne Stilsystem, doch bewahrte er, im Unterschied zu der in den späteren Perioden größtenteils allzu sehr vereinfachten Formensprache, insgesamt das Verständnis der Architektur als allumfassender Kunst. Die vielen Bauten dieses Stils sind der Hauptwert im Zentrum der Stadt Riga – und des Weltkulturerbes. Es gibt in der Welt keine zweite Stadt, in der an einem Ort so viele Denkmäler des Jugendstils von solch künstlerischer Qualität zu sehen sind.

Die eklektizistischen Gebäude in Riga reflektieren die künstlerische Sprache der europäischen Architektur jener Zeit. Im städtischen Umfeld ist sie am besten in der harmonisch gehaltenen Boulevardbebauung zu spüren. Jedoch ist Riga keine Nachbildung andernorts abgeschauter Vorbilder, es ist kein „Klein-Paris“, wie es manchmal genannt wird. Riga ist eines der Zentren europäischer Kultur mit seiner eigenen Architekturschule und einer selbstständigen Baukunst, die sich am lebhaftesten in der Hinterlassenschaft des frühen 20. Jahrhunderts offenbart. Nahe und ferne Einflüsse hat der Rigaer Jugendstil entsprechend den örtlichen Gegebenheiten und Traditionen umgewandelt und in vielfältiger Einheit eine wahre Zauberwelt geschaffen. Der Jugendstil ist Rigas Gesicht und Stolz. Riga ist die Metropole des Jugendstils.

Aus dem Lettischen übersetzt von Sabine Jordan, Münster



Musik im 19. Jahrhundert in Stadt und Land – ein Beitrag zur Musikgeschichte Rigas und Lettlands

von Marek Bobéth

„Überall spricht man deutsch – hier ist alles deutsch, erst zehn Meilen vor Petersburg geht das Russisch los“,¹ schrieb Clara Schumann 1844 aus Dorpat während ihrer erfolgreichen Konzertreise, die in Ostpreußen begann und über das Baltikum nach St. Petersburg führte; begleitet wurde sie von Robert. Das Ehepaar war überrascht, als ein „Sängerchor eine schöne Serenade brachte, wo sie unter anderem auch ein Quartett meines Mannes sangen“.² Was hatte man denn erwartet von der dortigen Bevölkerung, den „Deutschrussen“, wie in zeitgenössischen Publikationen immer wieder zu lesen war? Richard Wagner meinte 1838 in einem Brief aus Riga, dass er sich in „Sibirien“ aufhalte,³ relativierte dieses Aperçu jedoch später durch die Notiz: „Desto angenehmer überraschte mich das durchaus zutrauliche deutsche Element, welches mich in Riga (...) umging.“⁴ In diesen Äußerungen spiegelt sich die kulturelle Dominanz der deutschbaltischen Bevölkerung der Ostseeprovinzen Russlands wider.

Vor dem Hintergrund der komplizierten historischen Entwicklung der Region und ihrer Bevölkerungsteile scheint es verständlich, dass auch die Darstellung der Musikgeschichte dieser Region einen komplexen Charakter haben sollte. Leider präsentiert sich die Quellenlage in ihrer Quantität und Qualität unvollständig und unzureichend. In den zahlreichen und umfassenden historischen Publikationen in deutscher Sprache findet man nur selten Angaben über Musik, Musiker und das Musikleben im Baltikum. Wenn zeitgenössische Historiker über das 19. Jahrhundert schreiben, so erwähnten sie beiläufig beispielsweise: „Musik wurde viel getrieben, Musik war die herrschende Kunst, die klassische deutsche Musik stand voran.“⁵ Die Deutschen bildeten die politische und kulturelle Oberschicht. Seit der Ordenszeit

¹ Berthold Litzmann, Clara Schumann. Ein Künstlerleben nach Tagebüchern und Briefen. Bd. II, Leipzig 1902, S. 63.

² Ebenda, S. 64.

³ Richard Wagner, Briefe. Bd. I, Leipzig 1925, S. 61.

⁴ Richard Wagner, Mein Leben. Bd. I, Bremen 1986, S. 168 f.

⁵ Leonid Arbusow, Grundrisse der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Riga 1908, S. 265.

lebten Deutsche in der Region; die Bauten in den Städten sind sichtbare Zeugen einer jahrhundertelangen architektonischen Tradition. Aber Musik ist eine nicht konkrete, ja vergängliche Kunst, wenn sie nicht nachdrücklich dokumentiert wird. Wir wissen, dass in den Häusern der Adligen gern musiziert wurde; Baron Otto Hermann von Vietinghoff (1722–1792) gründete bereits 1753 eine vorzügliche Privat-Kapelle, in der deutsche Musiker und lettische Leibeigene mitwirkten. In Riga und anderen Städten „waren die einzigen öffentlichen, die verschiedenen Gesellschaftsklassen vereinigenden Vergnügungen Musik und Theater“.⁶ Zu diesen zählten nicht nur Adel und Kaufmannschaft, sondern auch Handwerker, Gewerbetreibende, Angestellte u.a., die man der Mittelschicht zurechnen muss. „Im 19. Jahrhundert lebte der Mittelstand in durchschnittlich behäbigen Verhältnissen.“⁷ Daneben existierte der so genannte Literatenstand: Im Zuge der Kolonisierung der baltischen Region kamen Pastoren, Lehrer, Mediziner, Schriftsteller, Gelehrte, Musiker u.a. ins Land und legten das Fundament für eine einheimische Intelligenzschicht. Sie hielten einerseits engen kulturellen Kontakt zu Deutschland und entwickelten andererseits ein regionales Kultur- und Geistesleben, das sich durch Vielfalt, Anspruch und Individualität auszeichnete.⁸

In Riga gab es seit 1768 ein deutsches Theater, seit 1868 ein lettisches und seit 1883 ein russisches; nicht nur die Deutschen pflegten Musik, Theater und Literatur, sondern auch die Letten und Russen in Riga und weiteren Zentren. Auch wenn man von einer primär eigenständigen nationalen Musik ausgehen muss, so gab es zumindest im Bereich der Musikrezeption, Musikausübung und Musikpädagogik Berührungspunkte. Man bedenke, dass im 19. Jahrhundert in Livland und Kurland viele deutsche Bewohner lebten, die direkten Kontakt zu Letten und Russen hatten, besonders Angehörige des Kleinbürgertums, die auf dem Markt bei den Bauern einkauften, die über das Vokabular des „Küchenlettisch“ verfügten, Volksfeste besuchten, Sitten und Gebräuche der Mitbewohner der Region kennen und schätzen lernten. Von den Autochthonen übernahmen die Deutschbalten viele Elemente in ihren Sprachschatz, in ihr Liedrepertoire, auf ihren Speisezetteln, in ihre Lebensgewohnheiten, wodurch sie sich von den in Deutschland lebenden Bürgern unterschieden, diese bisweilen als „Reichsdeutsche“ oder „Reichsgermanen“ bezeichneten. Gerade in

⁶ Ebenda, S. 266.

⁷ Ebenda, S. 268.

⁸ Dafür gibt es genügend Belege in Form von Programmen, Zeitungsberichten, Publikationen, Lexika.

der volkstümlichen, unterhaltenden Musik, aber auch in manchen Exponaten der Kunstmusik ist eine gegenseitige Beeinflussung nachzuweisen. Darüber erfährt man in der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur kaum etwas. In der sowjetrussischen Ära, die im Baltikum ein halbes Jahrhundert währte, wurden die kulturellen Leistungen der Deutschen verschwiegen, ähnlich wie auch in früheren Zeiten die Deutschen die Beiträge anderer Volksgruppen zur Kultur der Region negierten. In exillettischen Publikationen in deutscher Sprache stößt man gelegentlich auf Ressentiments, Abwertung und einseitige Betrachtungsweise. Erst nach der politischen Wende in Lettland begannen Musikwissenschaftler, die Vergangenheit aufzuarbeiten und objektiv zu dokumentieren. Da sie die gesamte Geschichte der Region als *ihre* Geschichte ansehen, befassen sie sich auch und gerade mit der Musik der Deutschen. Auch deutsche Musikologen beschäftigen sich seit den letzten Jahren verstärkt mit der Musik des Baltikums.

Wenn die Musikprozesse im 19. Jahrhundert in Stadt und Land im Folgenden an einigen Beispielen beschrieben werden, so soll das unter der Prämisse geschehen: Verliefen sie nebeneinander, gegeneinander oder miteinander? Der Überblick ist geografisch begrenzt auf Riga und das Umland bis zu den Grenzen der lettischen Ethnie, die mit der heutigen Staatsgrenze der Republik Latvija identisch sind. Nur Dorpat soll erweiternd einbezogen werden, da im 19. Jahrhundert die Universitätsstadt *das* geistige Zentrum der Region schlechthin war.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Musikleben in Riga durch einige bedeutende Musiker geprägt, die aus Deutschland kamen und sich für einige Zeit hier niederließen, allen voran Heinrich Dorn (1804–1892) und Richard Wagner. Beide kannten sich von Leipzig her, beide hatten Positionen in Königsberg bekleidet, der preußischen Haupt- und Residenzstadt, die in einem regen Kontakt zu Riga stand. Dorn lebte von 1832 bis 1843 in Riga, Wagner von August 1837 bis Juli 1839. Dorn war von 1832 bis 1834 Kapellmeister am Theater, dann Städtischer Musikdirektor und Kantor. Er konzertierte als Pianist und Dirigent und galt als der angesehenste und höchstbezahlte Musiklehrer. Dorn war mit den Gegebenheiten des Musiklebens der Stadt vertraut und hat diese entscheidend bereichert und inspiriert. Er arbeitete mit professionellen Musikern ebenso erfolgreich zusammen wie mit Dilettanten, die es in der Musik „oft weit über das gewöhnliche Mittelmaß gebracht“ hatten.⁹ Er leitete die bereits 1760 gegründete „Musikalische Gesellschaft“, rief 1833 die

⁹ Arbusow, Grundrisse (wie Anm. 5), S. 265.

„Rigaer Liedertafel“ ins Leben und führte 1836 das erste große Musikfest durch, das als „Düna-Musikfest“ einen Höhepunkt im Musikleben der Ostseeprovinzen darstellte. Das von Dorn in den elf Jahren seines musikalischen Wirkens in Riga aufgeführte Repertoire stand auf der Höhe der Zeit: Die allseits gewünschten italienischen und französischen Opern, aber auch Werke von Mozart und Weber gelangten zur Aufführung ebenso wie Händels „Messias“, Haydns „Schöpfung“, Mendelssohns „Paulus“ und das Requiem von Mozart, teils komplett, teils in Ausschnitten. Interessant ist, dass Dorn auch Werke zeitgenössischer Komponisten aus der Region aufführte, z.B. von Carl Friedrich Weitzmann (1808–1880), der von 1832 bis 1834 als Chordirektor am Theater Rigas wirkte, danach in Reval (Tallinn) und St. Petersburg tätig war und 1847 nach Berlin zurückkehrte. Zur Aufführung gelangten auch Kompositionen des in Riga sehr angesehenen Wilhelm Bergner (1802–1883), der dort von 1835 bis zu seinem Tode als Organist, Chordirektor und Musiklehrer wirkte. Bergner schrieb Chorwerke, Choralvorspiele und -bearbeitungen, die um die Jahrhundertmitte in Riga im Druck erschienen. Die „Rigaer Liedertafel“ war das Modell für eine große Zahl sowohl deutscher als auch lettischer Gesangvereine, die in den kommenden Jahren gegründet wurden. Wenn man die Liste der Ehrenmitglieder der „Rigaer Liedertafel“ liest, versteht man, dass die Musik „verschiedene Gesellschaftsklassen“ vereinte.¹⁰ Es waren Fürsten, Barone und Herzöge, Kaufleute, Mediziner, Bürgermeister, Musiker und „gewöhnliche“ Bürger ohne Berufs- und Standesangabe vertreten; auch nationale Grenzen wurden überschritten, denn mehrere russische Namen sind erwähnt. Franz Liszt wurde 1842 anlässlich seiner triumphalen Erfolge als Pianist im Rigaschen Theater zum Ehrenmitglied ernannt. Er revanchierte sich, indem er für die Sänger eine Komposition als „Albumblatt“ eintrug: seinen 1841 geschriebenen Männerchorsatz „Rheinweinlied“ auf einen Text von Georg Herwegh. Heinrich Dorn, der ein vorzüglicher Pianist war, hatte bereits 1839 Klaviermusik von Liszt öffentlich in seinen Solokonzerten gespielt. Ganz besonders war Dorn daran gelegen, Beethoven fest in das öffentliche Musikleben zu integrieren. Er führte die 5. und die 7. Symphonie, die Egmont-Ouvertüre und „Christus auf dem Ölberg“ auf. Damit vergrößerte er den Kreis der Verehrer Beethovens, wie es dem kurländischen Theologen und exzellenten Violinisten Karl Ferdinand Amenda (1771–1836) vorgeschwebt hatte. Dieser war 1798 nach Wien gereist, wurde Vorleser beim Fürsten

¹⁰ Ebenda, S. 266.

Lobkowitz und Lehrer der Kinder des 1791 verstorbenen Mozart. Mit Beethoven verband ihn eine enge Freundschaft; der Meister widmete ihm 1799 sein Streichquartett op.18 F-Dur mit folgenden Worten: „Nimm dieses Quartett als ein kleines Denkmal unserer Freundschaft. So oft Du Dir es vorspielst, erinnere Dich unserer durchlebten Tage“, und bat um Nachricht, „wenn Du in Deiner Vaterlande angelangt bist“.¹¹ Am 1. Juni 1801 schrieb er ihm nach „Wirben in Curland“ und teilte ihm als erstem mit, dass sein Gehör sehr abgenommen habe. Amenda war Pastor in Talsen (Talsi), wo man ihm ein Denkmal setzte und ihn heute noch verehrt. Der Urgroßvater des deutschbaltischen Dichters Siegfried von Vegesack berichtete, dass der mit Amenda befreundete kurländische Arzt Karl Bursy (1791–1870) Beethoven 1816 in Wien besuchte und „viel Ähnlichkeit mit Amenda“ bemerkt hätte.¹² Beethoven erkundigte sich nach letzterem und äußerte: „Er ist ein sehr guter Mensch, ich habe das Unglück, daß alle meine Freunde fern von mir sind.“¹³ Das Glück, Beethoven persönlich kennen zu lernen, war dem 1809 in Riga geborenen Wilhelm von Lenz (1809–1883) nicht beschieden, der Europa bereiste, sich bei Liszt und Moscheles fortbildete, um schließlich Karriere im Staatsdienst in St. Petersburg zu machen. Mit seinen Büchern und Artikeln über Beethoven schrieb er Musikgeschichte.

Dorn scheint sich in Riga wohl gefühlt zu haben, was man von Wagner nicht behaupten kann. Zunächst schienen die Umstände günstig zu sein. Wagner hatte sich am 7. August 1836 aus Königsberg an Dorn nach Riga gewandt mit der Bitte um eine „kurze Notiz, ob in Riga zum Herbst ein passables Theater inkl. Oper zustande komme, und ob man mich als Musikdirektor dabei brauchen könne“.¹⁴ Baron von Vietinghoff hatte 1768 ein „Stehendes Theater“ am Paradeplatz gestiftet und 1782 ein neues Domizil mit 500 Sitzplätzen – die Musse – in der Königstraße (heute Wagnerstraße, Vāgnera iela) erbaut; Schauspiel und Musiktheater wurden gepflegt. Im „Theater-Almanach der Gouvernementsstadt Riga“ von 1823 sind bereits 20 Opern und Singspiele verzeichnet; gastierende Truppen aus Polen, Russland und Deutschland alternierten mit dem hauseigenen Ensemble. Vor Wagners Engagement war das Theater modernisiert und renoviert worden, wofür Rigaer Bürger 14 000 Rubel aufgebracht hatten. Das Innere des

¹¹ Ludwig van Beethoven, Sämtliche Briefe und Aufzeichnungen. Bd. I, Wien/Leipzig 1907, S. 51 f.

¹² Siegfried von Vegesack, Vorfahren und Nachkommen. Heilbronn 1960, S. 253.

¹³ Ebenda.

¹⁴ Wagner, Briefe (wie Anm. 3), S. 54.

Hauses beeindruckte Wagner außerordentlich. 1863 äußerte er zu dem in Riga geborenen und in den 60er Jahren in St. Petersburg wirkenden hervorragenden Cellisten und respektablen Komponisten Arved Poorten (1836–1901), dass ihm drei Besonderheiten des Rigaschen Theaterbaus nachdrücklich in Erinnerung geblieben seien: „Erstlich das stark aufsteigende, nach Art eines Amphitheaters sich erhebende Parkett, zweitens das Halbdunkel des Zuschauerraumes, drittens das tiefliegende Orchester. Wenn er je einmal dazu käme, sich ein Theater nach seinen Wünschen zu errichten, so werde er diese drei Dinge dabei in Betracht ziehen.“¹⁵ Das Festspielhaus in Bayreuth wurde die Realisierung dieser Rigaer Reminiszenzen (vgl. Abb. 1).

Wagners Orchester bestand aus 24 fest engagierten Musikern und wurde bei Bedarf vergrößert. Mit dem Solistenensemble war er zufrieden, zumal der Direktor des Theaters, ein Mann „von gewissem theatralischen Ruf“, nämlich der „nicht unbeliebte Theaterdichter Karl von Holtei“¹⁶ (1798–1880), dessen Vorfahren aus Kurland stammten, dem Wunsch seines Kapellmeisters entsprach, dessen Schwägerin Amalie Planer als Sängerin zu engagieren. Diese traf mit ihrer Schwester Minna, die nach einigen privaten Turbulenzen an die Seite Wagners zurückkehrte und später auch Aufgaben am Theater übernahm, am 19. Oktober 1837 in Riga ein. Nach einem Intermezzo in einer „engen, unfreundlichen Wohnung in der alten Stadt“ bezog man im Frühjahr 1838 die geräumige obere Etage eines einstöckigen Hauses in der „frei gelegenen Petersburger Vorstadt“.¹⁷ Dieses Haus wurde 1912 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. „Russischer Salat, gesalzener Dünalachs oder gar frischer Kaviar zur Abendmahlzeit“ trugen dazu bei, dass die drei sich „im fernen Norden behaglich und wohlgemut“ fühlten.¹⁸ Es kam allerdings zu einem Zerwürfnis zwischen den Schwestern; Amalie zog schließlich aus und heiratete den in russischen Diensten stehenden deutschbaltischen Offizier Carl von Meck, der einer bis auf die Ordenszeit zurückgehenden Linie entstammte. Der ebenfalls aus diesem Geschlecht kommende Carl Georg von Meck stand als Ingenieur in russischem Staatsdienst und erwarb ein Vermögen durch den Bau von Eisenbahnlinien. In Smolensk heiratete er 1848 die 17-jährige Nadežda Filaretovna, die später als „Geliebte Freundin“ Peter Tschaikowskijs in die Geschichte eingehen sollte.

¹⁵ Elmar Arro, Richard Wagners Rigaer Wanderjahre, in: Musik des Ostens V (1969), S. 123–168, hier S. 152.

¹⁶ Wagner, Leben (wie Anm. 4), S. 169.

¹⁷ Ebenda, S. 174.

¹⁸ Ebenda, S. 173.

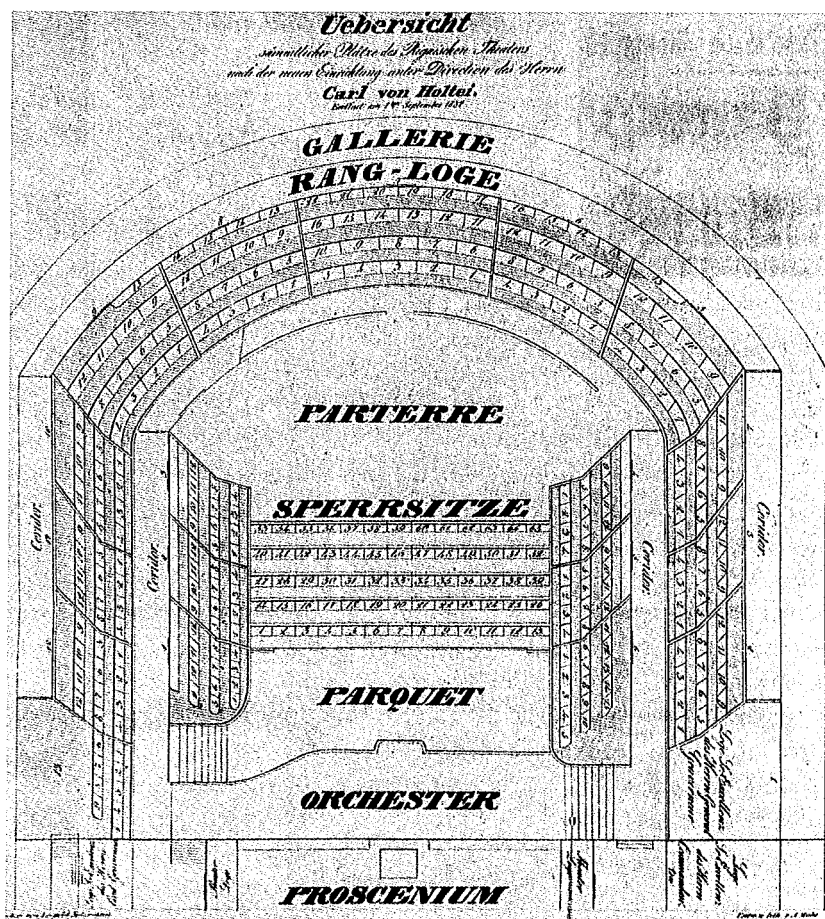


Abb. 1: Aufteilung des Innenraumes des Theaters 1837
Quelle: Iлона Бреге, Театрис сенajā Rīgā (Die Theater im alten Riga). Rīga 1997, nach S. 32

Die Theatersaison wurde am 1. September 1837 eröffnet. Wagner debütierte mit dem Dirigat von Carl Blums Singspiel „Mary, Max und Michael“, wofür er eine Einlagearie für den Bassisten auf einen Text von Holtei komponierte. Bald darauf folgte eine weitere Bass-Einlage in Joseph Weigls Oper „Die Schweizerfamilie“, die Wagner selbst auch später noch schätzte. Während der beiden Spielzeiten leitete Wagner etwa 20 Opern, wobei die Gastspiele im Sommer im Theater von Mitau (Jelgava), der ehemaligen Residenz der kurländischen Herzöge, einbezogen sind. Es gab jeweils nur wenige Wiederholungen einer

Einstudierung. Wagner dirigierte die damals von ihm geschätzten Opern des italienisch-französischen Repertoires, also von Bellini, Rossini, Adam, Boieldieu, Méhul, Meyerbeer, Cherubini, aber auch Beethovens „Fidelio“, Webers „Freischütz“ und „Oberon“ sowie Mozarts „Die Hochzeit des Figaro“, „Don Giovanni“ und „Die Zauberflöte“. Ihm oblag es, Bearbeitungen und Einrichtungen vorzunehmen: im Dezember 1837 Instrumentationsretuschen in Bellinis „Norma“, im Frühjahr 1838 Instrumentation eines Duettts aus Rossinis „Les soirées musicales“, das er am 19. März desselben Jahres öffentlich aufführte; ferner im November 1838 Übertragung der Harfenstimme einer Kavatine aus Meyerbeers „Robert le diable“ für Streichorchester und im Januar 1839 die Uminstrumentierung des Jägerchors aus Webers „Euryanthe“. Presse und Öffentlichkeit nahmen kaum Notiz von dem 24-jährigen Theaterkapellmeister, dessen Name – der Gepflogenheit entsprechend – auf dem Programmzettel zumeist nicht genannt wurde.

Anders verhielt es sich mit den sechs von ihm geleiteten Abonnementkonzerten im Schwarzhäuptersaal und der Aufführung von Beethovens „Christus am Ölberg“ mit der Dornschen Singakademie in der St. Petri-Kirche. Hierbei musste er mit Rezensionen rechnen, zumal wenn eigene Werke auf dem Programm standen wie in dem „Vocal- und Instrumentalconcert“ am 19. März 1838. Die bereits in Magdeburg 1834 komponierte Ouvertüre „Columbus“ und die 1837 in Königsberg entstandene, aber noch nicht aufgeführte Ouvertüre „Rule Britannia“ gelangten zusammen mit einem neu komponierten Werk zur Aufführung: der „Nicolai-Hymne“ für Solostimme, Chor und großes Orchester in G-Dur auf einen Text von Harald von Brackel (1796–1851) aus Anlass der Thronbesteigung von Zar Nikolaj I. (1825–1855). Brackel, Bankdirektor in Riga, genoss hohes Ansehen als Literat und Förderer des Theaters. Seinem nicht eben originellen Text („Singt ein Lied dem edlen Kaiser“) versuchte Wagner musikalisch eine „möglichst despotisch-patriarchalische Färbung“ zu geben,¹⁹ was zumindest beim Publikum Beifall fand und zu einigen Wiederholungen, so bei Namenstagen des Zaren führte (vgl. Abb. 2).

Dorn, der sich gelegentlich als Rezensent betätigte, kritisierte in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ nach einer anerkennenden Bemerkung über den Dirigenten Wagner den Komponisten Wagner: „(...) in seinen eigenen Kompositionen alle möglichen Stile und Manieren vereinigen zu wollen, um alle Parteien für sich zu gewinnen, ist der sicherste Weg,

¹⁹ Ebenda, S. 171.

Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung
 wird
Unterzeichneter
 heute, Sonnabend den 19. März 1838,
 ein großes
Vocal- und Instrumental-
CONCERT
 im Saale der löblichen Schwarzhäupter
 zu geben die Ehre haben.

Erster Theil.

1. **Columbus**, Overture von Richard Wagner.
2. **Arie aus „Zeffonda“**, von F. Epohr, gesungen von Madame Dollert.
3. **Variationen** von de Beriot, vorgetragen von Herrn Gold.
4. **Monolog aus Schillers „Jungfrau von Orleans“**, mit Musikbegleitung von H. A. Weber, gesprochen von Minna Wagner.
5. **Erstes Finale aus „Oberon“**, von C. M. von Weber, vorgetragen von Madame Dollert, Demoiselle Planer und dem Gesang-Perfonale des hiesigen Theaters.

Zweiter Theil.

1. **Rule Britannia**, große Overture von R. Wagner.
2. **Concertino auf dem Contrebass**, vorgetragen von Herrn Sieger.
3. **„Die Seemänner“**, Duett aus den Soirées musicales von Rossini, instrumentirt von R. Wagner, vorgetragen von den Herren Janson und Gunt her.
4. **Das Lied von der Glocke**, Gedicht von Schiller, gesprochen von Herrn v. Holter.
5. **„Nicolaï“**, Volkshymne, gedichtet von H. v. Bradel, komponirt von R. Wagner, vorgetragen von Madame Dollert, Demoiselle Planer, Herrn Janson und dem Gesang-Perfonale des hiesigen Theaters.

Das Orchester ist durch die gefällige Mitwirkung vieler geschätzten Dilettanten, so wie des Siegertischen Corps bedeutend verstärkt.

Billets à 1 Rbl. S.M. sind in der Bude des Herrn Aeltesten Hollander, und Abends an der Casse zu haben.

Anfang 7 Uhr.
Richard Wagner,
 Kapellmeister des Rigaschen Stadttheaters.

Abb. 2: Programm des Konzertes vom 19. März 1838
 Quelle: Ilona Breġe, Cittautu mūziķi Latvijā (Musiker anderer Völker in Lettland). Riga 2001, S. 195

es mit allen zu verderben.“²⁰ Wagner, der Dorns Oper „Der Schöffe von Paris“ am 1. November 1838 im Rigaer Stadttheater mit Engagement und Erfolg uraufführte, erklärte gekränkt, dass Dorn sich „ohne Scheu lustig machte“.²¹ Die Verstimmung geriet zum Affront, als Wagner 1839 erfuhr, dass sein Vertrag als Kapellmeister nicht verlängert und diese Position mit Dorn besetzt würde, wovon letzterer bereits seit längerem unterrichtet sei. Wagner vermutete eine Intrige, die Dorn und Holtei gegen ihn gesponnen hätten. Dieser Eindruck scheint vordergründig zu sein. Dorn, der in jeder Hinsicht die dominierende Rolle im Musikleben Rigas spielte, hatte keinen Anlass, eine weitere Tätigkeit anzustreben. Holtei hatte ihm schon vor Wagners Engagement die Position des Musikdirektors angetragen und kein Gehör gefunden. Holtei, dessen ästhetische Position zwar mit der Wagners nicht immer übereinstimmte, schätzte seinen Kapellmeister, stand aber unter einem gewissen Druck von außen und innen. In Riga bestand die Tradition des „Ex-Officio-Komponierens“: Das Publikum erwartete von den führenden Persönlichkeiten seines Theaters eigenschöpferische Leistungen. Holtei z.B. führte während seiner zweijährigen Intendanz 20 eigene Bühnenstücke auf, zu denen er teilweise die Musik komponierte. Einer der Vorgänger Wagners, der in Riga geborene Georg Keller – von 1828 bis 1832 Kapellmeister am Theater –, komponierte Schauspielmusiken und sogar eine große Oper: „Die Karmeliterin“. Selbst Wagners zweiter Kapellmeister für die „heitere Muse“, Franz Löbmann (1809–1878), der zum engeren Freundeskreis Wagners gehörte, obwohl er nach dessen Ansicht zwar „ehrenwert“, aber „unbeholfen“ und „nicht sehr begabt“ war,²² behauptete sich als produktiver, in Riga geschätzter Komponist. Wagner erzwang zwar 1838, seinen Text zu einer komischen Oper „Männerlist grösser als Frauenlist oder Die glückliche Bärenfamilie“ über die bisher komponierten zwei Nummern hinaus in Musik zu setzen und zur Aufführung zu bringen, was sehr im Sinne Holteis gewesen wäre, verwarf jedoch das Vorhaben, da ihn „ein lebhafter Ekel vor *dieser* Schreibart“ überkam.²³

Wagner reüssierte in Riga als Komponist nicht, als Dirigent nur bedingt. Er begann seine Tätigkeit am Theater mit großem Ehrgeiz und forderte Höchstleistungen, die mit den begrenzten Möglichkeiten wohl nicht zu realisieren waren. Holtei äußerte später: „Ich mußte im

²⁰ Martin Gregor-Dellin, Richard Wagner. München/Zürich 1980, S. 127.

²¹ Wagner, Leben (wie Anm. 4), S. 176.

²² Ebenda, S. 174.

²³ Ebenda, S. 171.

Inneren Wagner Recht geben, war aber doch nicht im Stande, ihn ganz nach Belieben schalten und walten zu lassen – er hätte mir die Sänger todt gemacht.“²⁴ „Bald gab es nur wenige Mitglieder unserer Oper, mit denen ich mich nicht (...) überworfen hätte“, räumte Wagner ein.²⁵ Gegen Holtei äußerte er noch zusätzliche unseriöse Anschuldigungen. Er beschränkte sich schließlich „lediglich auf die Ausübung“ seiner „kontraktlichen Funktionen“, und es ist kein Wunder, dass später ein Rigenser sich erstaunt zeigte über „die Erfolge eines Menschen (...), von dessen Bedeutung man während seines zweijährigen Aufenthalts in der doch nicht sonderlich großen livischen Hauptstadt nicht das mindeste wahrgenommen“ hätte.²⁶

Wagner apostrophierte seine „Bedeutung“, die in Riga zwar schon bestanden hätte, aber unerkannt blieb, weil sie weder auf seiner Tätigkeit als Kapellmeister und noch viel weniger auf der Komposition zweitrangiger Gelegenheitswerke gründete, sondern auf der nur wenigen Eingeweihten vertrauten, intensiven Arbeit an seiner ersten „Grossen tragischen Oper in fünf Akten: Rienzi – der letzte der Tribunen“. Dorn berichtete: „Mit großem Interesse sah ich die ersten Entwürfe zu ‚Rienzi‘ entstehen und hörte nach und nach die anwachsenden Szenen am Pianoforte.“²⁷ Wagner vollendete die ersten beiden Aufzüge seiner Oper. Es kam nicht selten vor, dass „vor dem Hause in der Petersburger Vorstadt (...) die Bartrussen entsetzt stehen blieben, wenn sie spät abends den Höllenspektakel da oben vernahmen. Denn daß bei solchem Konzert die Saiten des Flügels wie Spreu vor dem Winde auseinanderflogen, so dass der Komponist nur noch ein dreschflegelähnliches Holzgerassel vernehmen ließ – was uns aber angesichts der Partitur nicht genirte“²⁸ (vgl. Abb. 3).

Angeregt wurde Wagner durch die Lektüre von Edward Bulwer-Lyttons Rienzi-Roman und zu einem weiteren Sujet durch die Geschichte vom fliegenden Holländer, auf die er in Heinrich Heines 1833 erschienenen „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ gestoßen war, diese aber erst später – nicht zuletzt unter dem Einfluss der abenteuerlichen Seefahrt, die ihn und die Seinen 1839 nach der Abreise aus Riga von Pillau nach London führte – zu seiner zweiten

²⁴ Arro, Wanderjahre (wie Anm. 15), S. 136.

²⁵ Wagner, Leben (wie Anm. 4), S. 175.

²⁶ Ebenda, S. 177 f.

²⁷ Vita Lindenberg, Richard Wagners Wirken in Riga, in: Schriftenreihe der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber. 12. Sonderheft, Dresden 1988, S. 691-709, hier S. 701.

²⁸ Ebenda, S. 701 f.



Abb. 3: Zeichnung Glasenapps: Wagners Zimmer 1838
Quelle: Brége, Teātris (wie Abb. 1), nach S. 96

„Romantischen Oper in 3 Aufzügen: Der fliegende Holländer“ gestaltete.

Riga war eine entscheidende Station auf dem Pfad Wagners vom Beruf zur Berufung. Er wollte seinen „Lebensplan (...) verändern“,²⁹ das Streben seiner Natur „eben auf diesen idealeren Zweck richten (...), welcher jetzt, von der Konzeption des ‚Rienzi‘ ab, für alle (...) Lebensentschlüsse“ zukünftig richtungsweisend sein sollte.³⁰ Was kümmerte das Genie die Meinung Dorns: „Gegen ihn als Kapellmeister lag durchaus nichts Gravirendes vor, aber seine vorwiegend künstlerische Natur wußte sich nicht in bürgerliche Verhältnisse zu schicken.“³¹ Das betraf die in Riga übliche Gepflogenheit, dass sich die Künstler in den Salons zeigten, Konversation trieben, Schnaps und Sakuska genossen, so wie es Dorn, Holtei u.v.a. mit Begeisterung

²⁹ Wagner, *Leben* (wie Anm. 4), S. 179.

³⁰ Ebenda, S. 178.

³¹ Lindenberg, *Wirken* (wie Anm. 27), S. 702.

taten. Das betraf auch das „debet und credit“,³² von dem Wagner in Riga zwar nicht unmittelbar geplagt, aber auch nicht erlöst wurde. Trotz allem versuchte Wagner, seine Position zu retten, die ihm immerhin eine existenzielle Basis bot, um seine eigentliche Lebensaufgabe bis zur „Erreichung der künstlerischen Selbständigkeit“ zu erfüllen.³³ Nur so sind die devoten Offerten an den vom Sänger zum Theaterdirektor avancierten Johann Hoffmann (1802–1865), Nachfolger Holteis im Amt, zu verstehen: „Ich will gern Tag und Nacht für das Theater arbeiten, ich will jede Verpflichtung übernehmen, (...) ich will ganze Partituren instrumentieren, und was sonst nur verlangt werden kann.“³⁴ Die Würfel waren jedoch gefallen, und Wagner sah sich innerlich „in voller Übereinstimmung mit dieser äußeren Nötigung“.³⁵ Nach der Sommersaison in Mitau verließ er im Juli 1839 von dort aus das Baltikum.

In den folgenden Jahren und Jahrzehnten nahm das Interesse an Wagners Schaffen kontinuierlich zu. Bereits am 22. Mai 1843 brachte Heinrich Dorn Wagners Oper „Der fliegende Holländer“ in Riga – als zweite Stadt nach Dresden – zur Aufführung. Dort hatte am 2. Januar 1843 die Uraufführung stattgefunden. An der Premiere in Riga waren Sänger beteiligt, die noch mit Wagner zusammengearbeitet hatten. Hier entwickelte sich eine bis zum heutigen Tag währende Tradition in der Rezeptionsgeschichte der Wagnerschen Werke. Die Literatur bemächtigte sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts des ergiebigen Themas. Der Rigaer Literaturwissenschaftler Carl Friedrich Glase-napp (1847–1915) schrieb die erste Wagner-Biografie und gründete den Wagner-Verein. Auf russischer und lettischer Seite zeigte man ebenfalls Interesse, was auf die multikulturelle Ausrichtung des Geisteslebens in Riga schließen lässt. In der von Evgraf Češichin (1824–1888) begründeten russischsprachigen Zeitung „Rižskij Vestnik“ („Rigaer Bote“) veröffentlichte sein Sohn Vsevolod (1865–1934), der Gründer des russischen Musikvereins „Lado“ und Mitbegründer der Rigaer Sektion der Kaiserlichen Musikgesellschaft, eine Artikelserie „Vagner v Rige“ („Wagner in Riga“). Der von Wagners Musik enthusiastisierte lettische Poet Jānis Poruks (1871–1911) zog eigens nach Dresden, ebenso der lettische Komponist Emilis Melngailis (1874–1954) – „vom Wagnerismus benommen“.³⁶ In neueren Publikationen

³² Ebenda.

³³ Wagner, *Leben* (wie Anm. 4), S. 178.

³⁴ Wagner, *Briefe* (wie Anm. 3), S. 65 f.

³⁵ Wagner, *Leben* (wie Anm. 4), S. 179.

³⁶ Lindenberg, *Wirken* (wie Anm. 27), S. 706.

wurde auf einige Aspekte aufmerksam gemacht, die von der früheren Wagner-Forschung hinsichtlich der Rigaer Episode vernachlässigt worden sind und – bei gebotener kritischer Distanz – weitere Hinweise auf „Rigaer Reminiszenzen“ im Schaffen Wagners erlauben.

Wagner vertonte im Herbst 1838 in Riga das Gedicht von Georg Scheuerlin (1802–1872) „Der Tannenbaum“, welches er im Musenalmanach gefunden hatte. Im Postskriptum eines Briefes vom November desselben Jahres schrieb er: „So wenig ich nun auch gerade die Tannenbaum-Melancholie liebe, so kann man sich ihrer in Livland doch manchmal nicht ganz erwehren; ich habe das Lied in livländischer Tonart komponiert.“³⁷ Wagner empfand „Wohlgefühl“ bei den Fahrten zwischen Riga und Mitau „durch das fruchtbare Kurland“.³⁸ Zu Johanni wird er gewiss die lodernden Feuer gesehen und Ligo-Lieder gehört haben, wie sie die Letten *und* die Deutschen mit Begeisterung sangen. So ist möglicherweise die Vorstellung einer „livländischen Tonart“ entstanden, die es bei der Vielfalt und Differenziertheit der lettischen Volkslieder im Sinne etwa von „Zigeunermoll“ oder „Pentatonischer Skala“ nicht gibt. Latente Anklänge an die „dziedamās dziesmas“, die „melodischen“ Volkslieder, können assoziiert werden, aber es ging Wagner wohl primär um eine Komposition, in der seine in Livland gewonnenen Eindrücke ihren ganz subjektiven Ausdruck finden sollten. Es schien ihm ein Bedürfnis gewesen zu sein, mitten in der Arbeit am „Rienzi“ ein Lied zu komponieren, das seine Beziehung zur damaligen Umgebung reflektiert.

Wagner war sensibilisiert für visuelle und akustische Impressionen. Vielleicht erinnerte er sich später, als ihm für „Siegfried“ ein finsterer, undurchdringlicher Wald vorschwebte, an die riesigen unberührten Waldgebiete in Livland. Vielleicht sah er tatsächlich die zum Himmel steigenden Flammen der Johanni-Feuer vor seinem inneren Auge, als er die Musik zum „Feuerzauber“ für „Walküre“ entwarf. Vielleicht erinnerte er sich an den Duft des Flieders, der im Baltikum noch zu Johanni blühen kann, so dass er für die „Meistersinger“ wirklich einen „Flieder“-Monolog komponierte. Zāļu vakars – der Kräuterabend – und der Kräutermarkt, die Johanninacht mit ihrem wilden Treiben, all das wird Wagner zur Kenntnis genommen und innerlich bewahrt haben. Ob er musikalische Anregungen bei Ligo-Liedern oder anderen lettischen Volksliedern gefunden hat, ist nicht nachzuweisen. Er betonte in dem erwähnten Postskriptum, dass seine „Art, Opern zu

³⁷ Wagner, Briefe (wie Anm. 3), S. 63 f.

³⁸ Wagner, Leben (wie Anm. 4), S. 186.

komponieren (...) weniger livländisch“ sei.³⁹ Das Fragemotiv aus „Lohengrin“ hatte Wagner bereits in Königsberg notiert und zwar auf den freien Seiten seines Manuskriptes der erwähnten Ouvertüre „Rule Britannia“ zu Versen von Priestern, in denen die baltischen Gottheiten Picullus, Percunos und Potrimpos genannt werden. Selbst wenn er keine musikalischen Quellen benutzt hat, was zumindest nicht belegt ist, ist dieses Motiv in seiner Struktur und satztechnischen Behandlung in der Oper „Lohengrin“ von Wagner intuitiv archaisch erdacht und ausgeführt. Man findet sehr ähnliche Motive auch in alten lettischen Volksliedern. Ohne eventuelle unmittelbare Beziehungen überbewerten zu wollen, ist festzustellen, dass Wagner stets auf der Suche nach „historischem“ Material war. Viele Deutsche im Baltikum zeigten seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts Interesse für die Historie der Letten, Esten und Liven. Das seit 1836 erscheinende und damals viel gelesene Journal „Inland“ widmete sich insbesondere der estnischen Mythologie, denn die Provinz Livland reichte weit nach Norden in das finnisch-ugrische Sprachgebiet hinein.

1824 wurde in Riga die „Lettisch-literarische Gesellschaft“ gegründet, welcher von 1864 bis 1895 der bedeutende Linguist, Archäologe und Volkskundler August Bielenstein (1826–1907), ein lettophiler deutscher Pastor, präsierte. 1838 wurde an der Universität Dorpat die „Gelehrte Estnische Gesellschaft“ ins Leben gerufen. Der estnische Arzt Friedrich Reinhold Kreutzwald (1803–1882) brachte 1857 das estnische Nationalepos „Kalevipoeg“ heraus, welches auch Parallelen zum „Nibelungenlied“ aufweist. Wichtige Impulse gingen von Königsberg aus. E.T.A. Hoffmann hatte in Königsberg Musik zu dem historischen Drama von Zacharias Werner „Das Kreuz am Baltischen Meer“ komponiert. Der Ostpreuße Friedrich Hartknoch (1740–1789) wurde der erste Buchhändler und Verleger in den baltischen Ländern; in Riga gab er u.a. Werke von Kant, Hamann und Herder heraus sowie Noten von Haydn, Johann Christian Bach und den im Baltikum wirkenden Komponisten Valentin Meder (1649–1719) und Gottfried Müthel (1728–1788).

Viele Publikationen erschienen erstmalig in Riga und fanden von dort ihren Weg über Königsberg nach Deutschland, darunter Immanuel Kants „Kritik der reinen Vernunft“ und „Kritik der praktischen Vernunft“. Kant, dessen Vorfahren aus Kurland stammten, wäre gern von seinem Bruder Johann Heinrich, der nach Kurland gezogen war, nachgeholt worden. Johann Georg Hamann (1730–1788), der

³⁹ Wagner, Briefe (wie Anm. 3), S. 64.

„Magus des Nordens“, war ebenfalls im Baltikum und zeigte sich überrascht, dass man „das lettische oder undeutsche Volk bei aller ihrer Arbeit singen hört“.⁴⁰ Sein Schüler Johann Gottfried Herder (1744–1803) weilte von 1764 bis 1769 als Pastor-Adjunkt und Lehrer in Riga und schwärmte davon, wie frei und ungebunden er dort gelebt, gehandelt und gelehrt habe. Hamann und Herder waren die beiden bedeutenden Königsberger Intellektuellen, welche die Größe und Dynamik der baltischen Volkskunst instinktiv erkannten und intuitiv empfanden, wobei Herders Volksliedsammlungen, in die er auch einige Texte lettischer Volkslieder in deutschen Übersetzungen aufgenommen hatte, dokumentarischen Wert besitzen. Allerdings musste er sich zwangsläufig auf fremde Quellen stützen, die von deutschen Reisenden und in Lettland wirkenden deutschen Pastoren stammten (1773–1779 „Alte Volkslieder“, „Stimmen der Völker in Liedern“). Mit der Schwierigkeit, die Textmetrik der lettischen Volkslieder zu erfassen und adäquat aufzuzeichnen, hatte über 100 Jahre später auch der lettische Volksliedsammler Krišjānis Barons (1835–1923) zu kämpfen, als er 1894–1915 seine acht Bände „Latvju Dainas“ vorlegte. 1807 hatte Pastor Friedrich Daniel Wahr eine methodisch gegliederte kleine Sammlung lettischer Volksliedtexte zusammengestellt („Palsmaniešu dziesmu krājums“), die in der Druckerei des Pastorats zu Rujen (Rujiena) verlegt wurde.

Lettische Volksliedtexte wurden besonders durch Herder in Deutschland bekannt. Goethe traf 1770 in Straßburg erstmalig mit Herder zusammen; das Thema „Volkspoesie“ bildete einen Schwerpunkt in ihren Gesprächen. 1825 erinnerte sich Goethe: „Schon Herder liebte diese lettischen Volkslieder gar sehr; in mein kleines Drama ‚Die Fischerin‘ sind einige von seinen Übersetzungen geflossen.“⁴¹ 1770/71 notierte Goethe „Stenders Lettische Grammatik“ (1763), die schon Hamann und Herder zur Orientierung gedient hatte. Gotthard Friedrich Stender (1714–1796) gehörte zu der Gruppe lettophiler Pastoren, die sich bemühten, einerseits deutsche Texte, v.a. aus Bibel und Gesangbuch, ins Lettische zu übertragen und andererseits lettische Texte von Volksliedern u.a. aufzuschreiben. Stender hat sogar in lettischer Sprache gedichtet und in seiner „Lettischen Grammatik“ Originaldichtungen veröffentlicht. Stender fasste zusammen: „Die lettischen Bauernliedchen kann man als den ersten Anfang der lettischen Poesie ansehen. Die historischen Lieder zeigen, daß sie ziemlich alt sind, weil man darin Spuren aus dem Heidenthum antrifft. Am aller-

⁴⁰ Longīns Apkalns, *Lettische Musik*. Wiesbaden 1977, S. 315.

⁴¹ Ebenda, S. 329.

angenehmsten aber sind ihnen ihre Johannislieder, darin sie jede Strophe mit einem doppelten Lihgo beschließen. Wie sehr die lettische Sprache zu einer angenehmen Poesie geschickt sey, haben viele Gottesgelehrten, die der lettischen Sprache mächtig sind, erwiesen, und das neue Lettische Gesangbuch ist die herrlichste Probe hiervon.“⁴²

Bereits 1587 erschien die erste gedruckte Notensammlung mit lettischem Text: „Undeutsche Psalmen und geistliche Lieder oder Gesenge, welche in den Kirchen des Fürstenthums Churland und Semigallen in Lieflande gesungen werden“, 1615 dann das Gesangbuch für „Riga und andere Örter Liefflandes“. Der lutherische Choral in lettischer Übersetzung fand im „Kurländischen Gesangbuch“ („Kurzemes dziesmu grāmata“) in der metrischen Fixierung durch Christopher Fürecker (1615–1685) Verbreitung, herausgegeben von dem kurländischen Superintendenten Heinrich Adolphi. Ihm folgte das „Livländische Gesangbuch“ („Vidzemes dziesmu grāmata“). Man muss bedenken, dass die Ausdehnung der Provinzen Kurland (Kurzeme) und Livland (Vidzeme) wesentlich größer war als in der heutigen Republik Lettland: Das alte Kurland bezog auch litauisches und deutsches Gebiet mit ein, auf der Kurischen Nehrung wurde auch lettisch gesprochen; die Grenzen Livlands umfaßten im 19. Jahrhundert fast die Hälfte des Territoriums der späteren Republik Estland.

Die lettische Schriftsprache und Literatur entstanden im Zusammenhang mit der Reformation. Pastor Georg Mancelius (1593–1654) gab 1638 das erste lettische Wörterbuch heraus, Pastor Ernst Glück (1652–1705) legte 1689 eine Übertragung der Bibel ins Lettische vor. Etwa zur gleichen Zeit übersetzte auch der lettische Pastor Jānis Reiters (1632–1695) Teile der Bibel. Ähnlich verhielt es sich im estnischen Sprachraum. Die erste Aufzeichnung eines lettischen Volksliedes mit Text *und* Noten erschien bereits 1632 im „Syntagma de origine Livonorum“ von Fridericus Menius. Im Allgemeinen wurden jedoch die Volksliedmelodien nicht notiert, man hatte sie im Ohr. Viele Volkslieder wurden auch von der deutschen Bevölkerung nachgesungen. Monika Hunnius (1859–1934), die deutschbaltische Gesangspädagogin, berichtete z.B., dass sie einst gemeinsam mit anderen auf dem Land, in der Nähe von Fellin (Viljandi), Raimund von zur Mühlen erwartete, der im alten Schloss bei Fellin wohnte: „Plötzlich Pferdegetrappel, eine Kalesche hält an der Terrasse. Jubelnder Zuruf begrüßt den berühmten Sänger. Wir empfangen ihn mit einem estnischen Lied.“⁴³

⁴² Ebenda, S. 330f.

⁴³ Monika Hunnius, *Mein Weg zur Kunst*. Heilbronn 1927, S. 164.

In der Nachfolge Stenders versuchten etliche deutsche Enthusiasten, lettische Texte zu vertonen. Pastor Keilmann komponierte Gedichte des lettischen Poeten Ansis Līventāls (1803–1877), die 1838 in der lettischsprachigen Wochenzeitschrift „Tas latviešu ļaužu draugs“ erschienen, die von deutschen Pastoren ab 1832 herausgegeben wurde. Im 19. Jahrhundert nahm der Anteil der lettischen Sprache im geistig-kulturellen Spektrum zu. 1822 kam die erste Zeitung in lettischer Sprache „Latviešu Avīzes“ heraus. Zwei deutsche Pastoren schufen den Liederzyklus „Mūsu Grietiņa“ („Unser Gretchen“), der 1835 in Mitau als Einzeldruck erschien und das Leben einer lettischen Frau beschreibt – gleichsam die Vorwegnahme von Schumanns Zyklus „Frauenliebe und -leben“. Der Zyklus wurde Karl Amenda gewidmet, der zu dieser Zeit Pastor in Talsen war. Die Lettisch-literarische Gesellschaft gab 1845 eine lettischsprachige Chorliedersammlung heraus („Dziesmiņas“), die für lange Zeit im lettischen Schulunterricht eine bedeutende Rolle spielte.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft verbesserten sich für die lettische Bevölkerung die Bildungsmöglichkeiten. Der Ausbau des Schulnetzes verlangte nach Lehrern. 1839 gründete Jānis Cimze (1814–1881) ein Lehrerseminar in Wolmar (Valmiera), das er ab 1849 in Valka (Valka) bis zu seinem Tod leitete. Er hatte das Lehrerseminar von Ernst Hentschel (1804–1875) in Deutschland besucht, Vorlesungen an der Berliner Universität gehört und eine fundierte Musikausbildung erhalten. In Livland begründete er die Ausbildung von lettischen Parochiallehrern, die einen Schwerpunkt in Musik beinhaltete, da die Absolventen als Lehrer, Organisten und Kantoren tätig sein sollten. Das Interesse der lettischen Menschen am Chorgesang war seit jeher groß; aus diesem Schulsystem gingen Chorleiter, Autoren von Chorsätzen und Komponisten hervor. In Kurland hatte das 1840 von dem Ostpreußen Karl Sadowski in Irlau (Irlava) gegründete Seminar ähnliche Bedeutung. Die musikalische Arbeit oblag dort Jānis Bētiņš (1830–1912), dessen Sohn Ludvigs (1856–1930) nach einem Studium am Konservatorium in St. Petersburg als Pianist und Komponist Karriere machte. Der Schule von Cimze entstammte auch Kārlis Baumanis (1835–1905), der 1873 die vierstimmige Hymne „Dievs, svētī Latviju“ („Gott segne Lettland“) auf einen eigenen Text komponierte. Sie wurde später zur Nationalhymne der Republik Lettland und ist es noch heute.

Der deutsche Einfluss war gewichtig. Man versuchte, erfolgreiche Angehörige der nun allmählich entstehenden lettischen Intelligenz zu germanisieren. So wurde der Name von Ludvigs Bētiņš eingedeutscht

zu Ludwig Bething. Schon früher war man bestrebt, die soziale und geistige Oberschicht der Letten durch Belehnung oder Verheiratung zu integrieren; wirklich partnerschaftliche Mischehen bildeten jedoch die Ausnahme. Manche germanisierten Intellektuellen litten unter dem „Makel“ ihrer lettischen Abstammung wie der Dichter und Komponist Georg Grindel (1810–1845), der als Arzt in Riga wirkte und dessen Großvater noch Mikkel Grunduls geheißen hatte. Sein Vater hatte bereits als David Hieronymus von Grindel Karriere als Rektor der Universität zu Dorpat gemacht. Der lettische Chordirigent Jūlijs Purāts wurde erst als Julius Purrath für würdig befunden, 1890 in das Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon aufgenommen zu werden.⁴⁴ Aber auch der umgekehrte Weg wurde beschritten: Der lettophile Pastor und Autor Gerhard Remling (1631–1695) autografisierte sich in der lettischen Namensversion Gierts Remuliņš. Es war nicht ungewöhnlich, dass sich lettische Intellektuelle Rat suchend an deutsche Fachkollegen wandten: Jānis Cimze versuchte gemeinsam mit seinem Bruder Dāvids (1822–1872) lettische Volkslieder zu harmonisieren und erbat bei seinen Lehrern in Deutschland Unterstützung. Der Chorgesang wurde in Lettland zu einer nationalen Bewegung. In den Jahren von 1872 bis 1884 erschienen die acht Hefte von Cimzes Sammlung „Dziesmu rota“ („Liederschmuck“), die neben lettischen Volksliedsätzen auch Chorlieder der deutschen Romantik und geistliche Lieder enthalten. Sie bildeten den Grundstock für das Chorrepertoire, wie es auf den ersten Sängereisen in Lettland vorgetragen wurde: 1864 in Dickeln (Dikļi) mit sechs Chören aus Livland und 1870 in Doblen (Dobele) mit 16 Chören aus der kurländischen Region, organisiert von dem bereits genannten deutschen Pastor August Bielenstein. Das Dūna-Musikfest 1836 und das erste deutschbaltische Sängereisen 1861 in Riga wirkten anregend auf die Gestaltung des ersten lettischen Sängereises 1873. Inzwischen war 1868 die „Lettische Gesellschaft zu Riga“ („Rīgas Latviešu Biedrība“) gegründet worden, der ein Jahr später eine besondere Abteilung für Chorgesang zugeordnet wurde. Diese Abteilung trug die Verantwortung für das Lettische Allgemeine Sängereisen, an dem sich über 40 Chöre aus Liv- und Kurland mit mehr als 1000 Sängern beteiligten. Es erklang überwiegend lettische Musik, aber auch einige deutsche Kompositionen wurden aufgeführt. Zu den deutschen Ehrengästen gehörte August Bielenstein. Das zweite lettische Sängereisen fand 1880 unter Mitwirkung eines Orchesters unter Leitung des Rigaer Diri-

⁴⁴ Vgl. Moritz Rudolph, Rigaer Theater- und Tonkünstlerlexikon. Riga 1890, S. 190.

genten August Pabst (1811–1885) statt. Mit dem als Dirigent beteiligten Andrejs Jurjāns (1856–1922) übernahm eine neue Generation lettischer Musiker die Führung. In St. Petersburg ausgebildet, war er der erste lettische Experte, der Volksliedmelodien seiner Heimat aufzeichnete und analysierte. Seine fundamentale Arbeit wurde 1894 in sechs Bänden veröffentlicht; ihre Bedeutung ist mit der 1856 erschienenen Volksliedersammlung „Deutscher Liederhort“ von Ludwig Erk (1807–1883) zu vergleichen.

Es ist nur zu verständlich, dass Völker oder Volksgruppen auf Grund von Überfremdung, Herauslösung aus dem ethnischen Kontext u.a. bestrebt sind, ihre originäre Kultur zu erhalten, um ihre Identität zu bewahren. In Lettland sind mehr als zwei Millionen folkloristische Texte, über 200 000 Volksliedmelodien und ca. 10 000 Instrumentalformen überliefert, so dass in Verbindung mit Volkstänzen, Volksinstrumenten, Trachten und Elementen des Brauchtums aus den einzelnen Regionen eine bis heute ungebrochene Tradition entstand. Die bereits erwähnten Johannilieder (*līgotnes*), von denen über 1000 Beispiele dokumentiert sind, werden seit Jahrhunderten am 23./24. Juni, eingebettet in Rituale und Zeremonien, gesungen. Charakteristisch sind die refrainartig wiederholten *Līgo*-Rufe. Sie gehören zu den „*dziedamās dziesmas*“, den melodischen Liedern mit weitem Ambitus und ausschwingender Melodik. Das bäuerliche Brauchtum war Anlass für zahlreiche Lieder, die in vorchristlicher Zeit wurzeln und weitgehend heidnischen Charakter besitzen. Es handelt sich überwiegend um rezitativische Lieder („*teicamās dziesmas*“) in engem Ambitus und modaler Tonalität, die an die Textstruktur angelehnt sind. Üblich war der Vortrag im Wechsel von Vorsänger und Chor, bordunartige Ausführung war verbreitet. Über den umfangreichen und differenzierten Bestand an Volksliedern gibt es Fachliteratur,⁴⁵ so dass hier auf weitergehende Ausführungen verzichtet werden kann.

Aufschlussreich sind Äußerungen von deutschen Zeitgenossen. 1547 notierte der durch „Livonien“ reisende Hans Hasentöter, dass die „Einheimischen“ beim „Singen jaulen wie die Wölfe“.⁴⁶ Der kurländische Superintendent Einhorn schrieb 1649 in seiner „*Historia Lettica*“: „Sie singen so leichtsinnige und unflätige Lieder, daß der Satan selbst es nicht schlimmer ausdenken kann“, und Pastor Lenz entrüstete sich: „Zuerst habt ihr dem Herrn christliche Lieder gesungen, dann leihet ihr die Stimmen dem Teufel mit schamlosen Liedern!“⁴⁷

⁴⁵ Vgl. Apkalns, Musik (wie Anm. 40), S. 9 ff.; MGG Bd. V, Sp. 1102 f.

⁴⁶ Don Jaffé, Das Musikleben in Lettland. Typoskript, o.O. 1998, S. 4.

⁴⁷ Ebenda.

Der genannte Fridericus Menius konstatierte 1632 bereits heterophone Mehrstimmigkeit und Improvisation. 200 Jahre später wies Johann Georg Kohl in seinem Reisebericht auf die beiden Volksliedtypen hin: „Die Weise ist nämlich diese, daß eine aus dem Chore der Mädchen mit einem Verse (...) beginnt und ihn nach einer eigentümlich wilden Melodie recitirt“, und: „Man findet auch hier und da die lockendsten und lieblichsten Melodien, (...) obgleich sie noch nirgends in Notenbüchern zu finden sind.“⁴⁸ Kohl wies darauf hin, dass die lettischen Volkslieder „total von der Weise der Russen sowohl als der Finnen und Deutschen abweichend und grundverschieden“ sind. Eine Erkenntnis, die in neuerer Forschung pointiert formuliert wurde: „Die ziemlich chaotische Struktur eines russischen Volksliedes würde einem Letten vermutlich ebenso fremdartig und inakzeptabel erscheinen wie die rhythmische Regelmäßigkeit einer deutschen Volksweise.“⁴⁹ Die russische Bevölkerung im Baltikum sang russische Volkslieder; die Deutschen sangen die traditionellen deutschen Volkslieder. Ebenso wenig wie eine eigene Mundart ausgebildet wurde, entwickelte sich auch kein spezielles deutschbaltisches Liedgut. Es gab jedoch regionale Varianten und Besonderheiten.⁵⁰

Bemerkenswert ist, dass die lettische Bevölkerung vor allem in Riga im 19. Jahrhundert einen Liedtypus entwickelte, der sowohl deutsche als auch russische Elemente integrierte, die *ziņģes*, abgeleitet vom deutschen Wort *singen*. Es handelt sich um schlichte, volkstümliche Lieder mit gereimten Texten, die häufig auf deutschen Melodien basierten. Auch Einflüsse der russischen Zigeunerromanze sind nachweisbar. Dem Charakter nach handelt es sich um Markt-, Handwerker-, Zeitungs-, Gesellschaftslieder, Gassenhauer u.a. Man findet kuriose sprachliche Mischungen, z.B. in den Tingeltangel-Liedern:

„Und Leute gehn herum
zum Tinglingling, kliez, zigo, [rufen, schreien; Anm. d. Autors]
und Bauernweiber ligo,
und alle fröhlich sind.“⁵¹

⁴⁸ Apkalns, Musik (wie Anm. 40), S. 89.

⁴⁹ Ebenda, S. 29.

⁵⁰ Vgl. Helmut Scheunchen, Die Musikgeschichte der Deutschen in den baltischen Ländern, in: Musikgeschichte Pommerns, Westpreußens, Ostpreußens und der baltischen Lande. Dülmen 1989, S. 135-189, hier S. 138.

⁵¹ Andrejs Johansons, *Vecrigas ziņģu grāmata* (Alt-Rigas Ziņģes-Buch). Rīga 1994, S. 15.

„Zum Tinglingling sehr teuer
ist alles ungeheuer,
zum Tinglingling,
das ganze Geld ist aus.“⁵²

Das zweite Beispiel befindet sich inmitten des lettischen Textes. Aber auch russische Interjektionen sind zu finden, z.B. der Ausruf: „Očen' chorošo!“ („sehr gut“). Das Lied „Ādu sapnis“ („Traum vom Leder“) wurde auf die Melodie des deutschen Fuchs-Liedes „Was kommt dort von der Höh“ gesungen. In beiden Textversionen geht es um die abstruse Kombination des Wortes „ledern“ mit z.B. Babylon u.a. (lettisch), Postillon, Fuchs, Papa u.a. (deutsch).

Im Zuge der Aufklärung wuchs das Interesse der Deutschbalten an der lettischen Folklore. Johann Christoph Brotze (1742–1823) skizzierte Volkstrachten aus allen Regionen Lettlands und Szenen des Gemeinschaftslebens, die in ihrer historischen Genauigkeit unschätzbare Dokumente darstellen und seit 1992 in sechs Bänden in Riga im Druck erscheinen. Der livländische Pastorensohn und Herder-Schüler Garlieb Helwig Merkel (1769–1850) geißelte in seinem 1796 in Leipzig erschienenen Buch „Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts“ die sozialen Missstände und warnte: „Daß die Verhältnisse der Letten sich einst verändern müssen, leugnet selbst der Adel nicht. Man würdige sie herab, so sehr man wolle: Immer bilden sie doch ein Volk, ein Ganzes, dessen schlummernde Kraft sich mit furchtbarer Wirksamkeit einst entwickeln muß.“⁵³ Bei einem Großteil seiner Landsleute galt Merkel fortan als verfeimt, manche jedoch wurden hellhörig. In der deutschbaltischen Belletristik wurde dieses Problem thematisiert, z.B. in einem „baltischen Zeitroman“, in dessen Mittelpunkt der Gutsbesitzer Alexander von Dohlen steht: „Alexander hielt inne. Durch die abendliche Stille tönte Gesang herauf, ein vierstimmiger Gesang. Es waren schöne, helle Stimmen, der Sopran vielleicht ein wenig zu scharf, aber das Ganze klang weich und stimmungsvoll. Die drei schwiegen und lauschten dem lettischen Volksliede. Als es verklungen, wandte sich Alexander wieder zu seiner Schwester Evi: ‚Siehst du, das, was wir eben hörten, das ist ein Stück künstlerischer Natur, worin uns dieses Volk überlegen ist. Diese Leute haben eine musikalische Begabung, welche ganz großartig ist. Wo findest du anderswo Menschen, die jede Melodie,

⁵² Ebenda, S. 97.

⁵³ Apkalns, Musik (wie Anm. 40), S. 332.

wenn sie sie ein- oder zweimal gehört haben, schon gleich mit verteilten Stimmen singen können? Ein Volk, das so begabt ist, muß kulturfähig sein, davon lasse ich mich nicht abbringen.“⁵⁴

Es sollte jedoch noch geraume Zeit dauern, bis die solchermaßen eingeräumte Kulturfähigkeit Realität wurde. Im Musikleben Rigas dominierte im 19. Jahrhundert die deutschbaltische Oberschicht. Das galt zumindest partiell auch für andere Städte Lettlands wie Mitau und Libau (Liepāja). Auf dem Lande bildeten die Schlösser, Herrenhäuser und Badeorte, wie z.B. Majorenhof (Mājori), Zentren der Pflege deutscher Musik, ansonsten prägte die lettische Volksmusik in ihren vielfältigen Facetten die Musiklandschaft.

Durch Gastspiele bedeutender Künstler aus Deutschland und anderen Ländern hatte das professionelle Musikleben in Riga internationalen Charakter. Deutsche Musiker kamen gern, lag doch die Stadt günstig auf dem Wege von Ostpreußen nach Russland. Ebenso erreichten russische Künstler die Stadt an der Düna (Daugava), welche die Reise in umgekehrter Richtung unternahmen. Man konzertierte im ehrwürdigen Schwarzhäupterhaus, in dem mit 1064 Plätzen ausgestatteten größeren Saal des 1868 erbauten Gebäudes des Gewerbevereins und im Theater. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gaben sich Pianisten ersten Ranges die Ehre: Hans von Bülow (1829–1894) bestritt 1873, 1874 und 1885 Klavierabende in Riga, die von Publikum und Presse mit Begeisterung aufgenommen wurden; Emil Sauer (1862–1942) konzertierte 1885 und 1887 und Eugen d’Albert (1868–1932) 1883, 1887 und 1888. Bei letzterem munkelte man, dass Riga ihm günstige Möglichkeiten bot, wiederum eine Ehescheidung durchzusetzen. Alle drei folgten den Spuren ihres Lehrers und Mentors Franz Liszt, dessen damaliger „Gegenspieler“ Sigismund Thalberg (1811–1871) bereits 1839 im Schwarzhäupterhaus gespielt hatte. Der Cellist Bernhard Romberg (1767–1841) war der erste Musiker, dem das Opernorchester bei seinem Auftritt 1808 einen Tusch brachte. Er kehrte regelmäßig zu Konzerten nach Riga zurück. Sein Neffe Cyprian Romberg (1807–1865) war Cellist des berühmten Liphartschen Quartettes in Dorpat, dessen Primarius Ferdinand David (1810–1873) sich nach seinem Studium bei Louis Spohr und ersten Orchestererfahrungen in Berlin 1829 in Dorpat niederließ. Er spielte dort sechs Jahre im Quartett und machte sich später als Kammermusikinterpret in St. Petersburg, Moskau und Riga einen Namen, ehe er 1835 nach Leipzig

⁵⁴ Max Alexis von der Ropp, *Elkesragge* – ein baltischer Zeitroman. Berlin 1907, S. 166 f.

als Konzertmeister an das Gewandhaus und als Lehrer an das Konservatorium engagiert wurde. Ein weiterer bedeutender deutscher Geiger kam 1876 zu Konzerten nach Riga: Joseph Joachim (1831–1907), damals bereits Direktor der Berliner Musikhochschule. Seine Frau Amalie (1839–1899), eine hervorragende Altistin, gab 1885 und 1887 Liederabende in Riga. Sie war die Entdeckerin und Förderin von Monika Hunnius, welche in ihren Erinnerungen schrieb: „Wir rafften unsere letzten Kopeken zusammen und hörten sie singen. ‚Frauenliebe und -leben‘ von Schumann von dieser einzigen Großen gehört zu haben, wird niemand vergessen.“⁵⁵ Amalie Joachim empfahl Monika Hunnius eine Ausbildung bei Julius Stockhausen (1826–1906) in Frankfurt a.M., wo die Studentin mit Clara Schumann und Johannes Brahms zusammentraf.

Die legendäre Wilhelmine Schröder-Devrient (1804–1860) trat 1847 in mehreren Partien im Stadttheater und als Konzertsängerin in Riga auf. 1850 schloss sie ihre dritte Ehe mit dem livländischen Gutsbesitzer Heinrich von Bock. Monika Hunnius besuchte den Landmarschall nach der Trennung von der Sängerin auf dessen Gut Kersel in der Nähe von Fellin: „Längst schon haben wir es uns gewünscht, den Ort kennenzulernen, in dem die berühmte Künstlerin Jahre hindurch gelebt, gekämpft und gelitten hat. Es war ein seltsamer Weg, der die größte Opernsängerin in ihrer Zeit in unser stilles, kleines Land geführt hat. Auf einer Konzertreise durch Livland wurde sie zum Schluß durch ihren Impresario um ihren ganzen Schmuck und ihr Vermögen gebracht. In dieser Notlage fand sie ritterlichen Schutz bei Herrn von Bock, und schließlich folgte sie ihm als Gattin auf sein Gut. Aber sie war ein gefangener Adler, die Große, Starke in der Stille eines livländischen Gutes. Und eines Tages durchbrach sie die Wände und floh wieder dahin zurück, wo sie hingehörte, in die große Welt, ins Künstlerleben.“ Nachdem sie vor einem kleinen Zuhörerkreis auf dem Gut gesungen und sich selbst am Flügel begleitet hatte, brach sie zusammen und soll ausgerufen haben: „Ich muß meine Welt haben, sonst muß ich sterben! Ich, eine Künstlerin, muß in Livland Grütze kochen!“⁵⁶ Ihre berühmte Kollegin Henriette Sonntag (1806–1854) feierte 1830 in Riga Triumphe, wobei die Eintrittspreise außergewöhnlich hoch waren. Im gleichen Jahr trat sie von der Bühne ab, von 1837 bis 1848 lebte sie in St. Petersburg. Aus dieser Metropole kam Anton Rubinstein (1829–1894) mit seinem Bruder Nikolai (1835–1881) erstmalig 1844 nach Riga, beide vortreffliche Pianisten. Anton wurde

⁵⁵ Hunnius, *Weg* (wie Anm. 43), S. 38.

⁵⁶ Ebenda, S. 168 ff.

regelmäßiger Gast in Riga, seine Popularität war groß, gewiss hatte er auch unter seinen russischen Landsleuten viele Verehrer. Nikolai gastierte 1862 noch einmal in Riga zusammen mit dem deutschen Geiger Jean Becker (1833–1884). Der 13-jährige Wundergeiger Henryk Wieniawski (1835–1880) trat nach seinem Debüt in St. Petersburg 1848 in Riga auf, wohin er im Lauf der nächsten Jahre viermal zurückkehrte und gemeinsam mit seinem Bruder, dem von Liszt ausgebildeten Pianisten Josef Wieniawski (1837–1912), spielte. Der aus Ungarn stammende bedeutende Geiger Leopold von Auer (1845–1930) unternahm von St. Petersburg aus, wo er am Konservatorium lehrte, 1870 einen Abstecher nach Riga, um am 7. Dezember anlässlich der Beethoven-Zentenarfeier im Stadttheater aufzutreten. 1877 musizierte er gemeinsam mit dem damaligen Gewandhauskapellmeister Carl Reinecke (1824–1910) im Saal des Gewerbevereins. Der weltberühmte spanische Violinvirtuose Pablo de Sarasate (1844–1908) riss 1880 und 1883 die Zuhörer in Riga zu Beifallsstürmen hin wie einst 1838 der „nordische Paganini“ Ole Bull (1810–1880). 1839 konzertierte der führende belgische Geiger und Komponist Henri Vieuxtemps (1820–1881) in Riga. Die französische Sängerin Désirée Artôt (1835–1907) gab 1879 und 1882 gemeinsam mit ihrem Mann, dem spanischen Bariton Mariano Padilla y Ramos (1842–1906), erfolgreich Konzerte. Die Namensliste ließe sich fortsetzen und zeigt, dass Rigas Konzertwesen im 19. Jahrhundert auf hohem Niveau stand.

Das von dem deutschen Architekten Ludwig Bonstedt 1862 erbaute Deutsche Stadttheater mit 1400 Plätzen verfügte über ein gutes Orchester und Ensemble. Es entstand auf dem Platz einer abgetragenen Stadtbefestigungsanlage, brannte 1882 ab und wurde 1887 neu aufgebaut in der Form, wie wir es heute als Lettische Nationaloper kennen. Das Repertoire entsprach dem Standard deutscher Bühnen, jedoch nahmen russische Opern mehr Raum ein. So wurde z.B. Michail Glinkas „Das Leben für den Zaren“ schon sehr früh in Riga aufgeführt, wobei wohl weniger die deutschbaltische Herkunft des Librettisten Georg von Rosen (1800–1860) den Ausschlag gab, sondern wahrscheinlich der Zuspruch russischer Theaterbesucher eine Rolle spielte, denn auch Bühnenwerke russischer Dramatiker erschienen kurz nach ihrer Uraufführung in Russland auf dem Spielplan des Rigaer Stadttheaters, wie z.B. Gogols „Revisor“. Die bedeutendsten Opernsänger Deutschlands gastierten in ihren Glanzrollen in Riga wie der Tenor Albert Niemann (1831–1917), der Bariton Theodor Reichmann (1849–1903) und der Wagner-Sänger Joseph Tichatschek (1807–1886). Auch die Dirigenten kamen zumeist aus Deutschland. So war der

Danziger Richard Genée (1823–1895), der später durch seine Opern berühmt werden sollte, von 1850 bis 1853 Kapellmeister gemeinsam mit dem Prager Jan Šrámek (1815–1874), der nach Erfolgen in Deutschland nach Riga kam und dort von 1844 bis 1855 Opern am Theater und Konzerte der Musikalischen Gesellschaft leitete. Nach Absteuern nach Reval und St. Petersburg wirkte er von 1859 bis 1862 wiederum in Riga. Ähnlich wie Dorn arbeitete er als Dirigent der „Liedertafel“ und war verantwortlich für das deutschbaltische Sängerkfest 1861 gemeinsam mit Hugo Preiß (1815–1862), der ebenfalls mit der Musikalischen Gesellschaft und der „Rigaer Liedertafel“ zusammenarbeitete. Wie in Riga üblich, traten die führenden Dirigenten auch als Komponisten, Kantoren, Musiklehrer und Leiter von Dilettanten-Ensembles in Erscheinung. Šrámek komponierte eine Reihe von Opern, darunter die russische historische Oper „Il’ a Muromec“. Preiß gründete 1846 einen gemischten Gesangverein und 1851 den „Rigaer Liederkrantz“.

Es gab eine große Zahl von Vereinen, sowohl in vokaler als auch instrumentaler Besetzung. 1862 wurde der „Rigaer Männergesang-Verein“ gegründet, 1867 der Männerquartett-Gesangverein „Harmonie“, 1886 der Gesangverein „Gutenberg“. In Mitau und Libau war es ähnlich, ebenso in der Umgebung Rigas wie z.B. im Vorort Hagensberg (Āgenskalns), wo 1883 der Gesangverein „Frohsinn“ ins Leben gerufen wurde. Das Repertoire der Männerchöre ist dem der bürgerlichen Männergesang-Vereine in Deutschland vergleichbar: Volks-, Heimat-, Scherzlieder usw., darunter Stücke von Komponisten, die schon damals in keinem Lexikon zu finden waren, wie z.B. „Die plastische Musik oder Das Stelldichein auf Reblauseck“ eines gewissen Josef von Langetreu, aufgeführt vom „Rigaer Männergesang-Verein“. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts findet man in den Programmen der „Rigaer Liedertafel“ anspruchsvolle Werke wie die „Alt-Rhapsodie“ von Johannes Brahms und „Die Tageszeiten“ von Richard Strauss. Ein Meilenstein in der Chorgeschichte Rigas war die Gründung des „Bach-Vereins“ 1864 durch Wilhelm Bergner d.J. (1837–1907), Sohn des bereits erwähnten gleichnamigen Domorganisten. Er war Organist an der Anglikanischen Kirche, wurde Dirigent von Liederkrantz und Liedertafel und 1868 zum Musikdirektor der Musikalischen Gesellschaft und zum Domorganisten berufen. Ihm ist die Initiative zum Bau der gewaltigen Domorgel durch die Ludwigsburger Firma Walcker zu danken, die vier Manuale und 124 Register mit 6 768 Pfeifen besitzt. Die Einweihung fand am 18. Dezember 1884 statt. Bergner verfügte über die künstlerischen Möglichkeiten, große

Werke aufzuführen wie 1871 die Neunte Symphonie von Beethoven, 1878 Szenen aus „Faust“ von Robert Schumann und 1886 erstmalig in Riga Bachs „Matthäus-Passion“. Kleinere Werke Bachs waren auch schon früher musiziert worden, doch relativ selten, obwohl der Name Bach in Riga einen guten Klang hatte.

Einer der letzten Schüler Johann Sebastian Bachs in Leipzig und Freund Philipp Emanuels in Potsdam folgte 1753 dem Ruf Vietinghoffs und blieb 35 Jahre bis zu seinem Tod in Riga: Johann Gottfried Müthel. Er leitete zunächst die Kapelle des Barons Vietinghoff und wurde 1767 Organist an St. Petri. Seine Kompositionen – besonders die für Fortepiano – ließen aufhorchen; sie erschienen im Druck bei Hartknoch in Riga. Es bestanden weitere Verbindungen der Familie Bach nach Kurland. Der deutschbaltische Graf Hermann Carl von Keyserling, der als russischer Gesandter am Sächsischen Hof weilte, erteilte 1741 Bach durch seinen Cembalisten Johann Gottlieb Goldberg (1727–1756) den Auftrag, eine teils sanfte, teils muntere Musik für Cembalo zu komponieren, um dem Grafen über Schlaflosigkeit und Trübsinn hinwegzuhelfen. Bach erhielt für seine „Goldberg-Variationen“ einen fürstlichen Lohn. In Keyserling hatte er einen großzügigen und hoch gebildeten Gönner, denn dieser war es auch, der Bach 1736 die Bestallungsurkunde als „Compositeur bey der Königlichen Hof-Capelle zu Dresden“ überreichte. Graf von Keyserling war später Gesandter Katharinas II. in Warschau. Er holte den als Geiger von Franz Benda (1709–1786) ausgebildeten und in Potsdam gemeinsam mit Philipp Emanuel Bach und Karl Fasch (1736–1800) musizierenden Franz Veichtner (1741–1822) nach Königsberg, wo das Keyserlingsche Palais auf dem Rossgarten Mittelpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens der Stadt bildete. In Königsberg unterrichtete Veichtner den jungen Johann Friedrich Reichardt (1752–1840), der seinem Lehrer 1772 sein „Rigaer Violinkonzert“ widmete, das 1773 bei Hartknoch publiziert wurde. Beide Musiker zog es ins Baltikum: Veichtner für 24 Jahre als Dirigenten der Kapelle des Herzogs von Kurland in Mitau, Reichardt als Reisenden, der 1762/63 Livland und Kurland besuchte. Veichtner komponierte Opern, Symphonien, Konzerte u.a. und war der Lehrer des Beethoven-Freundes Amenda. Als Hofkapellmeister stand ihm 1785/86 der berühmte Johann Adam Hiller (1728–1804) zur Seite, der als Komponist von Singspielen Furore machte. Veichtner konzertierte 1760 als Geiger in Riga. Er starb 1822 auf der Kliewenhoffschen Forstei in Kurland. Hillers Oper „Die Jagd“ wurde 1772 und Reichardts Oper „Amors Guckkasten“ 1773 in Riga aufgeführt.

Carl Philipp Emanuel Bach fand im Baltikum in Baron Dietrich Ewald von Grotthuss (1751–1786), dem Besitzer des Gutes Giëddutz (Gedučiai) in der Südregion Kurlands, einen Verehrer. Grotthuss war Cembalist, Komponist und Abonnent der gedruckt erscheinenden Werke Philipp Emanuels. 1781 besuchte er letzteren in Hamburg und soll sogar einige Privatstunden bei ihm genommen haben. Bach führte Kompositionen von Grotthuss in Hamburg auf. Eine besondere Auszeichnung für Grotthuss war es, dass Bach ihm sein Silbermann-Clavichord übereignete. „Schon 15 Jahre hatte ich den Wunsch in meinem Herzen herumgetragen, dieses vortreffliche Instrument nur zu sehen, und auf einmal hatte ichs gesehen, hatte einen Bach darauf gehört und war selbst der Besitzer dieses Kleinods“,⁵⁷ jubelte der kurländische Baron. Der Erwerb des Clavichords war verbunden mit dem Austausch von Kompositionen: Bach schickte ein Rondeaux „Abschied vom Silbermannschen Clavier“ (August 1781), Grotthuss bedankte sich mit einem Rondeaux „Freude über den Empfang des Silbermannschen Claviers“ (September 1781). Dieses Clavichord ist leider verschollen, die Rondos dagegen wurden im Kurländischen Provinzialmuseum bewahrt und erschienen 1916 in Mitau im Druck.

Aber es gab nicht nur Verbindungen zur Familie Bach, sondern auch zu Georg Philipp Telemann, dessen Enkel und Schüler Georg Michael Telemann (1748–1831) 1773 nach Riga zog und bis zu seinem Tode dort als Kantor, Musikdirektor, Lehrer und Komponist von Kirchenmusik wirkte. Seine Tätigkeit erstreckte sich auf Stadt und Land, also auch auf Mitau und Libau. Dort wurde 1885 in der Dreifaltigkeitskirche von Barnim Grüneberg die mit vier Manualen, 131 Registern und ca. 7 000 Pfeifen größte Orgel Lettlands gebaut, deren Disposition der lettische Organist Jānis Sērmūklis erstellte.

Alle diese musikalischen Aktivitäten trugen zur Blüte des Musiklebens bei. In Riga erfreute sich neben Orchester- und Chormusik die Kammermusik großer Beliebtheit. Neben dem erwähnten Dorpater Privatquartett des Landrates Karl Eduard von Liphart (1808–1890), das von 1829 bis 1835 bestand, konzertierten zumindest zwei Streichquartette regelmäßig in Riga, die aus Musikern des Opernorchesters gebildet wurden, die alle in Riga einen hervorragenden Ruf auch als Musiklehrer und Komponisten hatten. Der Geiger Eduard Weller (1820–1871) kam 1845 aus Berlin und wurde Konzertmeister am Theater. Er gründete 1849 mit den Orchestermusikern Wilhelm

⁵⁷ Leonidas Melnikas, C.Ph.E. Bach und das Baltikum – Über die Brüder Grotthuss. Vilnius 1997, S. 94.

Schönfeld (1826–1904), Carl Herrmann (1817–1895) und Carl Marx-Markus (1820–1901) das „Rigaer Streichquartett“, dessen Primarius er bis zu seinem Tode 1871 blieb. Davor hatte in der Wagner-Ära Franz Löbmann mit den Herren Carl Lotze (1816–?), Carl Herrmann und Carl von Lutzau (1804–1872) ein Streichquartett gebildet, das später zu einer Kammermusikvereinigung erweitert wurde. Im Feuilleton der Lokalpresse wie „Rigaische Stadtblätter“, „Rigasche Zeitung“, „Rigisches Theaterblatt“ u.a. wurden die künstlerischen Veranstaltungen rezensiert. Auch der Hausmusik kam große Bedeutung zu, ebenso der Unterhaltungsmusik, die in Sommerkonzerten am Rigaschen Strand und im Wöhrmannschen Garten geboten wurde. Die Liebhaberkonzerte der Musikalischen Gesellschaft, die zumeist im „Saale der löblichen Schwarzhäupter“ veranstaltet wurden, fanden mitunter einen recht ausgelassenen Abschluss: „Nach Symphonie-Concerten wurde gespielt und getanzt. Um 1 Uhr ging die Gesellschaft auseinander (2. November 1809).“⁵⁸ Als Solisten zog man talentierte Musiker aus der Region heran wie z.B. Carl Pohrt (1799–1844), der zwar in Riga und Dorpat guten Musikunterricht genossen, aber Jurisprudenz studiert hatte und einen entsprechenden Beruf ausübte. Er war ein glänzender Pianist, der Beethovens Klavierkonzerte spielte und auch als Chordirigent und Komponist bekannt wurde.

Es gab mehrere Möglichkeiten, privaten Musikunterricht zu nehmen: Emil Siegert (1838–1901), der – in Berlin ausgebildet – 1856 nach Riga zog und hier als Dirigent und Komponist wirkte, gründete 1864 das erste Musikinstitut in der Stadt. Der schon genannte August Pabst rief 1875 seine Rigaer Musikschule ins Leben, die 1877 in „Schule der Tonkunst“ umbenannt wurde und der er bis zu seinem Tode 1885 vorstand. Die Kaiserliche Russische Musikgesellschaft richtete erst Anfang des 20. Jahrhunderts eine öffentliche Musikschule ein, die bis zum Ersten Weltkrieg bestand. Lettlands Konservatorium, Vorläufer der heutigen Musikakademie Lettlands, wurde von der Regierung der Lettischen Republik 1919 gegründet. Die regionalen Ausbildungsmöglichkeiten waren im 19. Jahrhundert zu begrenzt, um den Bedarf an hoch qualifizierten Musikern zu decken: Persönlichkeiten aus der Region studierten in Russland, vor allem in St. Petersburg, und in Deutschland, zumeist in Leipzig oder Berlin. Nicht immer kehrten sie ins Baltikum zurück, denn Russland und Deutschland boten mitunter attraktivere Möglichkeiten.

⁵⁸ Jānis Torgāns, Einige bibliographische und archivalische Quellen zur Rigaer Musikgeschichte. Aus dem Rigaer Musikleben um 1800, in: Deutsche Musik im Osten. Bd. 10, St. Augustin 1997, S. 301-305, hier, S. 303.

Zu den überregional bedeutenden Interpreten gehörten der Sänger Raimund von zur Mühlen (1854–1931) und sein Freund und Klavierpartner Hans Schmidt (1854–1923). Monika Hunnius erinnerte sich: „Ja, ein Konzert von Raimund Mühlen und Hans Schmidt war etwas Besonderes, etwas Vollkommenes in seiner Art, denn diese beiden vornehmen Künstler ergänzten sich, waren sie doch Söhne eines Landes, unserer Heimat, miteinander aufgewachsen, einander verwandt, künstlerisch und menschlich. Nie wieder habe ich solche Konzerte im Schwarzhäuptersaal erlebt; die ganze Geistes- und Geburtsaristokratie von Stadt und Land war versammelt. Man wußte, wie jeder sich auf diesen Abend freute.“⁵⁹

Dietrich Fischer-Dieskau bezeichnete von zur Mühlen als einen „begnadeten Liedersänger und Gesangspädagogen“, als den „Vermittler und Fortsetzer der einzig wirklich dauerhaften Gesanglehre aller Zeiten, der des großen Manuel Garcia.“⁶⁰ Von zur Mühlen gilt als der erste Sänger, der die Konzertform des Liederabends etablierte. Er wurzelte fest im Boden seiner livländischen Heimat; immer wieder kam er später, als er längst ein „Europäer“ war, zurück, um in Fellin Meisterkurse abzuhalten oder in Riga zu konzertieren. Auch Hans Schmidt stammte aus Fellin, seine Mutter gehörte, als eine geborene Lenz, der Familie des Dichters und Goethe-Freundes Jakob Lenz (1751–1792) und des erwähnten Beethoven-Biographen Wilhelm von Lenz an. Schmidt studierte am Leipziger Konservatorium Klavier und Komposition. In Berlin traf er mit von zur Mühlen zusammen, und durch Vermittlung von Julius Otto Grimm (1827–1903), des ebenfalls in Livland geborenen und in Leipzig ausgebildeten Komponisten und Münsteraner Musikdirektors, kam es zur ersten Begegnung mit Johannes Brahms. Mühlen trug in privatem Kreise einige Lieder des Meisters vor, die Brahms selbst begleitete und anschließend ausrief: „Endlich habe ich *meinen* Sänger gefunden!“⁶¹ Von zur Mühlen war der erste, der die „Vier ernsten Gesänge“, die ursprünglich für den Bass-Bariton Anton Stermans (1865–1911) gesetzt waren, in der Tenorlage sang. Brahms war bei der Aufführung in Wien anwesend und voll und ganz mit der Interpretation einverstanden, wie der Klavierpartner von zur Mühlen, Coenraad V. Bas, in „The well tempered accompanist“ mitteilte.⁶² 1894 erschienen in Dorpat zwei Hefte

⁵⁹ Hunnius, Weg (wie Anm. 43), S. 173 f.

⁶⁰ Dorothea von zur Mühlen, Der Sänger Raimund von zur Mühlen. Hannover-Döhren 1969, S. 7.

⁶¹ Ebenda, S. 26.

⁶² Ebenda, S. 54 ff.

„Baltische Gesänge vom 17ten Jahrhundert ab bis zur Gegenwart“. Bereits 1864 war eine „Liedersammlung Livländischer Componisten“ herausgekommen. In die lebenslange Freundschaft zwischen Brahms und von zur Mühlen wurde Schmidt einbezogen, dessen „Sapphische Ode“ Brahms 1884 vertonte. Schmidt entfaltete in Riga rege Tätigkeit als Pianist, Musiklehrer, Kritiker und Übersetzer; er übertrug z.B. als erster den russischen Text von Musorgskijs Liederzyklus „Kinderstube“ ins Deutsche und übersetzte auch Texte von Liedern Tschai-kovskijs und Chopins. Von seinen eigenen Liedern errang die „Hirtenweise“, von ihm gedichtet und über ein estnisches Motiv komponiert, große Popularität; er widmete sie dem erwähnten Heinrich von Bock. Er war nicht der erste Dichter-Komponist im Baltikum; diese Personalunion schien sogar typisch zu sein und hat möglicherweise Wagner, der zumindest Holteis Bemühungen als Autor *und* Komponist kannte, in seinem Vorsatz bestärkt, die Dichtung für seine Bühnenerwerke selbst zu schreiben, wie es nach seiner Rigaer Zeit ab dem „Fliegenden Holländer“ die Regel wurde. Bemerkenswert ist, dass Schmidt durch musikalische Elemente der Esten und Letten angeregt wurde. Er bearbeitete z.B. auch zwei lettische Volkslieder und weitere „Weisen fremder Völker mit hinzugedichteten Texten“. Diese Tendenz sollte bei den zukünftigen deutschbaltischen Komponisten Schule machen. Schmidt stand in hohem Ansehen bei seinen lettischen Komponisten-Kollegen; Alfrēds Kalniņš (1879–1951) veröffentlichte in der lettischen Zeitung „Latvijas Vēstnesis“ am 1. September 1923 einen Nekrolog.

August Heinrich von Weyrauch (1788–1865) war der erste Dichter-Komponist von Bedeutung. In Riga geboren, studierte und arbeitete er als Lektor für deutsche Sprache in Dorpat. 1827 zog er nach Dresden, wo er verarmt und vergessen starb. „In seinen Liedern treten alle Stilmerkmale der bisherigen und nachfolgenden baltischen Gesänge konzentrisch zusammengefaßt auf“,⁶³ bemerkte Elmar Arro. Besonders populär war das 1846 als Einzeldruck bei Challier erschienene Lied „Nach Osten“. Es wurde fälschlicherweise Franz Schubert zugeschrieben. Diesem Irrtum unterlag auch Franz Liszt, der eine Klaviertranskription des Liedes schuf. Liszt, der 1842 in Dorpat konzertierte, wobei der Dorpater Altphilologe Ludwig Preller besonders die tiefe und zarte Empfindung seines Klavierspiels hervorhob, wird wohl nichts über Weyrauch gehört haben.

⁶³ Scheunchen, Musikgeschichte (wie Anm. 50), S. 151.

Der in Riga geborene Nicolai von Wilm (1843–1911) war ebenfalls Dichter und Komponist. Er studierte am Leipziger Konservatorium und unterrichtete ab 1860 in St. Petersburg. Daraus resultieren seine für Klavier gesetzten Sammlungen russischer Volksmusik. In seiner Kindheit in Riga war von Wilm Schüler von Conradin Kreutzer (1780–1849), der schon als berühmter Komponist 1848 mit seiner Tochter Marie, einer Theatersängerin, nach Riga kam. Dieser nahm eine geachtete Position in der Gesellschaft der Stadt ein, ohne jedoch ein Amt zu bekleiden. Mehrmals trat er an das Dirigentenpult des Rigaer Theaters, zuletzt am 16. Februar 1849 zum Benefiz seiner Tochter mit seiner populären Oper „Das Nachtlager von Granada“. Kurz danach starb er und wurde in Riga beigesetzt. Auch die lettischen Bürger ehrten ihn, indem sie mit der Aufführung des „Nachtlagers“ in lettischer Übersetzung 1902 das neue lettische Theater einweihten.

Von bedeutenden Komponisten besuchten noch Max Bruch und Hector Berlioz Riga. Letzterer dirigierte am 17. Mai 1847 ein Konzert im Schwarzhäupterhaus mit seiner Harold-Symphonie und der Ouvertüre „Römischer Karneval“. Bruch leitete auf Einladung von Wilhelm Bergner eigene Chorwerke im Dom zu Riga. Monika Hunnius berichtete: „Max Bruch begeisterte als Dirigent das Rigaer Publikum. Der Chor klagte wohl über seine Grobheit, und die Solisten waren empört über einige unmögliche Ausfälle. Ich habe Bruch in der Erinnerung als einen ziemlich kleinen, untersetzten Mann mit grauem Haar und einer Brille, mehr wie ein Gelehrter als wie ein Künstler wirkend.“ Auf dem Fest nach dem Konzert fragte Bruch die Sängerin: „Sind Sie bereit, die Penelope-Arie zu singen? Ich begleite Sie.“⁶⁴ Bruch war zufrieden, hatte er doch seinen „Odysseus“ mit Erfolg im Dom dirigiert. Am nächsten Tag wurde sein Violinkonzert gespielt.

Ebenso wie von Wilm wirkten auch die deutschbaltischen Komponisten Otto Ignatius (1794–1824), Moritz Bernhard (1790–1871) und Boris von Vietinghoff (1829–1901) in St. Petersburg. Ignatius war ein vielseitiges Talent: Komponist, Dichter und Maler. Er wurde 1820 in St. Petersburg zum Hofmaler ernannt. 1824 erschienen seine „Neun Lieder für Ihre Kayserliche Majestät Elisabeth Alexiewna“. Bernhard und von Vietinghoff profilierten sich als Opernkomponisten. St. Petersburg war – wie auch Moskau – häufig Verlagsort von Notendruckern deutschbaltischer Komponisten.

⁶⁴ Hunnius, Weg (wie Anm. 43), S. 185 f.

Einen typischen baltischen Lebensweg beschriftet der Kurländer Alexander Staeger (1857–1932). In Windau (Ventspils) geboren, besuchte er das Gymnasium in Goldingen (Kuldīga) und das Polytechnikum in Riga. Seine Neigung galt jedoch der Musik. Er sang im Chor bei Wilhelm Bergner und hatte erste Erfolge als junger Komponist. So erhielt er für seine Komposition des Begrüßungsliedes beim deutschbaltischen Sängerefest 1880 in Riga, an dem übrigens Nicolai von Wilm als Ehrengast teilnahm, einen Preis. Danach studierte er Komposition bei Joseph Rheinberger (1839–1901) in München und kehrte 1885 nach Riga zurück, wo er fortan als Dirigent und Komponist wirkte. Etliche seiner Werke – vor allem für Gesang und Klavier – erschienen im Druck; sie wurden in seiner Heimat, aber auch in Deutschland aufgeführt. Komponisten fanden günstige Möglichkeiten zur Existenzsicherung im Bereich des Musikmanagements, wie z.B. Guido von Samson-Himmelstjerna (1871–1941), der 1903 die „Philharmonische Gesellschaft“ gründete und von 1904 bis 1915 die Kaiserliche Musikschule in Riga leitete. Der Livländer Carl von Radecki (1842–1885) kehrte nach dem Studium am Leipziger Konservatorium nicht mehr in seine Heimat zurück, sondern wirkte als Musikpädagoge und Komponist in Deutschland und in der Schweiz. Karriere machte die aus derselben Familie stammende Olga von Radecki (1858–1933), die zunächst in Riga Musikunterricht bei Julius Ruthardt (1841–1909) genoss, der von 1871 bis 1882 erster Kapellmeister am Theater war, als Komponist hervortrat und über internationale Erfahrungen verfügte. Er wird der jungen Künstlerin den Weg nach Deutschland geebnet haben: Sie studierte in Frankfurt a.M. bei Clara Schumann Klavier und bei Joachim Raff Komposition. Danach lebte und wirkte sie in Amerika, kehrte aber immer wieder nach Riga zurück und gab Konzerte, in denen sie auch eigene Kompositionen spielte. 1889 ließ sie sich endgültig in ihrer Heimat nieder. Schöpferisch begabte Frauen konnten durchaus ihren Weg machen. Das galt auch für Ella Adajewski von Schultz (1846–1926), die in St. Petersburg bei Anton Rubinstein und Adolf von Henselt (1814–1889) studierte und als Komponistin von Opern, Vokal- und Instrumentalwerken hervortrat.

Beachtlich war die künstlerische Produktivität im Bereich der Unterhaltungsmusik, für die in der geselligen bürgerlichen Gesellschaft Rigas großer Bedarf bestand. Gustav von Manteuffel (1832–1916) z.B. komponierte nicht nur Kirchen-, sondern auch Salonmusik. Der 1883 in Riga gestorbene Adolf Heintze war ein begabter und produktiver Komponist von Tanzmusik. Josef Harzer, der von 1830 bis

1860 in Riga als Musiklehrer wirkte, zeichnete sich durch Adaptionen aus gern gehörten klassischen Werken und deren Umformung in Unterhaltungsmusik aus, so in eine Lohengrin-Polka, einen Tannhäuser-Galopp u.a. (vgl. Abb. 4).

Beliebt waren die Klavierminiaturen von Löbmann, Schanzberg u.a., die „allen Clavier spielenden Damen und Herren in Riga“ gewidmet waren. Russische und lettische Komponisten wurden einbezogen. Es erschienen in baltischen Musikalben Polkas von Ādams Ore, der die „Schule der Tonkunst“ in Riga besuchte, danach in Deutschland studierte und sich als Opernkomponist und Herausgeber lettischer Volkslieder einen Namen machte, und vom erwähnten Wilhelm Schönfeld, dem langjährigen Geiger im Opernorchester und Mitglied des Rigaer Streichquartetts, gleichermaßen. Großen Erfolg hatten Konzerte von Salonorchestern wie 1876 das Wiener Damenorchester und die Kapelle von Karl Faust (1825–1892), dem deutschen Militärkapellmeister und Komponisten zahlreicher Märsche und Tänze. Besonders die Darbietungen von Musik des Walzerkönigs Johann Strauß im Konzerthaus von Otto Schwarz, dem Besitzer des legendären Cafés in Riga, fanden ein begeistertes Publikum.

Große Bedeutung kommt Ādolfs Alunāns (1848–1912) zu. Er wurde in Mitau als Sohn eines lettischen Vaters und einer deutschen Mutter geboren. Seine Liebe zum lettischen Volk, dem er sein Leben und Streben widmete, wurde durch seinen Onkel, den lettischen Schriftsteller Juris Alunāns (1832–1864) geweckt. Er veröffentlichte Bücher wie „Hervorragende Letten“, Gedichte, Volksstücke mit Gesang und komponierte Salonmusik wie den 1867 gedruckten „Mitauer Schützen-Galopp“. Als Schauspieler debütierte er 1866 in Dorpat und wurde 1870 mit der Leitung des ersten lettischen Theaters betraut, das die Lettische Gesellschaft 1868 gegründet hatte. Musikalisch unterstützt wurde er von dem Dirigenten Jēkabs Ozols, der beim dritten lettischen Sängerfest 1888 als Violinist auftrat und eine Violinschule herausgab. Alunāns' Singspiel „Muceniēks un muceniece“ („Der Böttcher und die Böttcherin“) wurde 1872 in seinem Theater aufgeführt, das sich im Gebäude der Lettischen Gesellschaft befand. Opern und Operetten wurden ins Lettische übertragen und einstudiert. Von Beginn an kam es zu einer Kooperation zwischen dem Deutschen Stadttheater, dem Russischen Theater, in welchem etliche Opern russischer Komponisten aufgeführt wurden, und dem Lettischen Theater. Der deutsche Regisseur Hermann Rhode-Ebeling, der seit 1884 am Deutschen Stadttheater engagiert war, hatte 1885 die Leitung des Lettischen Theaters übernommen. Lettische Künstler



Abb. 4: Druckausgabe einer Polka von Joseph Harzer 1849
Quelle: Breġe, Cittautu mūziķi (wie Abb. 2), S. 67

nahmen gern Unterricht bei ihren deutschen Kollegen. Plakate erschienen gelegentlich zweisprachig (vgl. Abb. 5).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts suchte die künstlerische Intelligenz des lettischen Volkes verstärkt nach einem eigenen nationalen Weg. Atis Kronwalds formulierte in seiner Schrift „Nationale Bestrebungen“, die auch in deutscher Sprache erschien, die kulturpolitischen Leitgedanken. „Tautas atmoda“ („Nationales Erwachen“) hieß die Parole; die Lettische Gesellschaft rief 1888 eine Musikkommission ins Leben; 1891 wurden die Rūdens Koncerti (Herbstkonzerte) eingeführt, in denen lettische Interpreten dem Publikum neue lettische Werke präsentierten. Diese gab es in zunehmender Zahl und Qualität. Die lettischen Sängerfeste zeigten die rasante Entwicklung der nationalen Musik. Es kristallisierten sich lettische Musikerfamilien heraus wie Cimze, Bētiņš, Jurjāns, Mediņš, Kalniņš. Nach dem zweiten Sängerfest rief die Lettische Gesellschaft einen Chor unter Leitung des erwähnten Jūlijs Pūrāts ins Leben, der 1882 mit lettischer Musik in Smolensk und Moskau gastierte. Die Solisten des Chores waren so gut, dass sie zum Lettischen Theater überwechseln konnten.

(Abonnements-
Vorst. № 8.) **Stadttheater in Riga.**

Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung
heute, Sonntag den 11. September 1838:

Fenella.

Große Oper in fünf Akten, von Auber.

Personen:

Alfonso, Sohn des Vicekönigs von Neapel,	Herr Kurt.
Elvira, Alfonso's Verlobte,	* * *
Lorenzo, Alfonso's Vertrauter,	Herr Petrick.
Selva, Offizier des Vicekönigs,	Herr Scheibler.
Masaniello, neapolitanischer Fischer,	* * *
Fenella, seine Schwester,	Dem. Weißbach.
Pietro, } Fischer,	{ Herr Günther.
Dorella, }	{ Herr Heller.
Hofdamen.	
Gefolge.	
Fischer. Fischerinnen. Volk. Soldatne.	

*** **Elvira** Mad. Hoffmann,
erste Sängerin der Kaiserl. Hoftheater in St. Petersburg,
*** **Masaniello** Herr Hoffmann,
Regisseur und erster Sänger der Kaiserl. Hoftheater in St. Petersburg,
als Gäste.

Preise der Plätze: Rangloge 1 Rbl. S.; Parterrefloge und Parquet 70 Kop. S.;
Parterre 50 Kop. S.; Gallerie 35 Kop. S.M.

Die freien Entreen sind **ohne Ausnahme** ungültig. *255.*

Der Anfang ist um 6 Uhr.

ФЕНЕЛЛА.

Большая Опера въ 5хъ дѣйствіяхъ.

Abb. 5: Zweisprachiges Theaterplakat 1838
Quelle: Brege, Cittaute müziķi (wie Abb. 2), S. 76

Zum dritten Sängerfest 1888 kamen 117 Chöre mit 2 618 Sängerinnen und Sängern in Riga zusammen. Als Ehrengäste erschienen der Livländische Landmarschall und der Rigaer Bürgermeister. Neben dem schon genannten Komponisten Ādams Ore stand erstmalig der Name eines Komponisten auf dem Programm, der später der führende lettische Musiker werden sollte: Jāzeps Vītols (1863–1948). Seine e-Moll Symphonie und das Chorlied „Bērzs tīrelī“ („Eine Birke im Hochmoor“) begeisterten die Zuhörer. Auch am vierten Sängerfest 1895 war Vītols beteiligt. Die „Russifizierung“, die sich nicht nur gegen die Deutschbalten, sondern auch gegen die Letten richtete, hatte inzwischen ihren Höhepunkt erreicht. Man duldet keine nationalen Veranstaltungen und verbot das Sängerfest in Riga. In Mitau bestand eine aktive lettische Vereinigung des jungen Bürgertums unter Leitung des späteren ersten Staatspräsidenten der Republik Lettland, Jānis Čakste. Mit der kuriosen Begründung, dass man eine Feier anlässlich der 100. Wiederkehr des Anschlusses von Kurland an Russland veranstalten wolle, erlangte man die Genehmigung zur Durchführung eines „Allgemeinen lettischen Sanges- und Musikfestes“ in Mitau. Über 4 000 Sänger aus Kurland, Livland und sogar aus Russland und New York erschienen. Lettische Orchester aus dem ganzen Land wurden eingeladen. 25 000 Zuhörer strömten in das eigens errichtete Festgebäude.

Nur mit Mühe gelang es durch die gemeinsamen musikalischen Aktivitäten, Konflikte zwischen den Jungletten – einer neuen Generation der Intelligenz – und den Vätern der nationalen Bewegung zu dämpfen. Der „Jaunā strāva“ („Neue Strömung“) war die lettische Gesellschaft nicht konsequent genug. 1902 eröffnete man das Neue Theater zu Riga („Rīgas Jaunais Teātris“) mit Kreuzers „Nachtlager von Granada“. Das Theater spielte, um die Menschen in den Vorstädten – u.a. Kleinbürger, Arbeiter – anzusprechen, zunächst auf zwei an der Peripherie Rigas gelegenen Bühnen, danach wurde es wieder in das Zentrum der Stadt verlagert. Das Bestreben war einerseits, das in lettischer Sprache gegebene Schauspiel- und Opernrepertoire in progressiven Inszenierungen zu präsentieren, andererseits an der künstlerischen Gestaltung nationaler Themen zu arbeiten. Dabei spielten der lettische Dichter Jānis Rainis (eigentlich Pliekšāns, 1865–1929) und seine Frau, die Dichterin Aspazija (Elza Rozenberga) eine wichtige Rolle. Das Drama von Rainis „Uguns un nakts“ („Feuer und Nacht“) wurde von Jānis Medīņš (1890–1966) als Oper komponiert, aber erst 1921 in Riga uraufgeführt. Das Deutsche Stadttheater trug seit August 1919 auf Beschluss der Regierung der Lettischen Republik den Namen

„Lettische Nationaloper“. Die erste lettische Oper, die 1920 zur Uraufführung gelangte, war „Baņuta“ von Alfrēds Kalniņš mit einem Text von Artūrs Krumiņš.

Zum Direktor der Lettischen Nationaloper und des ebenfalls 1919 gegründeten Staatlichen Konservatoriums Lettlands wurde Jāzeps Vītols ernannt, dessen Leben und Wirken, wie das vieler seiner Zeitgenossen, multikulturelle Bezüge aufweist: Er beherrschte die lettische, russische und deutsche Sprache; er kannte die Kulturtraditionen der drei Völker und galt als Integrationsfigur. Geboren wurde er in Wolmar, sein Vater, ein Schullehrer, siedelte mit der Familie nach Mitau über, wo der Junge Unterricht bei dem deutschbaltischen Musiker Rudolf Postel (1820–1889) erhielt, der aus Schlesien stammte und von 1850 bis zu seinem Tode als Organist, Dirigent und Komponist wirkte. Vītols empfing lebendige Eindrücke von der deutschen Musiktradition. In St. Petersburg, wo er insgesamt fast 40 Jahre verbrachte, studierte er bei Nikolaj Rimskij-Korsakov, dessen „Harmonelehre“ er ins Deutsche übertrug, legte ein glänzendes Examen ab und wurde Theorie- und Kompositionslehrer am Konservatorium. Neben seiner eigenen kompositorischen Tätigkeit wirkte er von 1897 bis 1914 als Musikkritiker der deutschsprachigen „St. Petersburger Zeitung“, für die er fast 1 000 Artikel schrieb. Vītols' bevorzugte Sprache war damals deutsch; er schrieb seinen Namen Joseph Wihtol. Der deutsche Einfluss war in St. Petersburg deutlich zu spüren; so wurden z.B. die Protokolle der Sitzungen am Konservatorium in deutscher Sprache abgefasst. Durch seinen Lehrer Rimskij-Korsakov wurde er mit den nationalen Bestrebungen der russischen Komponisten des „Mächtigen Häuflein“ vertraut, wodurch Anregungen für eine lettische Nationalmusik gefördert wurden. Vītols versammelte lettische Musiker in St. Petersburg um sich, seine Teilnahme an den lettischen Sängereisen führte ihn in die Nähe der „Tautas atmoda“. Aber erst 1918 kehrte er nach Lettland zurück und entfaltete eine vielseitige Tätigkeit als Pädagoge, Komponist und Organisator. 1944 emigrierte er nach Lübeck, wo er am 28. April 1948 starb. 1993 wurde er nach Riga überführt und unter großer Anteilnahme der lettischen Bevölkerung auf dem Waldfriedhof (Meža kapi) beigesetzt. Durch Vītols' Schule sind alle bedeutenden lettischen Komponisten der neueren Zeit gegangen, so auch der deutschbaltische Komponist Alexander Maria Schnabel (1889–1969), der zunächst Klavierschüler von Alexander Staeger war, die Kaiserliche Musikschule in Riga absolvierte und im Ersten Weltkrieg als Soldat in der russischen Armee kämpfte. Nach seinem Studium bei Vītols war er als Korrepetitor an der

Lettischen Nationaloper, als Klavierlehrer, Autor und Vorstandsmitglied in mehreren Organisationen des deutschbaltischen Musiklebens tätig, wie „Musikerverband“ und „Deutschbaltischer Musiklehrerverband“. Schnabel war auch der Organisator der Konzerte im Schwarzhäuptersaal. In seinem Haus in der Krišjānis-Barons-Str. 19 empfing er die deutschen Künstler, welche in Riga gastierten. Schnabel genoss hohes Ansehen als Komponist in Lettland und Deutschland. Das Streichquartett des Lettischen Konservatoriums brachte 1925 Schnabels Klavierquintett mit dem Komponisten am Flügel zur Uraufführung. Der lettische Dirigent Teodors Reiters (1884–1956) führte Schnabels Tanzdrama „Der Aufruhr“ in der Oper auf. Der hochbegabte Komponist wurde von russischer und lettischer Musik inspiriert; in seiner zweiten Klaviersonate taucht der Begriff „livländische Tonart“ auf, vielleicht als Reverenz an Wagner. Mit der Umsiedlung verlor Schnabel den heimatlichen Nährboden, seine künstlerische Produktivität ließ nach und versiegte schließlich gänzlich.

Manche Deutschbalten sympathisierten mit den nationalen Bestrebungen der lettischen Intelligenz, die meisten jedoch verhielten sich distanziert oder ablehnend. So gelang es nicht, Ādams Ores' 1902 vollendete Oper „Gunda“ über die Geschichte von der Gefangenschaft des Richard Löwenherz auf den deutschen Text von Baron Alexander von Freytag-Loringhoven (1849–1904) im Deutschen Stadttheater aufzuführen, obwohl die Oper in Reval, St. Petersburg, Wien, Berlin, Leipzig usw. erfolgreich gespielt wurde. Manche der am Ende des 19. Jahrhunderts geborenen deutschbaltischen Komponisten wie Gerhard von Keußler (1874–1949), Emil Mattiesen (1875–1939), Oscar Pander (1881–1968), Walter Freymann (1886–1945), Gerhard von Westermann (1894–1963) oder Eduard Erdmann (1896–1958) konnten ihre Begabung nach dem Verlassen ihrer Heimat nur begrenzt entfalten. Gelegentlich klingen Reminiszenzen an die alte Heimat auf wie z.B. in der „Suite nach russischen und lettischen Volksweisen“ von Pander oder der Kantate „Aus baltischen Landen“ von Westermann.

In der Zeit der ersten Lettischen Republik konnten sich die Deutschbalten von 1918 bis zur Umsiedlung 1939 auf Grundlage des Gesetzes über die Schulautonomie der Minderheiten (1919) in ihrer neuen Rolle als kulturelle Minderheit durchaus behaupten. In der Oper, in den Orchestern, im Lehrkörper und in der Schülerschaft des Konservatoriums fanden sich viele deutsche Namen. Die deutschbaltischen Verbände leisteten einen Beitrag zum Kulturleben der lettischen Hauptstadt. Dem Deutschen Sängerbund in Lettland wurde der Beitritt zum Deutschen Sängerbund ermöglicht. Auch alteingesessene

Einrichtungen wie das 1864 von Siegert gegründete erste Musikinstitut in Riga blieben erhalten. Riga bot nach wie vor ein Podium für Künstler von nah und fern. Die blühende Musikkultur des 19. Jahrhunderts wurde in neuen gesellschaftlichen Strukturen fortgeführt. Die Situation änderte sich mit dem Ende des Jahres 1939. Seit Wiederherstellung der Republik Lettland 1990/91 beginnt man, sich der historischen Vergangenheit bewusst zu werden; aber es wird noch Mühe bereiten, diese objektiv aufzuarbeiten, für die Gegenwart nutzbar zu machen und für die Zukunft zu bewahren.

Die lettische Kunst in den 20er und 30er Jahren. Die lettische Malerei, die lettische Kunstakademie und die Rigaer Künstlergruppe

von Māris Brancis

Die historische Tatsache, dass sich am 18. November 1918 ein unabhängiger Staat Lettland konstituierte, ist eine logische Folge des Kampfes, den das Volk lange Jahrhunderte geführt hatte. Nachdem die lettischen Stämme, die diese Region besiedelt hatten, im 13. Jahrhundert die Freiheit verloren hatten, selbstständig auf ihrem Territorium an der Ostseeküste zu leben, entdeckten sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich ihre kulturellen Potenziale: in der Literatur, dann in den schönen Künsten, der Musik und schließlich auch in der Architektur. In den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wetteiferten die Talente der lettischen Kultur mit den Deutschen, Russen, Juden u.a. Aufgrund seiner vorteilhaften geografischen Lage war Lettland immer ein Objekt der Begehrlichkeit seitens der größeren Staaten gewesen. Deutsche, Russen, Schweden, Polen und andere zogen durch das Land und hinterließen bleibende Einflüsse im Vermächtnis des „lettischen Geistes“. Sie fanden ihren Ausdruck auch in der professionellen Kultur, so dass die Behauptung gerechtfertigt erscheint, die Letten hätten die Kultur anderer Völker akkumuliert, sich und ihrer Mentalität angepasst und damit ihre eigene, neu zu schaffende Kultur bereichert, darunter auch die bildende Kunst, die das Thema dieser Abhandlung ist, genauer gesagt die Malerei.

In der Volkskultur nahm die Malerei nur wenig Raum ein. Sie hatte mehr dekorative Funktion, verzierte beispielsweise Aussteuertruhen und Schränke, seltener Wände mit verschiedenen Mustern und Ornamenten. Deshalb gingen die ersten Maler bei deutschen und russischen Meistern in die Lehre.

Von einer lettischen Kunstschule können wir bis zum Jahre 1909 nicht sprechen, als die Leitung der Kunstschule der Stadt Riga von dem damals auch schon in Europa anerkannten Maler, dem Landschaftsmaler Vilhelms Purvītis (1872–1945) übernommen wurde (Abb. 1). Diese Kunstschule war bis dahin eine typische Lehranstalt für wohlhabende junge deutsche Damen gewesen, die für Letten nur schwer zugänglich war. In Purvītis' Zeit änderte sich diese rasch

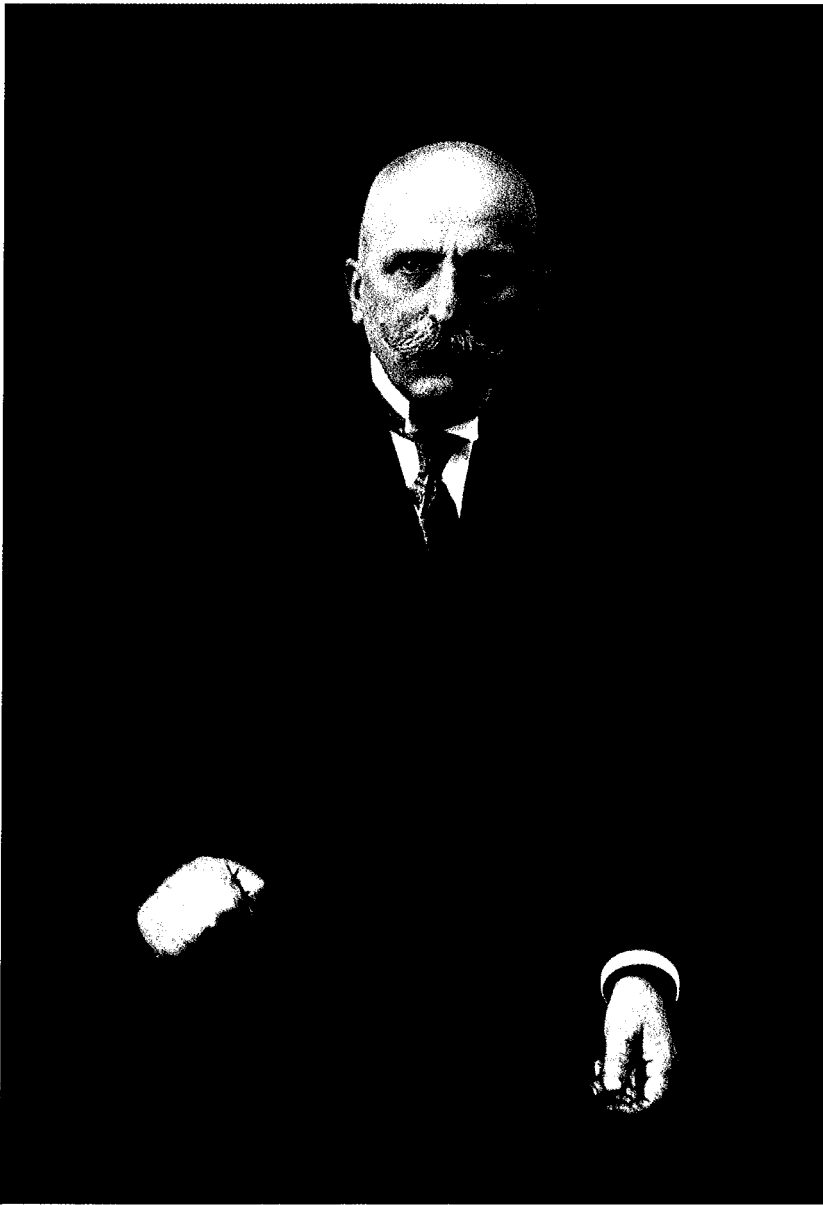


Abb. 1: Porträt von Vilhelms Purvītis. 30er Jahre. Fotoreproduktion von Māra Brašmane, Rīga

(Abb. 2).¹ Eine Senkung der Unterrichtsgebühr gab auch Kindern weniger begüterter Eltern die Möglichkeit, hier aufgenommen zu werden. Als man die weniger befähigten Pädagogen und schöpferisch weniger talentierten Künstler durch begabte ersetzte sowie die Anforderungen im Bereich der Aneignung künstlerischer Grundlagen erhöhte und das Lehrprogramm erweiterte, wuchs in Kürze das Prestige der Kunstschule der Stadt Riga auch in den Augen der St. Petersburger Kunstakademie, der die Schule unterstellt war.

Purvītis' Pläne waren weitreichend: Er wollte die Schule zur hochrangigsten Lehranstalt für Kunst im Baltikum umgestalten und erreichte, dass die Stadt Riga Geld und Boden für die Errichtung eines neuen Gebäudes bereitstellte, während die St. Petersburger Kunstakademie sich bereit erklärte, die Kunstschule der Stadt Riga in eine Akademie umzuwandeln. Leider wurden alle Pläne durch den Ersten Weltkrieg vereitelt.

Dennoch konnte die Gründung einer Kunstakademie verwirklicht werden. Zu Beginn des Jahres 1919, in den Monaten des bolschewistischen Sowjetletland, gab das Bildungskommissariat die Eröffnung einer „Proletarischen Kunstwerkstatt“ bekannt. Sie nahm zwar ihre Tätigkeit nie auf, doch nach der Beseitigung der kommunistischen Macht gründete die Provisorische Regierung Lettlands am 20. August 1919 die lettische Kunstakademie und setzte als ihren Organisator und Leiter die größte nationale Autorität ein, den Akademiker Vilhelms Purvītis. Die Eröffnung der Akademie verzögerte sich aufgrund von Raummangel und konnte erst am 12. Oktober 1921 stattfinden.

Bis 1932, als sich das Budget der Akademie merklich verringerte, war der gesamte Lehrbetrieb in zwei Teile aufgeteilt. Zuerst mussten sich die Schüler in vier allgemeinen Klassen (Ornament-, Kopf-, Porträt-, Figuren- und Aktzeichnung und -malerei) professionell vorbereiten, um danach eine von sieben Meisterwerkstätten (Landschafts-, figurale oder dekorative Malerei, Grafik, Bildhauerei, angewandte Bildhauerei oder Keramik) auszuwählen, die mit einer Diplomarbeit abgeschlossen werden musste. Die Tatsache, dass auch Schüler, die über keinen Gymnasialabschluss verfügten (allerdings musste man innerhalb der Studienzeit einen Mittelschulkursus bewältigen), in die Akademie aufgenommen werden konnten, dass es keinen festen Zeit-

¹ Als Purvītis die Leitung der Kunstschule übernahm, studierte an ihr nur ein Lette, fünf Jahre später jedoch machten die Letten bereits zwei Drittel aus. Vgl. A. Brasliņa, Vilhelms Purvītis un Latvijas Mākslas akadēmija (Vilhelms Purvītis und die lettische Kunstakademie), in: Vilhelms Purvītis. 1872–1945. Katalog (Vilhelms Purvītis. 1872–1945. Katalog). Rīga 2000, S. 87.

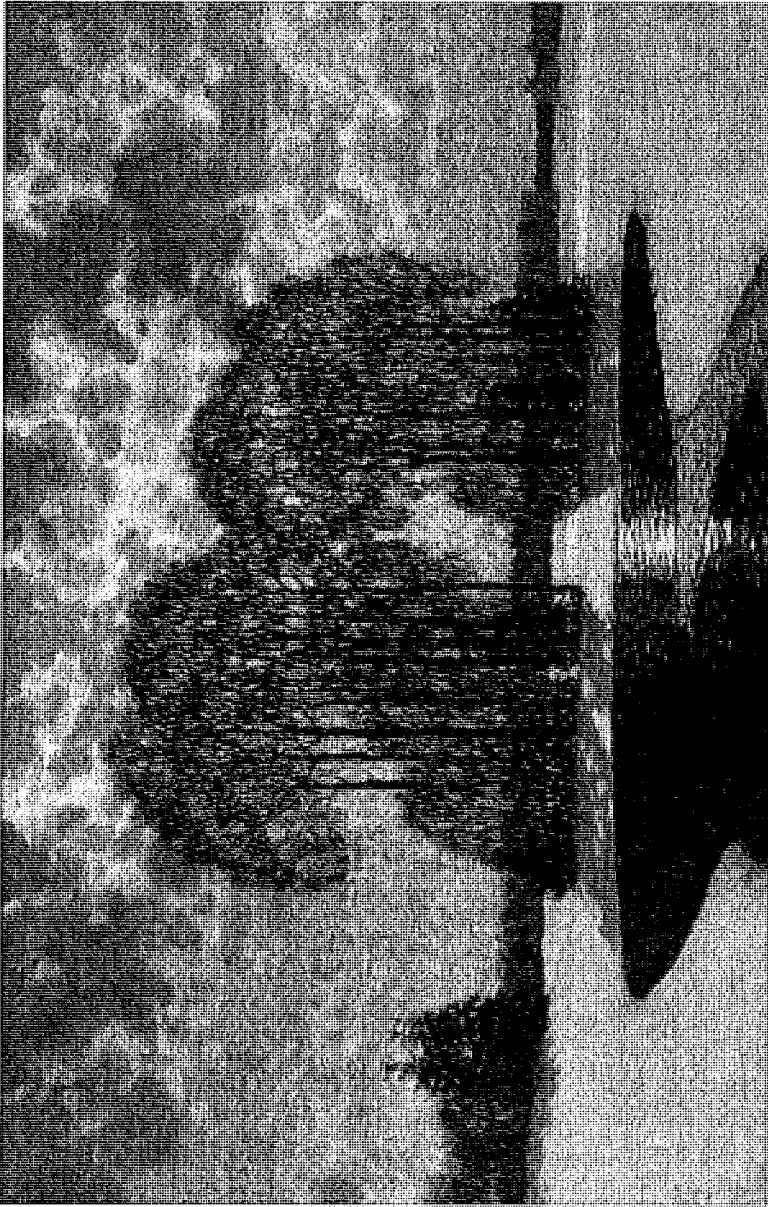


Abb. 2: Vilhelms Purvītis, Ziema (Winter). Um 1912. Fotoreproduktion von Māra Brašmane, Rīga

punkt gab, zu dem man die Akademie beendet haben musste, und dass erfolgreiche und bedürftige Studenten ein Stipendium und andere Erleichterungen erhalten konnten, begünstigte den Zustrom junger Menschen auch aus der Provinz. Gerade darauf waren die Studierenden und das Personal der lettische Kunstakademie und insbesondere Purvītis stolz, da auf diese Art und Weise talentierte Künstler aus allen gesellschaftlichen Gruppen – auch aus der Arbeiterklasse, aber v.a. aus dem Bauern- und dem unermögenden Handwerkerstand – in die lettische Kunst gelangten. Offensichtlich bestimmte dies in großem Maße die Vitalität der lettischen Kunst in den darauf folgenden Jahren, als sie sehr große Anerkennung in ganz Europa erfuhr. Kunstrichtungen wie in Frankreich, Italien und Deutschland fanden in ihr keinen Platz. Bis zu dieser Anerkennung war der Weg der lettischen Kunst sehr dornig und ziemlich gewunden.

Ihre Besonderheiten werden nicht nur durch die Mentalität und die Lebensphilosophie des Volkes bestimmt, sondern auch durch die geografische Lage Lettlands. Dort stoßen Ost und West zusammen, vertreten durch die russische Kultur und durch die Deutschen, die diesen Ort jahrhundertlang beherrschten und das gehobene Kulturleben bestimmten; durch ihre Vermittlung gelangte Kunst aus ganz Europa in diesen Raum. Die ersten professionellen Künstler hatten bis zum Ersten Weltkrieg ihre Ausbildung in St. Petersburg erhalten. Somit entwickelte sich die lettische Malerei hauptsächlich in den Bahnen des Realismus, wobei man diesen durch Formenbildung und Inhalte des Impressionismus, Pointillismus, Jugendstil und teilweise auch des Symbolismus belebte. Vorläufig gingen die Richtungen des westeuropäischen Modernismus an Lettland vorbei. Für die lettische Kunst waren dies Lehrjahre, obwohl Purvītis bereits in den Jahren 1900–1902 die Anerkennung der europäischen Kunstzentren errungen und mehrere Auszeichnungen für die Darstellung von schmelzendem Schnee erhalten hatte.

Jedweder Krieg lässt das gewohnte Leben entgleisen, bringt tragische Veränderungen, auch im geistigen Leben und in der Kultur. Der Erste Weltkrieg zerstörte die alten, traditionsreichen Kulturwerte. Dieser Krieg versprengte das lettische Volk über ganz Europa, vor allem nach Russland, doch war es ebenfalls der Krieg, der den verhältnismäßig engen Raum der Letten erweiterte und einen frischeren Wind „aus der Welt“ brachte.

Eine Art Riss in der insgesamt einheitlichen Landschaft der lettischen Malerei zeigte sich bereits im Jahre 1910, als mehrere Ausstellungen in Riga angehende Künstler mit den moderneren Tenden-

zen der europäischen Kunst, ihren Richtungen und angesehensten Vertretern, den Fauves H. Matisse und K. van Dongen sowie den Malern der Gruppe Nabis, M. Denis, P. Bonnard und E. Vuillard, bekannt machten. Sogar durch das künstlerische Schaffen W. Kandinskys wurde das Interesse der Jugend für die modernen Erscheinungen in der Malerei geweckt. Nichtsdestoweniger waren damals spürbare Folgen so gut wie gar nicht zu verzeichnen.

Jedoch lernte in den Kriegsjahren ein Teil der angehenden lettischen Künstler in den Moskauer Privatsammlungen von I. Morozov und S. Šeukin die Werke von P. Cézanne, H. Matisse und A. Derain und zudem die neuesten Tendenzen in der russischen Kunst kennen. Dies ermunterte sie, ihre künstlerische Sprache zu verändern. Gleichzeitig ist in den Bildern der lettischen Generation aus der Kriegszeit eine Synthese und Vereinfachung der Formen, Lakonismus, Expression, Vereinfachung der Farbpalette und Betonung von Linie und Fläche zu bemerken. Dieser künstlerische Ausdruck entsprach vorzüglich den Themen, denen sie sich zuwandten: der Dramatik der lettischen Kriegsflüchtlinge und der Tragik des Soldatenlebens auf dem Schlachtfeld.

Parallel zu dem Zeitpunkt, an dem Lettland seine staatliche Unabhängigkeit errang, präsentierte sich das Gesamtbild der lettischen Kunst nicht mehr so harmonisch und homogen, wie es sich in der Vorkriegszeit dargestellt hatte. Ein Teil der Künstler führte den Weg des traditionellen Realismus fort (Abb. 3), andere brachten Strömungen der modernen Zeit aus Westeuropa, hauptsächlich aus Frankreich, ein.

Die für die Etablierung der Richtungen des 20. Jahrhunderts wichtigsten Künstler in der lettischen Malerei bildete eine kleine Gruppe ehemaliger Schüler der Kunstschule der Stadt Riga, die sich um ihren Kollegen Jāzeps Grosvalds (1891–1920) scharten. Er hatte eine Zeit lang Studien in Paris betrieben und die neuere französische Kunst kennen gelernt. In ihr sahen die jungen Leute den für sie und die lettische Kunst insgesamt gangbaren Weg, um die moderne Zeit auszudrücken und sich an die Seite der größeren europäischen Kulturvölker zu stellen. Die jungen Männer bildeten anfangs einen intimen Kreis von Gesinnungsgenossen namens „Die grüne Blume“, später, im Jahre 1919, nannte er sich „Expressionistengruppe“, und 1920 wurde diese dann auf ihrer ersten Ausstellung in „Rigaer Künstlergruppe“ umbenannt. Sie war faktisch eine geschlossene Gesellschaft Gleichaltriger.

Die Mitglieder dieser Gruppe, Romans Suta (1896–1944), Otto Skulme (1889–1967) (Abb. 4), Valdemārs Tone (1892–1958), Leo

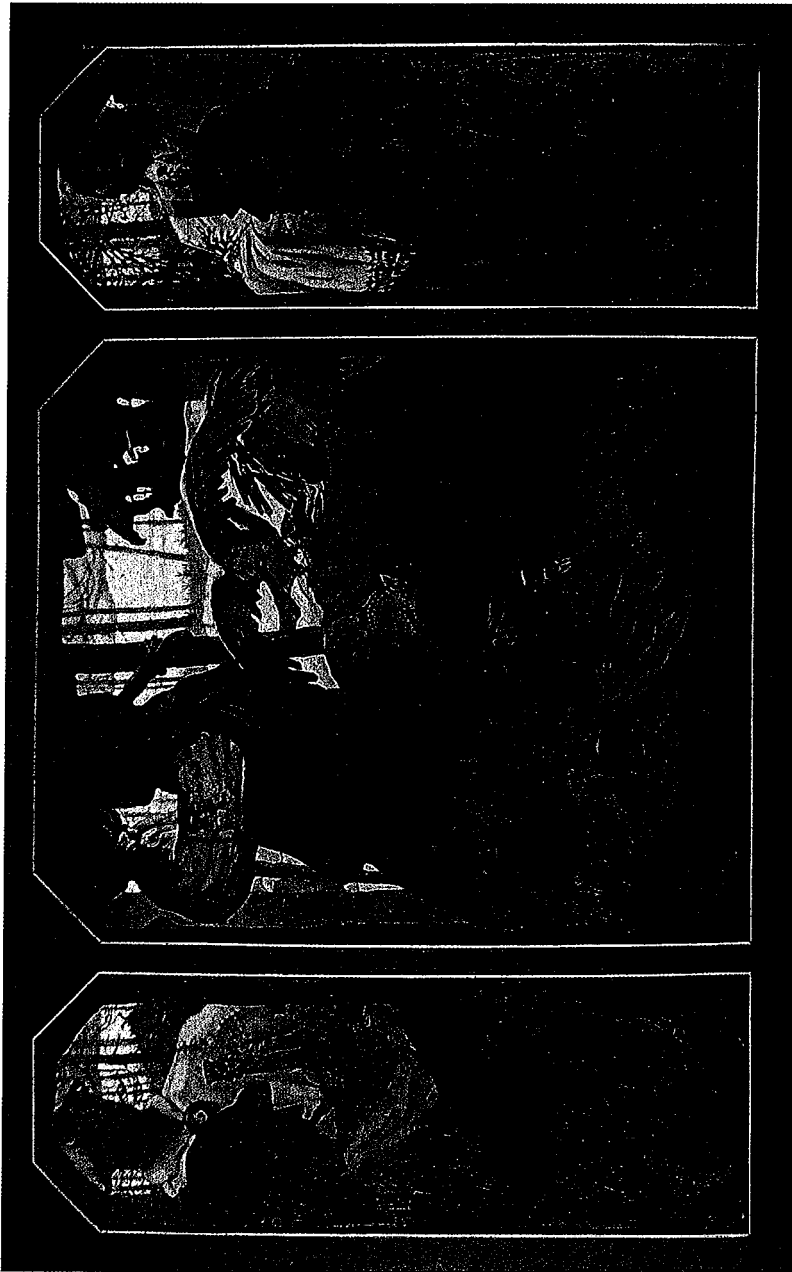


Abb. 3: Augusts Annus, Lejaskurzemē (In Niederkurland), 1924. Fotoreproduktion von Māra Brašmane, Rīga

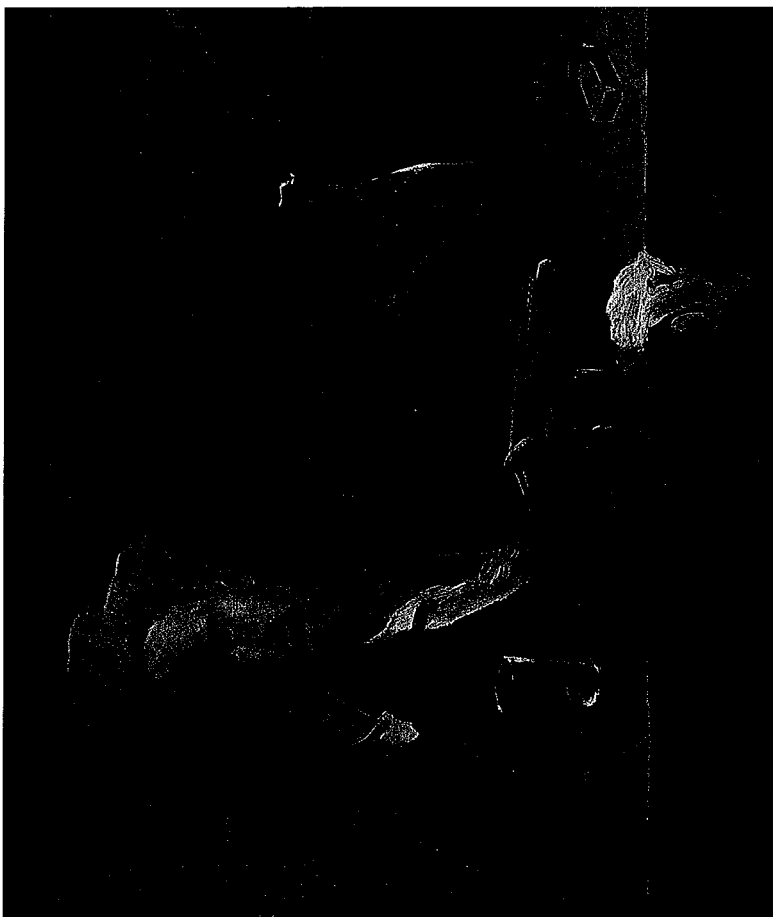


Abb. 4: Otto Skulme, Kroga muzikants (Der Kneipenmusikant). 1928. Fotoreproduktion von Māra Brašmane, Rīga

Svemps (1897–1975) (Abb. 5), Konrāds Ubāns (1893–1981) (Abb. 6) und andere, lernten vom französischen Kubismus, Purismus, Konstruktivismus. In keinem ihrer Werke ist jedoch anbetungsvolle, unkritische Nachahmung anzutreffen. Man kann sogar behaupten, dass keine dieser Richtungen Priorität bzw. extremen Ausdruck bei den jungen Malern oder in der gesamten lettischen Kunst erhielt: Die Letten waren – zumindest damals – noch viel zu fest mit dem Land verbunden, als dass sie sich einem reinen „l’art pour l’art“ ergeben hätten. Eher war dies eine Schule zur Aneignung professioneller Meisterschaft: Sie untersuchten die neuen Handgriffe der Kompositionsgestaltung, den Ausdruck der Farbensprache, die Rhythmik der Linien und Flächen. Dies waren Forschungen zu den Ausdrucksmöglichkeiten für die persönlichen Emotionen. Nach Meinung des Kunstwissenschaftlers Jānis Siliņš (1896–1991) gaben die Begeisterung für abstrakte und formale Kunst und die Suche nach dem freien Ausdruck diesen Künstlern (und faktisch auch vielen anderen) „neue Anregungen mit auf den Weg, indem sie die künstlerischen Aufgaben von den Elementen eines ‚Laboratoriums‘ auf die Erfahrung der Wirklichkeit, auf den Weg zu einer persönlichen Sprache richteten.“²

Nichtsdestoweniger rief die Tätigkeit der „Rigaer Künstlergruppe“ eine scharfe Gegenreaktion seitens der traditionell denkenden Autoren und Betrachter hervor. Es gab sogar einen Skandal: Eine Gruppe akademisch gebildeter Künstler organisierte gemeinsam mit einigen jungen Leuten eine Ausstellung von modernistischen Karikaturen und einen Diskussionsabend, an dem man sich bemühte aufzudecken, wie schnell diese Kunst entstand, ohne große Anstrengung und professionelles Verständnis der handwerklichen Fertigkeiten zu fordern. In der lettischen Kunst erhielt dieser Exzess den Namen „Bumbismus“ bzw. „Kasparsoniade“.

Die Konfrontation der beiden Seiten dauerte fünf Jahre, bis zur Mitte der 20er Jahre (1920–1925), als sich die „Rigaer Künstlergruppe“ allmählich von der Ausdrucksart des Modernismus lossagte und der Darstellung der Wirklichkeit zuwandte. Die Traditionalisten wiederum modernisierten ihr Arsenal des künstlerischen Ausdrucks. Es stimmt allerdings, dass die Erfahrung des Modernismus der „Rigaer Künstlergruppe“ half, zu einer persönlichen schöpferischen Freiheit, zu einer Betonung des emotionalen Erlebnisses, zu einer Aufwertung der malerischen Sprache im Bild gegenüber dem Sujet und zur tonalen

² J. Siliņš, *Latvijas māksla: 1915–1940* (Lettische Kunst: 1915–1940). Bd. 1, Stockholm 1988, S. 80.



Abb. 5: Leo Svemps, Klusā daba ar hortenzijām (Stilleben mit Hortensien). 1924.
Fotoreproduktion von Māra Brašmane, Rīga

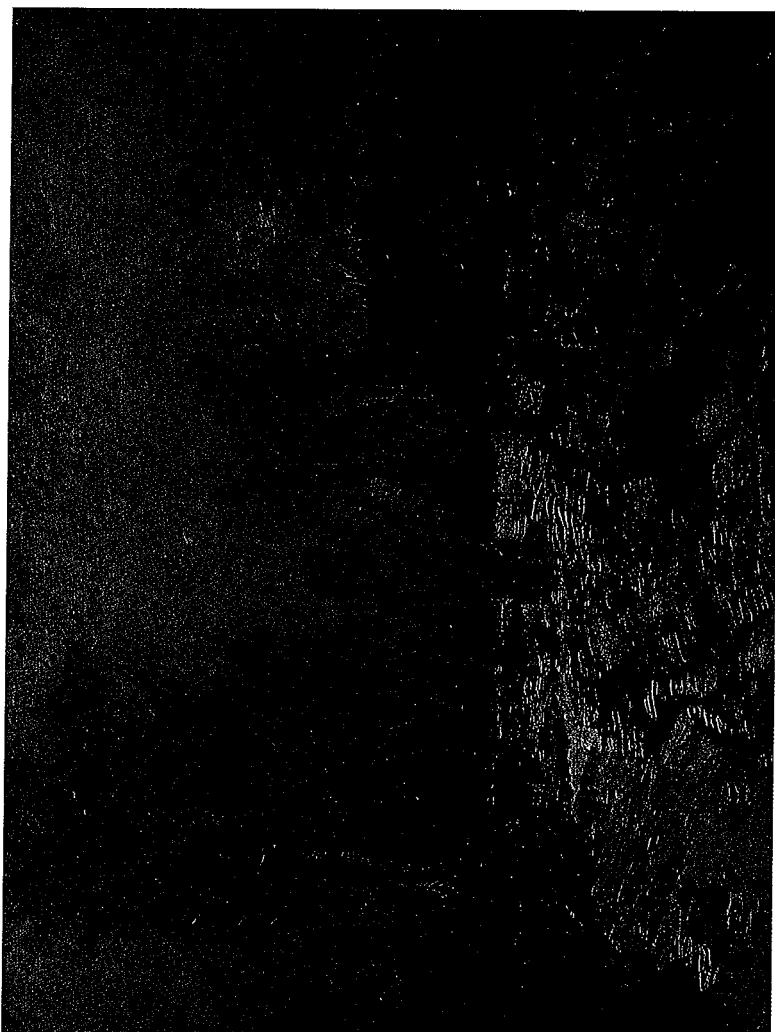


Abb. 6: Konrāds Ubāns, *Pedējais sniegs (Der letzte Schnee)*. 1942. Fotoreproduktion von Māra Brašmane, Rīga

Malerei zu gelangen, die zu der eigentümlichen Visitenkarte der lettischen Kunst wurde.

Eine kurze Zeit begeisterten sich ein Teil der „Rigaer Künstlergruppe“ und einzelne Maler für die Neue Sachlichkeit, für den Neoklassizismus, auch in der Malerei zeigten sich mehr oder weniger überzeugende Beispiele des Art Déco, bis eine neue Welle des Enthusiasmus heranrollte. Deren Grundlage war eine Ausstellung belgischer Kunst im Jahre 1927 und eine 1932 erworbene belgische Kunstsammlung, die eine Zunahme grellerer, dekorativerer Farben in der tonal feinen, aber etwas dunklen Malerei der vorangegangenen Jahre inspirierte.

Infolge aller dieser Peripetien entstand die nationale Malerei, mit der in den 20er und 30er Jahren die näheren und weiter entfernten Länder bekannt gemacht wurden: Schweden (1927), Norwegen (1933), Sowjetrußland (1934), Estland (1936), Litauen (1937), Polen (1937), Frankreich (1939), England (1939) und andere. Sie erhielt große Anerkennung und rief in den Kritiken Verwunderung über die neue Malerei eines so kleinen Staates hervor.

In den 20er und 30er Jahren hatte in der lettischen Malerei die Landschaft den Weg an die Spitze gefunden, populär waren auch die Sujets Stilleben, Akt, Porträt und Genremalerei. In der Landschaftsmalerei dominierten zwei Hauptlinien. Vilhelms Purvītis und seine Schüler schufen ein innerlich majestätisches, verallgemeinertes Abbild der heimatlichen Natur, während sich Konrāds Ubāns lyrisch-romantischen, tonal verfeinerten Bildern einfacher, manchmal sogar unbedeutender Naturansichten im Pleinair-Stil zuwandte. Einer der überzeugendsten Meister des Stillebens war Leo Svemps, der wenig aristokratische Gegenstände mit Blumensträußen abbildete. Die Bandbreite der Porträts war verhältnismäßig groß, von intimen Bildnissen bis zu salonartig repräsentativen Darstellungen von Menschen. Im Bereich der Genremalerei arbeitete Jānis Liepiņš (1894–1964) (Abb. 7), der sich hauptsächlich der Darstellung von Fischern und auch des Fischerlebens zugewandt hatte. Er bediente sich eines tonalen Satzes schwerer Farben mit grellen Akzenten in Rot, Grün, Blau oder Gelb und einer expressiven Farbauflage. Hingegen waren es Szenen aus dem bäuerlichen Leben (die Landwirtschaft war der wichtigste Produktionsbereich im Lettland der 20er und 30er Jahre), die in der Malerei nach dem Umsturz durch Kārlis Ulmanis am 15. Mai 1934 besonders bedeutsam wurden, als sich in Lettland ein autoritäres Regime etablierte.



Abb. 7: Jānis Liepiņš, Krogus skats (Kneipenansicht). 1929. Fotoreproduktion von Māra Brašmane, Rīga

Der Staat unterstützte die kulturelle Entwicklung in Lettland finanziell, darunter auch die bildenden Künste insgesamt und die Malerei im Besonderen. Er sorgte dafür, dass das Leben des Volkes und seine Geschichte in der Kunst reflektiert wurden. Deshalb blühte in jener Zeit das historische Genre, das von der Staatsgründung, den Freiheitskämpfen und der Unabhängigkeit erzählte, mit neuer Kraft auf. Nicht selten entstanden Werke, welche die lettische Frühgeschichte idealisierten (Abb. 8).

Gleichzeitig wurden alle Künstlergruppen, die sich in den vorangegangenen Jahren organisiert hatten, zu einer einzigen vereinigt, der „Lettischen Gesellschaft für bildende Kunst“, in der die einzelnen Vereinigungen wie die „Rigaer Künstlergruppe“, der Verein unabhängiger Künstler, „Radigars“ und andere Sektionen bildeten. Die gesamte neue Gesellschaft war jedoch unter der Aufsicht der Lettischen Literatur- und Kunstkommission tätig, die deren rechtliches, wirtschaftliches und teilweise auch künstlerisches Leben leitete.

Im August 1939 entschieden zwei Großmächte das Schicksal der Unabhängigkeit Lettlands und der anderen baltischen Staaten: Deutschland und die Sowjetunion. Am 17. Juni 1940 besetzte die sowjetische Rote Armee Lettland. Mit dem Verlust der Souveränität geriet auch die Kunst Lettlands in den darauf folgenden 50 Jahren unter die Kontrolle der Besatzungsmächte.

20 Jahre sind in der Kunst eine allzu kurze Zeitspanne, doch vermochte die lettische Kunst in ihrem Verlauf ihre eigene nationale Malerei, Bildhauerei, Grafik und angewandte Kunst auszubilden. Wie sehr die sowjetische Besatzung, besonders in den Jahren des stalinistischen Terrors, diese auch vernichten wollte, so war sie doch zu stark, als dass man sie hätte völlig beseitigen können. Die innere Freiheit eines schöpferischen Menschen lässt sich nicht herausreißen wie ein Unkraut auf dem Felde, sie findet immer einen Spalt, durch den frische Luft hereinströmt.

Aus dem Lettischen übersetzt von Sabine Jordan, Münster

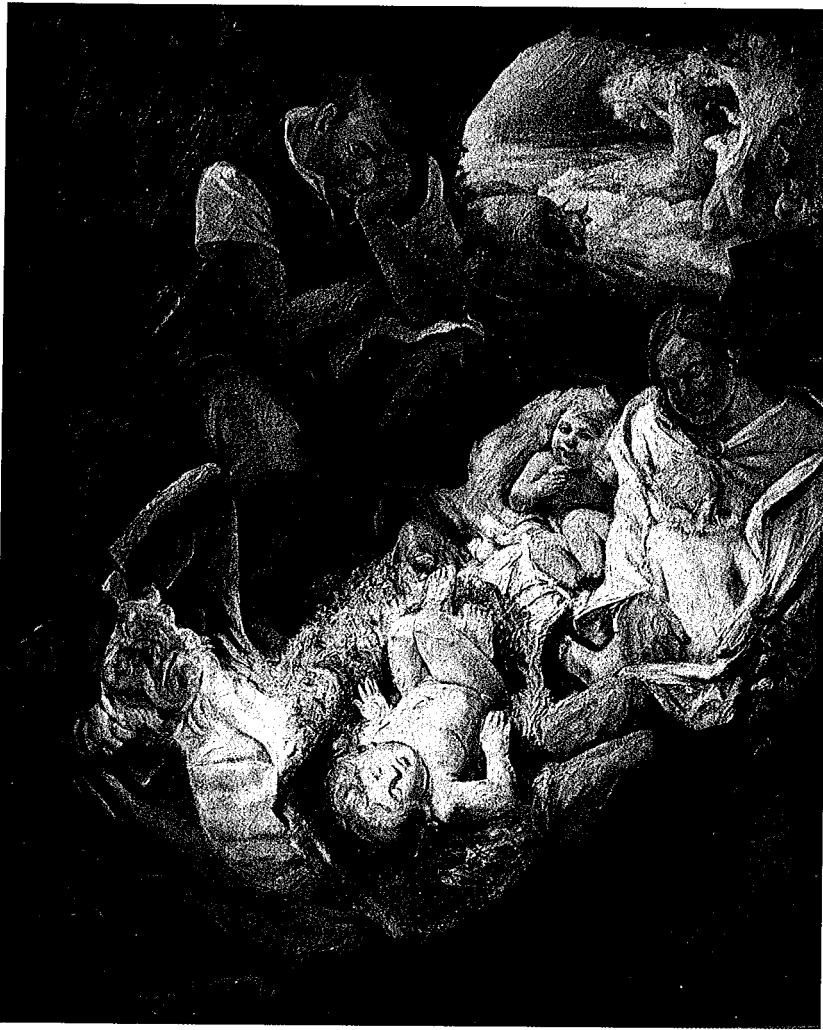


Abb. 8: Jēkabs Strazdiņš, Diendusa (Mittagsschlaf). 1939. Fotoreproduktion von Māra Brašmane, Riga

Vertical line of text on the right edge of the page.

Horizontal line of text on the right edge of the page.

Vertical line of text on the right edge of the page.

Vertical line of text on the right edge of the page.

Table with multiple rows and columns, containing illegible text.
Table with multiple rows and columns, containing illegible text.
Table with multiple rows and columns, containing illegible text.
Table with multiple rows and columns, containing illegible text.

Das Herz auf dem Trottoir – Aleksandrs Čaks und Riga

von Magdalene Huelmann

Aleksandrs Čadarainis – als Schriftsteller unter dem Namen Aleksandrs Čaks berühmt geworden – wurde am 27. Oktober 1901 in Riga geboren. Durch den Ersten Weltkrieg geriet er bereits als Schüler nach Russland. Dort nahm er auch ein Studium auf und hatte Gelegenheit, sich mit den aktuellen literarischen Strömungen der Futuristen und Imaginisten vertraut zu machen. Sieben Jahre später kehrte er nach Lettland zurück, wo er seinen Lebensunterhalt u.a. als Lehrer und Angestellter in einer Sparkasse verdiente. Nach anfänglicher Begeisterung für den Kommunismus – er war Mitglied der Kommunistischen Partei in Russland – verlor sich sein politisches Interesse. Nachdem er zunächst das Missfallen der Konservativen erregt hatte, wurde ihm nun seine apolitische Haltung, sein mangelnder Sowjetpatriotismus zum Verhängnis. Die öffentliche Kritik und der stalinistische Terror Ende der 40er Jahre zermürbten ihn so weit, dass er sich dem Diktat des Sozialistischen Realismus unterwerfen musste. Sein früher Tod am 8. Februar 1951 ersparte ihm wohl das Schicksal, das danach stellvertretend seine Lebensgefährtin Milda Grīnfelde ereilte – die Verhaftung und Verbannung nach Sibirien.

Vor allem aufgrund seiner frühen Dichtung wurde Čaks als Provokateur empfunden, der die traditionellen Werte der Gesellschaft verhöhnte. Seine Lyrik rief zu seinen Lebzeiten heftige Reaktionen der Leserschaft hervor. Die Schriftstellergruppe „Trauksme“ („Alarm“), zu deren führenden Köpfen er zählte, hatte sich dem so genannten „Präsentismus“ verschrieben. Zu ihren Forderungen gehörte das Aufgreifen zeitgenössischer Ideen, eine bewusste Einheit von Inhalt und Form und eine sparsame Verwendung von Ausdrucksmitteln.¹ Radikal lehnten sie fast alle im damaligen Lettland vertretenen literarischen Strömungen ab. Die Diskussion darüber, welche Richtung die Dichtung nehmen sollte, wurde kontrovers und polemisch geführt. Im Kreuzfeuer der Kritik stand besonders Aleksandrs Čaks, der zeitge-

¹ Vgl. hierzu das im ersten Heft der Zeitschrift „Trauksme“ publizierte programmatische Manifest „Mēs esam“ („Wir sind“): Trauksme 1 (November 1928), S. 1ff.; Nachdruck in: Latviešu literatūras kritika. Rakstu kopojums (Lettische Literaturkritik. Schriftensammlung). Bd. 4/2, Rīga 1960, S. 319f.

nössische Erscheinungen in aktueller Form thematisierte. Seine Motive und Sujets stießen genau wie die formale Gestaltung seiner Gedichte auf erbitterten Widerstand, denn die Helden seiner Gedichte entsprachen nicht dem allgemein akzeptierten Kanon, in einem fort wurden Tabus gebrochen und die Leser fühlten sich schockiert.²

Außerdem, und das dürfte vielen vordergründigen Vorwürfen in Wahrheit zugrunde liegen, galt Čaks als politisch unzuverlässig. Für A. Upīts ist dieser Gesichtspunkt so schwerwiegend, dass er die anderen Mitglieder der „Trauksme“-Gruppe davor warnte, sich „in den Wirrwarr der bürgerlichen Dekadenz“ hineinziehen zu lassen.³

So tendenziös und abschätzig die Gegenspieler sich auch über die Lyrik von Aleksandrs Čaks äußerten, so sehr sie auch das Neue in seinen Gedichten verdammten – ihn nicht zur Kenntnis zu nehmen war unmöglich. Dass Čaks in die lettische Literaturgeschichte eingegangen ist, beruht nicht nur auf seiner formalen Meisterschaft, sondern auch auf einem ganz spezifischen inhaltlichen Teilaspekt seines Schaffens – dem Thema „Stadt“. Einige seiner frühen Gedichtausgaben sind fast gänzlich um dieses Thema gruppiert, wobei „Stadt“ als Synonym für die Großstadt Riga zu verstehen ist. Der technische Fortschritt und seine Auswirkungen auf den Menschen nehmen in seinem Schaffen breiten Raum ein. Čaks zeigt sich gleichermaßen fasziniert von allem, was auf gesellschaftlicher und kultureller Ebene neu ist. Seine Perspektive ist die des „kleinen Mannes“, des in finanziellen Schwierigkeiten lebenden Dichters, der keinen Zugang zur etablierten Gesellschaft hat und sein soziales Umfeld bei den Unterprivilegierten bzw. den von der Gesellschaft Verstoßenen findet.

Der Dichter selbst reflektiert seine Themenauswahl, die zu seiner Zeit einer Kette von Tabubrüchen gleichkam. Im Gedicht „Atbilde“ („Antwort“)⁴ verwahrt er sich gegen die Forderung der konservativen

² Eine Vorstellung vom Grad der Empörung erhält man bei der Lektüre der moralinsauren Tiraden seines Schriftstellerkollegen K. Dzīleja in dessen Artikel über „Neger, Chinesen, Straßenmädchen und Präsentisten“. – Vgl. K. Dzīleja, *Par nēģeriem, ķīniešiem, ielasmeitām un prezentistiem*, in: *Signāls* (1929), Nr. 3/11, S. 80-84; Nachdruck in: *Kritika* (wie Anm. 1), S. 331-335.

³ Vgl. A. Upīts, *Literāriskas ekskursijas. – Trauksminieki* (Literarische Exkursionen. – Die Ungestümen). In diesem Artikel heißt es: „Trauksminiekiem bez kavēšanās jāpārtrauj tā pavada, kas viņus taisās ievilkta pilsoniskās dekadences jūklī, ...“ („Die Ungestümen müssen unverzüglich die Zügel zerreißen, die sie in den Wirrwarr der bürgerlichen Dekadenz hineinziehen drohen, ...“), in: *Domas 2* (Februar 1930), S. 144f.; Nachdruck in: *Kritika* (wie Anm. 1), S. 335-338. – Hier auch weitere Texte aus der Polemik um die Gruppe „Trauksme“, ebenso in: Aleksandrs Čaks, *Kopotī raksti 6 sējumos* (Gesammelte Werke in sechs Bänden). Bd. 3, Rīga 1994.

⁴ Aleksandrs Čaks, *Raksti* (Werke). Bd. 1, Rīga 1971, S. 489ff.

Literaten – von ihm ironisch „die Klugen“ genannt –, er solle mehr über ewige Dinge dichten anstatt über Trinker, Diebe und Hooligans, über Mädchen, die sich schon mit 17 Jahren an jeden Mann heranzumachen. Čaks vertritt die Haltung, dass seine Dichtung nur die Erlebnisse und Erscheinungen widerspiegeln könne, die er aus eigener Anschauung kenne und die sein alltägliches Umfeld ausmachen würden. Gegen seine Gegner erhebt er den Vorwurf der Unaufrichtigkeit und Scheinheiligkeit, denn das wirkliche Leben in der Großstadt Riga sei auf nichts weniger ausgerichtet als auf die Ewigkeit. Im Gegenteil: Kurzlebigkeit bestimme den Alltag, und der Alltag des Menschen wiederum bestimme die Dichtung. In Čaks' Lyrik hat niemand Zeit für kontemplative Muße; niemand verspürt die Neigung, sich in ein Museum zu begeben und sich in die Betrachtung eines Gemäldes zu vertiefen. Nicht die hohe Kunst der klassischen Malerei fesselt den Betrachter, sondern die allgegenwärtige Reklame, die einem jeden zugänglich ist, oder besser gesagt, die sich einem jeden aufdrängt. Folgerichtig werden z.B. Aushängeschilder von Geschäften zum Motiv wie im Gedicht „Izkārtnes“ („Aushängeschilder“): „Oh, die bunten Aushängeschilder – mein erster Gemäldesalon!“⁵ Der Text „Afišas“ („Anschlagzettel“)⁶ beschreibt Reklameplakate, „farbig und schreiend wie Damenstrümpfe“, die in der Seele des Protagonisten einen so starken Widerhall finden, dass sie mit der Metapher „Sakrament der Stadt“ belegt werden – die blasphemische Überhöhung eines profanen Gegenstandes.

Die althergebrachte Wertung von Kulturgut wird auch im Hinblick auf die Musik auf den Kopf gestellt. Nicht Opernarien bereiten dem Publikum Genuss, sondern die Klänge von Gitarre, Saxophon oder eines altersschwachen Leierkastens: „Seinen Leierkasten, quietschend wie das Alter, dreht der Alte“.⁷ Wenn man sich zu den Texten von Aleksandrs Čaks eine Musik vorzustellen versucht, so hört man auch nicht die Töne, wie sie ein Hirtenjunge seiner Weidenflöte entlockt.⁸ Seine Dichtung ist fern jeder Idylle; ihr Instrument wäre eher die Klarinette oder das Saxophon, ihr Musikstil der amerikanische Blues. Blues als ursprüngliche Musikrichtung der schwarzen, unterprivilegierten urbanen Bevölkerung Amerikas, deren Charakter sich u.a.

⁵ Ebenda, S. 26.

⁶ Ebenda, S. 32.

⁷ „Leijerkastnieks“ („Der Leierkastenmann“), in: Ebenda, S. 69.

⁸ Dieses Bild erscheint im Gedicht „Pilsētas zēns“ („Der Stadtjunge“) als Kontrast zum Stadtjungen, der nur schrill auf den Fingern pfeifen kann. – Vgl. ebenda, S. 19f.

durch „unreine“ Töne auszeichnet. Und so vergnügen sich in Riga blasse Fabrikarbeiterinnen, angestrahlt von blauem und rotem Scheinwerferlicht, auf einem Ball, bei dem Saxophon und Geigen kreischen.⁹ Wenn aber doch ein Werk der so genannten ernsten Musik auftaucht, so wird es durch Verfremdung nach unten relativiert. Das Hohe, Kunstvolle wird durch die Konfrontation mit dem Profanen, Alltäglichen ironisch gebrochen. In „Mans prusaku ansamblis“ („Mein Schabenensemble“)¹⁰ dressiert der Protagonist zwölf Küchenschaben und lässt sie, um seine Freundin aufzuheitern, u.a. ungarische Tänze von Liszt oder Griegs „Åses Tod“ aufführen. Ähnlich unpassend erscheint es, wenn in einer schmutzigen, verkommenen Vorstadtkneipe ein Arbeiter ungeachtet des Protests der übrigen, meist betrunkenen Gäste verlangt, dass ihm für zwei Lat Chopins „Trauermarsch“ gespielt wird.¹¹

Das Theater ist für die bei Čaks auftretenden Figuren eine fremde Welt; Allusionen auf Kinofilme finden sich dagegen mehrfach. Anders als das Theater erreichte das Kino ein breites Publikum und auch die unteren Gesellschaftsschichten. Außerdem konnte der Dichter darauf vertrauen, dass Anspielungen auf populäre Schauspieler und Filmhandlungen als bekannt vorausgesetzt werden durften. Im Gedicht „Kioski“ („Kioske“) heißt es: „Wenn sie ihren Platz neben Laternenpfählen haben, / Sehen sie für mich so aus wie Pat und Patachon“.¹² In „Balāde par manu draudzeni“ („Ballade über meine Freundin“) versucht der Protagonist, ein Mädchen durch verschiedene Vorschläge aus ihrem Liebeskummer zu reißen. Eines der empfohlenen Mittel ist die Flucht in eine Filmwelt, die zu bewerkstelligen ihr die Tagträumerei von einem Schauspieler helfen soll: „Und dann plötzlich / Fällt dir ein / Der berühmte Kinoschauspieler mit dem kleinen Schnurrbärtchen – Nils Asther“.¹³

En vogue sind Jazzlokale;¹⁴ dort tanzt das Publikum den Modetanz Charleston.¹⁵ Alkohol und Zigaretten werden in der Öffentlichkeit konsumiert – sogar von Frauen.¹⁶ Die Frauen pudern und parfümieren

⁹ Ebenda, S. 463.

¹⁰ Ebenda, S. 230-234.

¹¹ „Šopēna sēru maršs krogā“ („Chopins Trauermarsch in der Kneipe“), in: Čaks, *Kopotī raksti* (wie Anm. 3), S. 64f.

¹² Čaks, *Raksti* (wie Anm. 4), S. 24f.

¹³ Ebenda, S. 482f.

¹⁴ Ebenda, S. 133f.

¹⁵ Ebenda, S. 139f.

¹⁶ Ebenda, S. 147f.

sich.¹⁷ Zur aktuellen Kleidermode gehörten z.B. ein kniekurzes Kleid aus Crêpe de Chine¹⁸ oder Lackschuhe von der Firma Feitelsons.¹⁹

Das lyrische Ich der Gedichte ist merkwürdig unbehaust. Selten findet man den Protagonisten an einem Ort vor, den er sein Zuhause nennen würde – er verfügt höchstens über einen Unterschlupf. So heißt es in dem Gedicht „Lieluma ābola kodējs“ („Der in den Apfel der Größe beißt“):²⁰ „Ich habe kein eigenes Zimmer, / keine Arbeit, keine Geliebte“. Die Unbehaustheit auf der materiellen Ebene findet ihre Parallele im Fehlen einer menschlichen Zuflucht in der Person einer Geliebten, auch wenn diese in seiner Vorstellung ihre Wärme in unerwarteter Weise spendet: „... (sie) würde die Strümpfe ausziehen / und sie mir wie einen Schal um den Hals legen“. Das bläulich-kalte Licht der Dämmerung im verschneiten Riga verstärkt den Eindruck von Verlassenheit, der nur für einen Moment aufgebrochen wird, paradoxerweise von einem Auto: „Ein Auto mit zwei Helmen / vorne / gießt rosiges Licht, wie eine gespaltene Apfelsine, aus ...“ Der Schnee hat der Großstadt ein Stück Natur übergeworfen, aber das macht sie für den Menschen nicht anziehender. Im Gegenteil, es ist die Technik, die die Kälte der Natur kurzzeitig bannt. Die äußere Heimatlosigkeit der Ich-Figur korrespondiert mit einem inneren Frieren, das Čaks im Gedicht „Draugam“ („An den Freund“)²¹ auf folgende Metapher bringt: „Ach, der allerälteste, feuchteste Keller auf der Welt bin ich mir selbst“.

Meist ist der Protagonist unterwegs; rastlos streift er durch die Straßen der Stadt. Wie ein Fremder nimmt er wahr, dass es eine Welt der Wärme, des Lichts, der Schönheit und des Überflusses gibt, dass dies alles aber einer Gesellschaft der Arrivierten und Reichen vorbehalten bleibt. In dem Gedicht „Nabadzības skaistums“ („Schönheit der Armut“)²² beobachtet er einen Ball, auf dem sich die mondäne Rigenser Gesellschaft amüsiert. Der Kontrast könnte nicht größer sein: drinnen, von der Festbeleuchtung angestrahlt, die Angebetete – draußen im Dunkeln ihr Verehrer; diese lässt sich, vom Ball erhitzt, Eis in einem Kristallgefäß servieren – jener friert im Schneetreiben und „heitert sich mit Husten auf“; sie flirtet unbekümmert mit einem „bleichen Jüngling“ – er kann nur in Gedanken zu ihr vordringen. Aber seine Vorstellungskraft ist so ausgeprägt, dass er am Ende gar

¹⁷ Ebenda, S. 157.

¹⁸ Ebenda, S. 111 ff.

¹⁹ Ebenda, S. 24.

²⁰ Ebenda, S. 194-198.

²¹ Ebenda, S. 393.

²² Ebenda, S. 216 ff.

nichts zu vermissen glaubt. Der Abstand zwischen den beiden Individuen, zwischen den Orten, an denen sie sich aufhalten, zwischen den gesellschaftlichen Schichten, die sie jeweils vertreten, ist so groß, dass an dessen Überwindung nicht ernsthaft zu denken war, und so fragt er sich am Ende: „Herz, worüber war ich eigentlich traurig?“

Sein – des Protagonisten? des Dichters? – angestammter Platz ist die Straße. Die Straße beginnt dort, wo die großen Boulevards aufhören;²³ es ist die Wohngegend der kleinen Leute, der Schuhputzer und Kohlenhändler, der Kellnerinnen und Prostituierten, der Marktfrauen und Fabrikarbeiterinnen. Die Straße ist durchaus nicht nur im Wortsinne zu verstehen, sondern als Symbol für die Gesellschaft, mit der er sie teilt. „Die Straßen“, so heißt es in einem titellosen Gedicht,²⁴ „würgen mich, wie eiserne Reifen um die Brust, / Sie ersticken mich, wie ein auf das Gesicht geworfenes Kissen“.

Die Stadt ist für Čaks kein Ort, an dem man sich wirklich zu Hause fühlt, keine Heimat. Er kann ihr aber nicht entkommen, denn paradoxerweise ist er bei den Menschen zu Hause, die kein Zuhause haben. Die Stadt ist unwirtlich, häufig in feuchtkalten Nebel oder Dämmerung gehüllt. Typisch sind harte Kontraste: Das Licht scheint nur dazu da zu sein, das überall lauende Dunkel noch spürbarer zu machen. Die Figuren des Dichters sind nicht nur äußerlich heimatlos; diese Tatsache geht einher mit einem zutiefst empfundenen Gefühl der Fremdheit der Umwelt und sich selbst gegenüber.

Etwas anheimelnder wirkt der Stadtrand, der häufig der eigentliche Ort des Geschehens ist. Er markiert den Übergang von der eigentlichen Stadt, vom Stadtzentrum zum Land. Das Landleben ist man herkömmlicherweise geneigt, in lieblicheren, weniger scharfkantigen Bildern zu sehen: als einen Ort, an dem ein großer Teil des lettischen Volkes seine Heimat findet; dies gilt zumindest in ideeller Sicht, ob der Einzelne nun das Landleben aus eigener Anschauung kennt oder nicht. In den Gedichten von Čaks aber ist das Land kein Zufluchtsort. Im Gegenteil – hinter der dort anzutreffenden Stille und Wärme verbirgt sich Bedrohliches. Der Abend verspricht keine Ruhe, sondern „öffnet den Eulen die furchteinflößenden, wie Narben wirkenden Augen“.²⁵ So sind also im Grunde genommen die beiden Pole – Stadt und Land – negativ charakterisiert. Der Stadtrand dagegen gewinnt eine andere Qualität; er ist der Ich-Figur ein vertrautes und sicheres

²³ Ebenda, S. 301-304.

²⁴ Ebenda, S. 351.

²⁵ „Ātvadišānās no nomales“ („Abschied vom Stadtrand“), in: Ebenda, S. 62.

Terrain, und nicht nur das: Durch die Personifizierung dieses Handlungsortes („Stadtrand, der du mir immer folgst“)²⁶ wird er zum Ansprechpartner des lyrischen Ichs – zum lyrischen Du, zu einem Freund. Hier schwirren Vögel unbeschwert umher, anstatt den Menschen zu erschrecken, hier geben die Blätter der Bäume eine bescheidene Geborgenheit. Hier kann sich jeder geben, wie er ist: Die Lackschuhe brauchen nicht tiefschwarz zu spiegeln, der Protagonist geniert sich nicht dafür, dass ihn ein Schleier von Kuhgeruch umschwebt, und anstelle einer Nelke hat er sich Kartoffelranken in das Knopfloch seines Smokings gesteckt.²⁷ Die Assoziationskette Rand – Randständigkeit – Nicht-Integriertsein schwingt vielleicht unterschwellig mit, aber nur insofern, als sie ad absurdum geführt wird und die Erwartungen des Lesers nicht erfüllt werden.

Die Verortung einer Handlung in der Stadt oder am Stadtrand wird in unterschiedlicher Weise deutlich gemacht. Mitunter reichen einige wenige Elemente optischen, akustischen oder auch olfaktorischen Charakters, um den Ort des Geschehens anzudeuten. Das Gedicht „Lieluma ābola kodējs“ („Der in den Apfel der Größe beißt“)²⁸ z.B. beginnt mit den Worten „Die Uhr schlug fünf“ – einem akustischen Hinweis auf eine städtische Umgebung, der im vierten Vers durch den „Gestank der Gullies“ komplettiert wird.

Als typische Erscheinungen des technisierten Stadtlebens präsentieren sich die modernen Verkehrsmittel. Wie eine in Worte gefasste Replik auf ein Gemälde von J.M.W. Turner²⁹ wirkt das Gedicht „Autobrauciens“ („Die Autofahrt“).³⁰ In sich überstürzenden Bildern wird die Illusion einer atemberaubend schnellen Fahrt erzeugt. Hastig folgt Vergleich auf Vergleich („... unser Auto blitzt wie ein Tigersprung, wie ein Bumerang“); Reihungen von Wörtern („der Wind wird zu einem Sadisten und geborenen Dieb“), von parallel gebildeten Phrasen („er stiehlt die Gedanken, er raubt den Atem“) steigern sich zu einem orgiastischen Rausch der Geschwindigkeit, der sich am Ende in syntaktisch unvollständigen Formulierungen widerspiegelt („Hinter der Brücke ein Auto, hinter der Brücke ein Auto, wie ein Tigersprung, wie ein Bumerang.“). Dieser durch die Mechanik, durch eine

²⁶ Ebenda.

²⁷ „Zaļā nomale“ („Grüner Stadtrand“), in: Ebenda, S. 42f.

²⁸ Ebenda, S. 194-198.

²⁹ Das 1844 erstmalig ausgestellte Gemälde „Regen, Dampf und Geschwindigkeit“ stellt eine damals hochmoderne, über eine Brücke fahrende Eisenbahn dar und schafft eine neue Vereinigung von Kunst und Industrie.

³⁰ Čaks, Raksti (wie Anm. 4), S. 406.

von Menschen geschaffene Maschine erzeugte Rausch ist nicht von Naturgewalten abhängig. Vielmehr ist die Technik an deren Stelle getreten. Auch der Stadt, die in dem Gedicht „Veltījums“ („Widmung“)³¹ allegorisiert wird, wohnen „stichische Kräfte“ inne; sie erwacht aus dem Schlaf und reckt ihre „mächtigen Glieder“. Einzelne Elemente der Stadt werden personifiziert bzw. ihnen werden Eigenschaften von Tieren zugeschrieben: Die Straßenbahn brüllt auf, das Auto lässt die Wände erzittern, die Boulevards toben. Die große Bedeutung der Technik ist auch an einer besonderen Stilfigur zu erkennen, bei der das technische das menschliche Element illustriert und die man deswegen als umgekehrte Personifizierung bezeichnen könnte. So heißt es etwa in dem Gedicht „Zaļā nomale“ („Der grüne Stadtrand“): „Meinen Kopf trage ich wie eine runde, glatte / 100-Watt Osram-Glühbirne auf den Schultern“.³²

Nicht nur durch seine Bilder gibt Čaks die Hektik des modernen Stadtlebens, das Fehlen von Harmonie wieder. Vielfach korrespondiert mit den Bildern auch ein entsprechender Versbau mit stark unterschiedlichen Vers- und Strophenlängen. Diese Art zu dichten stieß auf das Unverständnis manches zeitgenössischen Kritikers. Čaks' Schriftstellerkollege J. Sudrabkalns legt darum diesen Kritikern ironisch die Frage in den Mund, warum Čaks nicht „Sonette und Vierzeiler in fünfhebigen Jamben schreibt, wie alle anständigen Menschen, sondern die Verse bricht wie ein Schiff das Eis der Düna“.³³

Die Protagonisten erfahren die Stadt mit allen Sinnen. Neben dem Gesichtssinn wird besonders auch das Gehör angesprochen. Immer wieder wird die Stadt als lärmend charakterisiert. Der Lärm ist allgegenwärtig; er überlagert andere Sinneseindrücke, durchdringt sie, er überschreitet die Schmerzgrenze. So heißt es z.B. in einem bereits zitierten Gedicht:³⁴ „Das Dröhnen der Stadt ... / Hob sich und fuhr herab wie ein Hammer auf das Gehör und das Gemüt, / Trieb wie einen Nagel mir Entsetzen und Wahnsinn in die Brust, ...“ Es gelingt Čaks auf diese Weise, auch die abstrakten Eigenschaften der Stadt, ihre Auswirkungen auf den Menschen darzustellen.

Auch der Geruchssinn wird angesprochen. Wiederum vermisst man angenehme, Genuss bereitende Empfindungen; stattdessen wird der Leser konfrontiert mit dem Geruch von „verschwitzten Achsel-

³¹ Ebenda, S. 346.

³² Ebenda, S. 42f.

³³ Milda Grīnfelde, Valdis Rūmnieks, *Kāpēc es esmu Čaks (Warum ich Čaks bin)*. Rīga 1988, S. 9.

³⁴ Vgl. Anm. 24.

höhlen³⁵ oder gar mit dem Gestank des Abtritts.³⁶ Bei einem Geruch, der – auch das kommt vor – als Duft empfunden wird, handelt es sich selten um etwas Echtes, Authentisches, sondern um ein Surrogat aus der Kosmetikindustrie. Frauen riechen beispielsweise „nach einer berühmten Seife / Und einem Parfüm mittlerer Qualität“.³⁷

Die Sinneseindrücke stürmen mit solcher Intensität auf die Beteiligten ein, dass sie gelegentlich miteinander verschmelzen. So wird in „Es un šis laiks“ („Ich und diese Zeit“) der Protagonist von dem Eindruck gequält, dass „Glühbirnen laut schreien“,³⁸ in „Melanholija“ („Melancholie“) bereut er seine „laute Unvernunft“.³⁹ Auf Synästhesie beruht auch das positive, zarte Bild von Matthiolen, die ihren Duft „eimerweise im ganzen Raum ausgießen“.⁴⁰

Übrigens erliegt man bei Čaks auf Schritt und Tritt der Versuchung, das lyrische Ich mit dem Autor gleichzusetzen. Das „Ich“ der Protagonisten scheint auf einen einzigen Menschentyp festgelegt zu sein: Es ist eine männliche Person, stets allein, die jederzeit für den Kontakt mit der Umwelt bereit ist, ihn vielfach aber nur als Phantasie erlebt.⁴¹ Das „Ich“ steht deutlich im Vordergrund, was nicht selten bereits durch die Titel der Gedichte angedeutet wird, die lauten wie „Mana paradīze“ („Mein Paradies“), „Mans dārziņš pilsētā“ („Mein Gärtchen in der Stadt“), „Es un dāma“ („Ich und die Dame“), „Es un šis laiks“ („Ich und diese Zeit“), oder schlicht „Es“ („Ich“). Gelegentlich bezeichnet sich der Protagonist direkt als „lettischer Dichter“,⁴² und im Extremfall sogar mit seinem Familiennamen: „Schau, da geht Čaks“.⁴³ So empfindet der Leser die Gedichte als besonders authentisch und schlüpft mit dem Autor bereitwillig in die zahlreichen unterschiedlichen Figuren, die seine ganz spezielle menschliche Umgebung ausmachen. Wieder sind es bereits die Titel von Gedichten, die dieses Eingebundensein deutlich machen: „Dzejnieka dziesma“ („Das Lied des Dichters“) gehört zu einem Zyklus von Texten mit analogen

³⁵ „Balāde par manu draudzeni“ („Ballade über meine Freundin“), in: Čaks, Raksti (wie Anm. 4), S. 482f.

³⁶ „Mūžīgie kaķi“ („Die ewigen Katzen“), in: Ebenda, S. 456.

³⁷ „Pārdevēja“ („Die Verkäuferin“), in: Ebenda, S. 146.

³⁸ Ebenda, S. 433f.

³⁹ Ebenda, S. 485.

⁴⁰ „Mana paradīze“ („Mein Paradies“), in: Ebenda, S. 52f.

⁴¹ Vgl. etwa das Gedicht „Mīlas ausma“ („Morgenröte der Liebe“), in: Ebenda, S. 355. Hier malt sich ein Mann in konjunktivischen Formulierungen die Begegnung mit der Geliebten aus.

⁴² „Slikti“ („Schlimm“), in: Ebenda, S. 119.

⁴³ „Brīnums“ („Wunder“), in: Ebenda, S. 245 ff.

Titeln; neben den Dichter tritt hier ein Stadtstreicher, ein Trinker, ein Matrose, ein Straßenjunge, ein Kellner, ein Liebender und ein Hooligan. Gemeinsam ist den Hauptfiguren, dass es sich um einsame, nicht in einen Familien- oder Freundesverband integrierte Individuen handelt. Es sind dies alles typische Stadtbewohner. Natürlich repräsentieren sie nicht die gesamte Stadtbevölkerung, denn außer ihnen existieren selbstverständlich auch andere Bevölkerungsschichten. Andererseits sind die meisten von ihnen ausschließlich in einer Stadt vorstellbar. Ihre Art, ihr Leben zu organisieren – indem sie beispielsweise einen bestimmten Beruf ausüben –, ist nur in einer Großstadt bzw. in einer Hafenstadt möglich.

Riga ist für Čaks die Stadt schlechthin. Besonders deutlich zeigt sich dies daran, dass viele seiner Gedichte an ganz konkreten Schauplätzen dieser Stadt angesiedelt sind, die von jedem Rigenser identifiziert werden können. Ein Straßenjunge z.B. bestiehlt die Passanten im Woehrmann'schen Park,⁴⁴ ein kleines Mädchen verkauft Blumen am Stadioneingang,⁴⁵ der chinesische Kellner arbeitet in einem Lokal in der Dzirnavu-Straße,⁴⁶ während die Prostituierten ihre Kundschaft in der Marienstraße erwarten.⁴⁷

Riga als unangefochtene Metropole Lettlands bot seinen Bürgern das Privileg, wirtschaftliche und kulturelle Neuerungen rasch rezipieren zu können. In kultureller Hinsicht war es eine lebendige Stadt, die an den aktuellen Entwicklungen lebhaften Anteil hatte. Bestimmte exotische Elemente in der Dichtung von Aleksandrs Čaks spiegeln dieses wider. Der Dichter polemisiert gegen seine jungen schriftstellernden Kollegen, die eine glühende Begeisterung für „Neger, Hottentotten, Kuba oder die Philippinen“⁴⁸ entwickeln.⁴⁹ Für Čaks ist dies ein Ausdruck der Weltfremdheit, des Mangels an eigenen Ideen, des Ausweichens in der Hoffnung darauf, dass dem lettischen Leser der 30er Jahre Zypressen und Pinien interessanter scheinen als die heimischen Kiefern und Fichten, dass die Arbeitskämpfe der englischen Gewerkschaften ein besseres Thema abgeben als die ihnen vertraute

⁴⁴ „Jelas zēna dziesma“ („Lied eines Straßenjungen“), in: Ebenda, S. 106. – Zu Sowjetzeiten wurde diese Grünanlage in Kirovpark umbenannt.

⁴⁵ „Sīkā meitene un dāmas“ („Das kleine Mädchen und die Damen“), in: Ebenda, S. 447.

⁴⁶ „Ķīnietis dzirnavu ielā“ („Ein Chinese in der Mühlenstraße“), in: Ebenda, S. 78f.

⁴⁷ „Marijas iela“ („Marienstraße“), in: Ebenda, S. 33.

⁴⁸ Vgl. seinen Artikel in: *Trauksme* 2 (Dezember 1928), S. 14ff.; Nachdruck in: Čaks, *Kopotī raksti* (wie Anm. 3), Bd. 3, Rīga 1994, S. 161.

⁴⁹ Im gleichen Atemzug handelt er übrigens solche Autoren ab, die „rhythmisch verknüpfte Phrasen aus Marx' Büchern deklamieren“.

Situation der lettischen Arbeiter.⁵⁰ Dass der Dichter selbst die Sehnsucht nach Exotik verspürte, erkennt man in verschiedenen seiner Gedichte. In „Slikti“ („Schlimm“)⁵¹ bedauert der Protagonist, ein blutleerer, lettischer Dichter in einer freien, aber phlegmatischen und erstarrten Umgebung zu sein – lieber wäre er ein versklavter, aber sinnenfroher „Negerdichter“, dem das Streben nach Freiheit intensive Empfindungen gewährt und gleichzeitig als Quell der dichterischen Inspiration dient.

Exotische Momente liefern Čaks den Stoff für ungewöhnliche Vergleiche. Im Gedicht „Pavasaris“ („Frühling“)⁵² vermittelt er das außerordentliche Entzücken eines Jungen über den Frühlingsanfang durch das Bild eines Hahns, der, nach dem langen Winter aus seinem Brennholzschuppen befreit, laut kräht „wie ein Mullah in Kairo“.

Zur Charakterisierung seiner Figuren greift Čaks zu fremdsprachlichen Einschüben. Im „Viesmīļa dziesmiņa“ („Liedchen des Kellners“)⁵³ brüllt ein betrunkenen Matrose: „All right!“, während in „Sīkā meitene un dāmas“ („Das kleine Mädchen und die Damen“)⁵⁴ einem Boxer ein „knock out“-Sieg vorausgesagt wird. Diese Internationalität wird kombiniert mit einer lebhaften, alltagsnahen sprachlichen Gestaltung, die die Stadtbevölkerung als ein Gemisch von Menschen verschiedener Muttersprachen illustriert. Ein Flößer beispielsweise ruft einem Busfahrer halb russisch zu: „Postoj, puksi!“ („Halt, Freundchen!“)⁵⁵

Das Riga des beginnenden 20. Jahrhunderts präsentiert sich im Werk von Čaks als eine Metropole, die anderen europäischen Großstädten, was den Grad der Technisierung und Industrialisierung angeht, in nichts nachsteht. Diese Entwicklung brachte Umwälzungen mit sich, die zuvor keinen Eingang in die lettische Lyrik gefunden hatten, auch wenn sie für einen nicht geringen Teil der Bevölkerung erhebliche Auswirkungen zeigten. Die Stadtbevölkerung stand einer veränderten Arbeitswelt gegenüber, in der neue Berufe ausgeübt werden mussten. Nicht jeder war den Anforderungen gewachsen, manch einer hatte in dieser Gesellschaft überhaupt keine Chance. Die Entwurzelung zeigte sich u.a. in Alkoholismus und Prostitution. Wer sich jedoch durchzu-

⁵⁰ Čaks, *Kopotī raksti* (wie Anm. 3), S. 161.

⁵¹ Čaks, *Raksti* (wie Anm. 4), S. 119f.

⁵² Ebenda, S. 243f.

⁵³ „Viesmīļa dziesmiņa“ („Liedchen des Kellners“), in: Ebenda, S. 108f.

⁵⁴ Vgl. Anm. 45.

⁵⁵ So in dem Artikel „Piezīmes agra pavasara laikā“ („Anmerkungen im Vorfrühling“), in: *Rīts* vom 31. März 1935, Nr. 90; Nachdruck in: Čaks, *Kopotī raksti* (wie Anm. 3), S. 511-515.

beißen verstand, konnte die Früchte der technischen Entwicklung genießen. Zur Verfügung standen nicht nur altmodische Pferdroschken, sondern moderne Verkehrsmittel wie Auto, Zug und Straßenbahn. Freizeitvergnügungen wie das Kino oder Tanzveranstaltungen wurden durch die Verbreitung neuer Medien ermöglicht. Film und Rundfunk verschafften einen Eindruck vom Leben in anderen, zumeist westeuropäischen Ländern, und schufen die Voraussetzungen für die Übernahme neuer Moden auf vielen Gebieten: Kleidung, Kosmetik, Unterhaltungsmusik, bevorzugte Tanzstile usw. Dass in Riga eine internationale Atmosphäre geherrscht hat, spiegelt sich in der Lyrik Čaks' auch an gewissen Speisen und Getränken wie Ananas, gebrannten Mandeln oder Whisky-Soda wider. Letzten Endes zeigen sich gesellschaftliche Veränderungen sogar an bestimmten Benimm-Mustern, dass z.B. Frauen in der Öffentlichkeit rauchen. All diese Neuerungen waren an Auswirkungen auf die menschliche Physis und die Psyche gekoppelt. Nach heutigem Sprachgebrauch wären es Umweltbelastungen: Schmutz, Lärm, Überflutung mit optischen Reizen, denen der Mensch nicht gewachsen ist. Eine Belastung besonderer Art stellt für die unterprivilegierten Gesellschaftsschichten natürlich auch die Tatsache dar, dass sie vom Genuss der Neuerungen ausgeschlossen sind, ohne gleichzeitig vor deren negativen Auswirkungen gefeit zu sein.

Čaks übt an diesen Zuständen keine vordergründige Kritik – im Gegenteil: Alle diese Facetten gehören für ihn zum menschlichen Alltag dazu. Ob positiv oder negativ – sie verleihen dem Leben eine Intensität, die mit allen Sinnen ausgekostet werden muss. In einem zu seinen Lebzeiten unveröffentlichten Gedicht⁵⁶ vergleicht sich der Dichter mit einem Rinnstein, durch den das gesamte Leben wie Regenwasser rinnt. Das melancholische Geschehenlassen, der Gleichmut, den er der Stadt gegenüber empfindet, fasst er in folgenden lakonischen Worten zusammen: „Ich bin eine einfache Fortsetzung der Straße und des Boulevards“.

⁵⁶ „Es esmu vienkāršs ielas un bulvāra turpinājums“, in: Čaks, *Kopotī raksti* (wie Anm. 3), S. 519.

Die Geschichte des lettischen Dokumentarfilms

von Lea Liepina und Indira Dupuis

Der Dokumentarfilm hat in Lettland eine bedeutende Tradition und innerhalb der Sowjetunion zeitweilig sogar eigene kinematografische Stilrichtungen ausgeprägt, so die Rigaer Poetische Schule der 1960er Jahre und die Rigaer Dokumentarfilm-Schule in den 80er Jahren. Neben ihrer elementaren kulturellen Bedeutung in Lettland selbst konnten einige dieser Filme trotz der Zeit des „Eisernen Vorhangs“ sogar Aufmerksamkeit auf Festivals im westlichen Ausland erregen.

Heute ist diese Zeit vorbei. Die Filmproduktion ist vor allem mit ökonomischen Schwierigkeiten im Zuge der radikalen strukturellen Veränderungen nach der Unabhängigkeit Lettlands konfrontiert und hat trotz des vorhandenen Potenzials an fantasievollen Mitarbeitern in allen Bereichen der Produktion noch keine stabile Position erreicht.

Über den lettischen Dokumentarfilm wurde insgesamt wenig publiziert, in Westeuropa ist kaum etwas darüber bekannt. Nur schlaglichtartig gerieten die lettischen Filme in das Zentrum internationalen Interesses, besonders als Dokumente des gesellschaftlichen Umbruchs und der entsprechenden Stimmung Ende der 80er Jahre in der Sowjetunion. In diesem Artikel soll ein erster Eindruck von der Entwicklung der nonfiktionalen Filmproduktion und seiner Bedeutung für die lettische Kultur vermittelt werden.

Die Anfänge des lettischen Films

Das durch Industrialisierung und Wachstum sehr lebendige Lettland zu Beginn des 20. Jahrhunderts war auch der neuen Filmtechnik gegenüber aufgeschlossen. Die ersten ‚lebenden Bilder‘ wurden bereits kurz nach der Erfindung der Kinematografie in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts in Riga gezeigt. Als erster lettischer Filmer dokumentierte Aleksandrs Stanke¹ die Feierlichkeiten der Enthüllung eines

¹ Aleksandrs Stanke bzw. Stankevič (?–1944): Ausbildung als Fotograf bei der Firma Eggert & Co, war ab 1909 beim Film tätig, u.a. beim russischen Filmproduzenten A. Hanzhonkov. Nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete er in Lettland, zwischen 1925 und 1933 in Russland, der Ukraine und Armenien. Neben den Wochenschau-Beiträgen u.a. für die deutsche „Ostland GmbH“ drehte er insgesamt zehn Spielfilme. Als Frontberichtersteller trat er in die Rote Armee ein und starb kurze Zeit später.

Denkmals für Peter I. mit einer Kamera, die er selbst zuvor in Paris erworben hatte. Bereits 1910 wurden Wochenschauen und Filme im zarischen Lettland produziert.

Ein weiterer Pionier der Filmkunst in Lettland war Eduard Tissé.² Er begann 1913 zu filmen und wurde zu einem engagierten Wochenschau-Berichterstatter im Ersten Weltkrieg sowie später im russischen Bürgerkrieg der Jahre 1918 und 1919. Sein Hauptverdienst ist jedoch die Arbeit als Kameramann für den gebürtigen Rigaer und weltberühmten sowjetischen Regisseur Sergej Eisenstein,³ der mit seiner genialen Montagetechnik (Montage der Attraktion) in Werken wie „Panzerkreuzer Potemkin“ (1925) neue internationale Filmstandards setzte.

Im unabhängigen Lettland der 20er und 30er Jahre wurden einige Filme im Auftrag von Privatleuten oder Organisationen gedreht, die vorwiegend populäre, kulturelle Inhalte thematisierten. Wenige dieser Zeugnisse sind erhalten geblieben. Der bekannteste Regisseur dieser Zeit war Voldemārs Pūce.⁴ Unter seiner Regie entstanden mehrere interessante Dokumentarfilme, u.a. „Mūsu pelēkais dārgakmens“ („Our Grey Gem“, 1936)⁵ und Naturfilme über die lettischen Flüsse „Daugava“ („Daugava“, 1934) und „Gauja“ („Gauja“, 1934).

Neben diesen Dokumentarfilm-Arbeiten gab es bereits eine ausgeprägte Nachrichten-Filmproduktion in Lettland. Ein wichtiger Film

² Eduards Tissé (1897–1961): Mitinitiator der sowjetischen Filmkunst. Ausbildung als Maler und Fotograf. Während des russischen Bürgerkriegs arbeitete er als Filmkorrespondent, später drehte er alle Filme Eisensteins. Von 1919 bis 1961 lehrte er an der staatlichen Filmakademie in Moskau.

³ Sergej Eisenstein (1898–1948): aufgewachsen in Riga und St. Petersburg. Er leistete mit seiner inhaltlichen (z.B. der Konflikt zwischen Individuum und Masse) und formalen Konsequenz (die Entwicklung einer Filmsprache) einen bedeutenden Beitrag zur Etablierung des Films als Kunstform. Weitere Filme von ihm: „Streik“ (1924), „Oktober“ (1927), „Das Alte und das Neue“ (1929), „Que viva Mexico“ (1931, unvollendet), „Alexander Newski“ (1938), „Iwan der Schreckliche“ (I. Teil 1944, II. Teil 1946, uraufgeführt 1958).

⁴ Voldemārs Pūce (1906–1982): Spielfilm- und Dokumentarfilmregisseur. Begann 1929 als Regieassistent von A. Rusteikis bei den Dreharbeiten zum Film „Lāčplēsis“. Von 1923 bis 1934 lernte er bei Mihail Čehov an der lettischen Schauspielschule der Gewerkschaft, von 1935 bis 1944 leitete er das lettische Drama-Ensemble und wurde 1940 Direktor der Rigaer Filmstudios. 1943/44 Direktor des „Rigaer Films“, von 1944 bis 1947 in Deutschland, wurde er – zurück in Lettland – 1949 nach Sibirien deportiert. Danach wirkte er in Lettland als Regisseur am Puppentheater und der Operette.

⁵ Die englische Übersetzung der Filmtitel weist auf die Besprechungen der Filme oder sogar auf die englische Untertitelung zumeist für Festivals im westlichen Ausland hin.

dieser Zeit war Eduards Kraucs,⁶ der ab 1930 für die deutsche Ufa arbeitete und später auch die erste Wochenschau in Farbe aufnahm. 1940 wurden zwei Filmstudios, jeweils zur Produktion von Spiel- und Dokumentarfilmen, gegründet. Nach der deutschen Besetzung des Landes 1941 und auch während der Okkupationszeit entstanden bis 1944 Filmdokumente, die diese politisch bewegte Zeit verewigten: das freie Lettland, die Okkupation durch die deutschen Truppen, die Entstehung der Lettischen Sozialistischen Sowjetrepublik und die Sowjetisierung des Landes.

Die Dokumentarfilme dagegen, die in dieser Zeit gedreht wurden, waren vorwiegend unpolitische Filme mit kulturellen Themen. Es entstanden Werke über bedeutende Persönlichkeiten der lettischen Kultur, wie den Komponisten Jāzeps Vītols,⁷ den Sprachwissenschaftler Jānis Endzelīns⁸ und den Künstler Vilhelms Purvītis.⁹ Finanziert wurden die Filme von verschiedenen deutschen Organisationen, insbesondere der „Volkshilfe“ („Tautas palīdzība“).¹⁰

Am Ende des Zweiten Weltkriegs flüchteten die meisten Mitarbeiter der Rigaer Kinostudios vor der Roten Armee. Es blieben nur wenige

⁶ Eduards Kraucs (1892–1977) studierte Architektur in Moskau, wurde später in Lettland Pressefotograf. Er arbeitete ab 1929 für die Wochenschauen „Pēdējā brīdī“ und „Latvijas hronika“, ab 1930 als Korrespondent bei der deutschen Ufa, für die „Wochenschau“ tätig. Als einziger Kameramann in Lettland filmte er ab 1931 die „Latvijas skaņu hronika“ („Lettische Tonfilmchronik“). Zwischen 1941 und 1944 arbeitete er für die deutsche „Ostland-GmbH“. 1944 erfolgte seine Emigration nach Deutschland, 1959 nach Amerika.

⁷ Jāzeps Vītols (1863–1948), einer der bedeutendsten klassischen Komponisten Lettlands, insbesondere für die Chormusik. Gründer und Leiter des Konservatoriums, inszenierte auch Opern.

⁸ Jānis Endzelīns (1873–1961): Sprachwissenschaftler der baltischen Sprachen an der lettischen Universität, Mitbegründer der Baltistik, sein Hauptwerk: „Latviešu valodas zinātnisko gramatiku“ („Grammatik der lettischen Sprache“).

⁹ Vilhelms Purvītis (1872–1945): lettischer Maler, beschäftigte sich in Lettland als einer der ersten mit Landschaftsmalerei im pointillistischen und expressionistischen Stil, Direktor der Rigaer Kunstschule von 1909 bis 1916, Gründer und erster Direktor der Lettischen Kunstakademie (1919–1934). Von 1919 bis 1940 Direktor des Staatlichen Kunstmuseums, emigrierte er während des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland.

¹⁰ Die „Deutsche Volkshilfe“ war mit den deutschen Truppen nach Lettland gekommen und bildete dort Unterorganisationen. Diese waren vor allem im Wohlfahrtsbereich tätig und versorgten hilfsbedürftige Menschen. Anders als in anderen Regionen in Deutschland unterstützte die Volkshilfe während des Krieges in Lettland auch kulturelle Aktivitäten und bezweckte damit die Förderung der landeseigenen Kultur und die Zurückdrängung bolschewistischer Einflüsse. Zur „Tautas palīdzība“ vgl. u.a. *Latvijas Enciklopēdija* (Enzyklopädie Lettlands). 3. Aufl., Stockholm 1953–1955, S. 2446.

in Lettland zurück, darunter die Kameramänner Alfrēds Polis,¹¹ Voldemārs Upītis¹² und die Gebrüder Blumbergs.¹³ Die Filmtechnik wurde zu großen Teilen mit nach Deutschland genommen.¹⁴

1948 entstanden die „Rigaer Filmstudios“, die die bisher separat arbeitenden Dokumentarfilm- und Spielfilm-Studios vereinten. Die Leitung übernahm Alberts Jekste,¹⁵ der in den 30er Jahren Direktor einer 16-mm-Film-Fabrik war. Ab nun unterschied sich Filmproduktion im sowjetischen Lettland grundlegend von der in demokratischen Systemen: Politisch-administrative Entscheidungen bestimmten die Herstellung eines Films, nur in geringerem Maße die ökonomischen Bedingungen. Daraus entstand eine völlig andere Struktur in der Finanzierung und Entscheidungsfindung über künstlerische Spielräume, bei der Distribution und letztendlich auch bei der Rezeption des Films durch Fachwelt und Publikum.

Inhaltlich war der Dokumentarfilm der 40er und 50er Jahre vorwiegend auf offizielle Ereignisse fixiert, von Umzügen bis zu lettischen Sängereisen. Es existierte nur eine propagandistisch-publizistische Variante mit einer standardisierten, fast rituellen Art immer wieder-

¹¹ Alfrēds Polis (Pole, 1894–1975): Fotograf und Kameramann. Ausbildung und Arbeit in England, Frankreich, Österreich, St. Petersburg und Moskau, kehrte 1917 nach Lettland zurück und eröffnete in Riga ein Fotostudio. Kameramann bei den Filmen „Zveinika dēls“ („Der Sohn des Fischers“) und „Majup ar uzvaru“ („Mit dem Sieg heimwärts“), ab 1945 Vorsitzender des Kopierwerks im Spielfilmstudio in Riga.

¹² Voldemārs Upītis (1904–1986): Kameramann und bedeutender Fotograf. Seine Filme: „Sirma Rīga“ („Graues Riga“) und „Kaugurieši“ („Die Bauern von Kauguri“) sowie Mitarbeit bei den Dreharbeiten für „Majup ar uzvaru“ (vgl. Anm. 11) und „Rainis“.

¹³ Voldemārs (1893–1972) und Edgars (1899–1959) Blumbergs entwickelten in den 30er Jahren ein Aufnahmegerät für Ton und zeichneten damit den ersten lettischen Tonfilm („Daugava“, 1934) auf. Das Gerät wurde bis in die 50er Jahre in der Sowjetunion benutzt. Von 1934 bis 1940 arbeiteten sie mit Kraucs für die „Latvijas skaņu hronika“.

¹⁴ Z.B. wurde Film-Equipment an die Hamburger Lichtspiele verliehen. Leider ist zu dieser Thematik nur wenig bekannt.

¹⁵ Alberts Jekste (1908–1986): Filmproduzent. Er studierte an der Technischen Fakultät der Lettischen Universität und beschäftigte sich mit der Entwicklung von Radio- und Filmtechnologie. Er richtete das Tonstudio an den Filmstudios in Riga ein und arbeitete an vielen Filmen mit: „Dzimtene sauc“ („Die Heimat ruft“), „Mūsu pelēkais dārgakmens“ (vgl. oben, S. 210), „Zveinika dēls“ (vgl. Anm. 11), „Aizsprosts“ („Die Sperre“), „Kaugurieši“ (vgl. Anm. 12) und dem Dokumentarfilm „Sarkanā migla“ („Der rote Nebel“). Leiter des Rigaer Spielfilm-Studios (1940) und des lettischen Radios (1941). 1942 wurde er in das Konzentrationslager Salaspils eingeliefert, konnte 1943 entkommen und hielt sich bis zum Kriegsende versteckt im Baltikum auf. Danach leitete er den Bau von Filmstudios in Deutschland (Rhythmoton) sowie Kanada (Neufundland) und war Präsident der Aktiengesellschaft Atlantik Films & Electronics Ltd.

kehrender und vorhersehbarer Inhalte in Sprechertext und Bild. Bis Anfang der 60er Jahre war für den lettischen Dokumentarfilm vor allem eine unnatürliche Oberflächlichkeit und die Abwesenheit von realen Menschen charakteristisch. Der Mensch wurde nur als Teil einer Maschinerie, als optimistischer Verkünder der neuen Weltordnung oder als Ausführer gesellschaftlich relevanter Funktionen und Tätigkeiten gezeigt. Es gab lediglich den abstrakten Menschen in seiner Beziehung zur Arbeit, zu Technik und Gesellschaft und nur wenig Bezüge zum tatsächlichen Alltag.

Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre wurde von der politischen Führung die Ausbildung von lettischen Filmschaffenden als notwendig erkannt und gefördert. Die ersten Letten absolvierten die staatliche Filmakademie in Moskau, darunter auch Uldis Brauns.¹⁶ Viele dieser jungen Filmemacher waren inspiriert von den Filmen Dziga Vertovs,¹⁷ dessen theoretischer Nachlass gerade veröffentlicht worden war und weltweit erneut Interesse an seinen außergewöhnlichen Avantgardefilmen geweckt hatte. Auch Uldis Brauns bemühte sich bei seiner Arbeit, die organisatorischen und szenischen Ideen Vertovs umzusetzen und das Leben so zu filmen, „wie es ist“. Er legte damit den Grundstein für den kommenden lettischen poetischen Dokumentarfilm.

Die Rigaer Poetische Schule

Während der politischen Tauwetterperiode nach Stalins Tod und mit dem langsam einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung entwickelte sich ein produktiver Filmstandort in Riga. In dieser Zeit wurden neue Filmstudios gebaut und u.a. mit neuer Synchron-Technik ausgestattet. Allerdings arbeitete man weiterhin mit schweren Kameras und unempfindlichen 35-mm-Linsen.

In der produktiven Umgebung junger, frisch ausgebildeter Filmschaffender entstand ein neues ästhetisches Verständnis von Dokumentarfilm. Es sollten nicht mehr nur die historischen Ereignisse

¹⁶ Uldis Brauns (1932) lernte an der staatlichen Filmakademie in Moskau Kamera, später in Kursen Regie. Seit 1958 arbeitete er an den Rigaer Filmstudios; er produzierte Dokumentar- und Spielfilme.

¹⁷ Dziga Vertov (Denis Kaufmann, 1895–1954), ausgebildet als Mediziner an der Moskauer Staatlichen Universität (MGU), Pionier des sowjetischen Dokumentarfilms. Seine Filme (u.a. „Kinopravda“, 1922–1925; „Kinoglaz“, 1924; „Čelovek's Kinoapparatom“, 1929) und Theorien der „Film-Wahrheit“ setzten, wie die gleichzeitig entstandenen Werke Eisensteins, neue Standards der Filmmontage.

in „neutraler“ Form festgehalten werden, sondern man stellte wieder künstlerische und aufklärende Ansprüche an den Dokumentarfilm. Dieser neue Ansatz wandte sich direkt gegen die visuelle und inhaltliche Statik, die prinzipiell belehrende und unpersönliche Filmästhetik im lettischen Dokumentarfilm dieser Zeit.

Aloizis Brenčs¹⁸ verstieß als erster Regisseur mit seinem Film „Mana Rīga“ („Mein Riga“, 1960) gegen die bisherigen Regeln. „Dadurch, dass der Film ‚Mein Riga‘ und nicht ‚Riga – Die Hauptstadt des sowjetischen Lettlands‘ heißt, und durch die subjektive Sprecherstimme wirkt es, als ob diese Unpersönlichkeit abgeschafft wird.“¹⁹ Auch wenn der Autor Viktors Lorencs²⁰ hier noch nicht deutlich Stellung bezieht, erkennt man in der Dramaturgie und dem Text des Kommentators das Bestreben, in Anlehnung an die 20er Jahre das subjektive, lyrische Gefühl dieser Generation wiederzugeben. Der Film unterschied sich durch das reduzierte Pathos und die Konzentration auf die ungeschönte, alltägliche Wirklichkeit. Er schuf über diese „Poesie der Fakten“ eine optimistische, malerische Stimmung, Sinnbild des gesellschaftlichen Aufatmens und Glaubens an die Zukunft in der Chruščev-Ära. Richtungweisend für die weitere Entwicklung des Genres in Lettland trat das visuelle Element stark in den Vordergrund des Films. Dennoch war das zentrale Element der Diktion noch die Offstimme eines Sprechers, die den Rhythmus des inhaltlichen Geschehens dominierte.

1961 tauchten zum ersten Mal eindeutig die ästhetischen Prinzipien auf, die später mit der Bezeichnung „Rigaer Poetische Schule“ zusammengefasst wurden. Mit seinem Abschlussfilm „Baltie zvani“ („Die weißen Glocken“)²¹ schuf der Regisseur Ivars Kraulitis²² eines

¹⁸ Aloizis Brenčs (1926–1999) studierte bis 1953 Drehbuch am staatlichen Lettischen Konservatorium für Theater. 1957 begann er, Dokumentarfilme zu drehen. Sein erster Film „Draugu vidu“ („Unter Freunden“); ab 1965 drehte er hauptsächlich Krimis.

¹⁹ Ā. Kļockins, Jaunu paradigmu gaidot: Pārdomas par dokumentālā kino attīstības problēmām (Warten auf ein neues Paradigma: Gedanken über die Entwicklungsprobleme des Dokumentarfilms), in: Kino pasaule '83. Rīga 1984, S. 93.

²⁰ Viktors Lorencs (1927–1992) lernte bis 1961 an der staatlichen Filmakademie in Moskau Drehbuchschreiben. 1960 folgte sein erster Dokumentarfilm „Mana Rīga“ („Mein Riga“). Er gestaltete das lettische Kinomagazin „Padomju Latvija“ („Sowjetisches Lettland“).

²¹ Prämiert auf den Oberhausener Filmfestspielen und dem Filmfestival in San Francisco 1962. Hercs Franks und Uldis Brauns, die sich später noch einen Namen machen sollten, arbeiteten bereits an diesem Film als Drehbuchautor und Kameramann mit.

²² Ivars Kraulitis (1937) beendete 1961 sein Studium für Regie an der staatlichen Filmakademie in Moskau. Danach arbeitete er bis 1967 als Regisseur an den Rigaer Filmstudios. Er schuf weitere Filme für die Telefilm Rīga.

der wichtigsten Werke dieser Stilrichtung. Trotz der deutlich sichtbaren Inszenierung des Films ist die Darstellung von intensiver Lebendigkeit geprägt. Anhand der simplen Handlung – ein kleines Mädchen sucht die weißen Glocken in der Stadt, die sie vorher in einem Schaufenster gesehen hatte – wird auch eine Geschichte über Riga erzählt. Die Offstimme entfiel zugunsten eines Klangteppichs von Geräuschen. Diese poetische, visuelle und akustische Filmsprache des Films unterstützte die Nähe am Geschehen, am Schicksal des schutzlosen Mädchens in der großen Stadt und unterschied sich radikal vom üblichen Dokumentarfilm in der Sowjetunion, didaktischem Anspruch, distanzierter Ästhetik und politisch korrekten Inhalten vom glücklichen Arbeiter bis zum gesellschaftlichen Fortschritt.

Eine noch extremere Form des dokumentarischen Films wurde von Uldis Brauns²³ in seiner Trilogie „Sakums“ („Der Anfang“), „Celtne“ („Die Baustelle“) und „Stradnieks“ („Der Arbeiter“) entwickelt, die er in Zusammenarbeit mit Armins Lejiņš²⁴ von 1961 bis 1963 drehte. Die Handlung trat nun ganz in den Hintergrund, die Bildersprache wurde zum zentralen Element der Erzählung und nur noch durch akustische Geräusche unterstützt.

Eine ähnlich natürliche Sprache suchten der Regisseur Aivars Freimanis und der Kameramann Seleckis in ihrem in dreimonatiger Arbeit entstandenen Film „Krasts“ („Die Küste“, 1963), der das Alltagsleben in einem Fischerdorf in Episoden darstellte.

Freimanis und Seleckis sowie Uldis Brauns wurden von der höchsten sowjetischen Filmproduktionsbehörde Gosfilm mit der Produktion von Langfilmen beauftragt, jedoch unterschieden sich auch hier ihre Erzeugnisse „Gada reportāža“ („Jahresreport“, 1965) und „235 000 000“ (1967)²⁵ maßgeblich vom üblichen sowjetischen Standard. Statt der Glorifizierung der gesellschaftlichen Errungenschaften im so genannten „Jubiläumfilm“ boten ihre Filme eine subjektive Perspektive in dem inzwischen bekannt gewordenen Stil der „Rigaer Poetischen Schule“. Aivars Freimanis und Ivars Seleckis²⁶ beobachte-

²³ Uldis Brauns (1932) studierte Kamera an der staatlichen Filmakademie Moskau und lernte danach Regie in Kursen. Ab 1958 an den Rigaer Filmstudios tätig, wurde er dort Mitbegründer der Rigaer Poetischen Schule. Er arbeitete auch an Spielfilmen.

²⁴ Armins Lejiņš (1938) lernte in Moskau Drehbuchschreiben. Ab 1961 war er an den Rigaer Filmstudios tätig und verfasste Texte zur Filmtheorie.

²⁵ Prämiert auf dem Filmfestival in Leipzig und auf dem Allunions-Filmfestival 1968.

²⁶ Ivars Seleckis (1934); Abschluss 1957 an der Lettischen Universität für Landwirtschaft, 1966 am Studiengang für Kamera an der staatlichen Filmakademie in Moskau eingeschrieben. Ab 1958 arbeitete er als Regisseur und Kameramann an

ten in ihrem Film „Gada reportāža“ das Leben der Menschen in Lettland im 25. Jahr der Sowjetrepublik, während der Film von Uldis Brauns „235 000 000“ ein aufwändig produziertes künstlerisches Kleinod wurde, eine dichte Collage von Bildsequenzen über die Vielfalt der Menschen der Sowjetunion.

Die wichtigen Themen der „Rigaer Poetischen Schule“ sind die Beziehungen Mensch – Gesellschaft, Mensch – Umwelt und Mensch – Arbeit. Diese werden in subjektiver, epischer Form präsentiert. Der Regisseur Aloizis Brenčs suchte beispielsweise in seinem Film „Tu un es“ („You and Me“, 1963) einen direkteren Zugang zum individuellen Menschen. Eine eher problemorientierte Hinwendung suchte der Regisseur Gunārs Piesis.²⁷ Seine wichtigsten Filme sind ein gleichnamiges Porträt über den bekannten Musiker Svyatoslavs Rihters („Svyatoslav Richter“, 1966), „Jaunatne un mūsika“ („Jugend und Musik“, 1967) und „Zemes atmiņā“ („Memory of the Earth“, 1965).

Inzwischen war das 1957 eingeführte Fernsehen zum Massenmedium avanciert und bot dem Dokumentarfilm einen weiteren Distributionsweg bzw. für die Filmer zusätzliche Arbeitsmöglichkeiten. Viele Regisseure und Kameraleute des Rigaer Dokumentarfilmstudios arbeiteten auch für das Fernsehen, darunter Aivars Freimanis,²⁸ Hercs Franks²⁹ und Ansis Epnars.³⁰ Zu dieser Zeit gewann der Dokumentarfilm in Lettland zunehmend an Bedeutung und wurde zu einem wichtigen Bestandteil der nationalen Kultur. In Filmmagazinen des Fern-

den Rigaer Filmstudios und für das Filmmagazin im lettischen Fernsehen. Sein erster Film 1968: „Tikšanas Gvinejā“ („Treffen in Neu-Guinea“). Er führte Regie bei dem Spielfilm „Motociklu vasara“ („Motorradsummer“).

²⁷ Gunārs Piesis (1931–1996) studierte an der staatlichen Filmakademie in Moskau Regie und war ab 1961 als Regisseur an den Rigaer Filmstudios tätig. Seinem ersten Spielfilm „Kārkli pelēkie zied“ („Die grauen Weidenkätzchen blühen“) folgten Dokumentarfilme, seit den 70er Jahren wurden Spielfilme gedreht.

²⁸ Aivars Freimanis (1936) studierte an der Philosophischen Fakultät der Lettischen Universität, arbeitete danach als Journalist. Ab 1962 war er als Regisseur und Kameramann bei den Rigaer Filmtagen tätig und schuf Beiträge für das lettische Kinomagazin im Fernsehen. Seine Hauptwerke waren die Dokumentarfilme neben zwei Spielfilmen „Ābols upē“ („Der Apfel im Fluss“, 1975) und „Puika“ („Junge“, 1978).

²⁹ Hercs Franks (1926) studierte Jura und arbeitete später als Regisseur, Drehbuchautor, Journalist und Fotograf. Seit 1959 war er an den Rigaer Filmstudios beschäftigt. Außerdem arbeitete er bei Telefilm Rīga und war zugleich der Autor des Buches „Karta Ptolemaja. Zapiski Kinodokumentalista“ („Die Karte des Ptolemäus. Notizen der Dokumentarfilmer“).

³⁰ Ansis Epnars (1937) studierte Geschichte und Philologie an der Lettischen Universität und lernte später Regie über Kurse in Moskau. Er arbeitete zunächst für Telefilm Rīga, später, ab 1969, war er an den Rigaer Filmstudios beschäftigt. Er führte bei seinen eigenen Filmen Drehbuch und Regie. Darüber hinaus war er für die Regie bei dem Spielfilm „Būris“ („Der Käfig“) zuständig.

sehens wie „Padomju Latvija“ („Sowjetisches Lettland“) wurde dieses Genre ausgiebig reflektiert. Die lettischen Filme waren populär und brachten Zuschauer für Spiel- und auch Dokumentarfilme ins Kino, so dass die Filmer aus dieser Zeit auch heute noch einen hohen Bekanntheitsgrad genießen.

Gegen Ende der 60er Jahre schwand der Optimismus in der sozialistischen Gesellschaft, was sich auch deutlich im kulturellen Bereich ausdrückte. So wurden im Dokumentarfilm neue inhaltliche Wege gegangen, die negativen und dramatischen Elemente des Lebens rückten nun ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Der Verlust des Optimismus

In einem totalitären, bürokratischen System, wie es die Sowjetunion und entsprechend auch Lettland war, konnten nicht problemlos Filme gedreht werden. Dennoch gelang es den bereits bekannten und engagierten Filmern, in den folgenden Jahrzehnten erstaunliche Freiheiten zu erreichen. Die neuen Filme wandten sich, mit einem mehr analytischen als poetischen Ansatz, auch den Schattenseiten des Lebens, der Gesellschaft und des menschlichen Charakters zu. Die sozialkritischen Inhalte wurden oft in Symbolen und Anspielungen verschlüsselt, doch waren allein die ausgewählten Themen und Protagonisten weniger gefällig als in vorherigen Filmen. In ihren Werken bemühten sich die lettischen Dokumentarfilmer um eine philosophische Verallgemeinerung von Einzelschicksalen, die den Filmen eine besondere Aussagekraft gab.

Die ersten dieser sozialkritischen Filme waren „Dārgā redakcija“ („Dear Editor“, 1968) und „Sejas“ („Faces“, 1971) von Imants Brils,³¹ „Valmieras meitenes“ („The Girls from Valmiera“, 1970) von Ivars Seleckis sowie „Tava algas diena“ („Your Pay-day“, 1971)³² von Hercs Franks. Auch in diesen Filmen war das Bild zentrales Ausdrucksmittel, aber die Handlung wurde nun über die Erzählung der Protagonisten vermittelt und erhielt damit zusätzliche Emotionalität.

1978 entspann sich in Lettland eine breite gesellschaftliche Diskussion, ausgelöst durch den Film „Sievete, kuru gaida?“ („The Woman

³¹ Imants Brils (1938) schloss 1968 die staatliche Filmakademie in Moskau ab und arbeitet seit 1967 an den Rigaer Kinostudios. Er ist Autor vieler Artikel für Kinomagazine.

³² Prämiert auf dem Allunions-Filmfestival 1972.

we are waiting for“?, 1978)³³ von Ivars Seleckis und Tālvaldis Margēvičs,³⁴ der das wachsende Problembewusstsein und die entstehende Unzufriedenheit mit dem System in Lettland sichtbar werden ließ. In diesem Film ging es zum ersten Mal um einen Menschen, der nicht nur mit äußeren ökonomischen oder sozialen Problemen konfrontiert war, sondern auch selbst charakterliche Schwächen zeigte. Anhand dieses Films kann man das Entstehen einer neuen Dokumentarfilmrichtung erkennen. Neue, offene Formen kamen auf, der Zuschauer sollte durch die Konfrontation mit aktuellen sozialen Problemen mehr in das Geschehen miteinbezogen werden. Ein noch gewagter Film war „Aizliegtā zona“ („The Restricted Area“, 1975) von Hercs Franks, der sich thematisch mit einem tabuisierten Problemthema wie Kriminalität von Minderheiten auseinandersetzte. Seinen Anspruch an den Film formulierte der gelernte Jurist folgendermaßen: „Wir dürfen nicht vergessen, dass die wichtigste Aufgabe des Dokumentarfilms die Transformation von publizistischen Inhalten in eine anspruchsvollere künstlerischere Form ist.“³⁵

Außerdem wurde ein weiterer Typ des Dokumentarfilms im Lettland der 70er Jahre angewandt, das Filmporträt. Sehr erfolgreich waren die Porträts des in der gesamten Sowjetunion bekannten lettische Kolchosvorsitzenden Edgars Kauliņš von Hercs Franks. In „Mūžs“ („Life“ / „The Trace of the Soul“, 1972)³⁶ und „Edgara Kauliņa pēdējie svētki“ („Edgar Kaulins' last Birthday“, 1980) wurde eine andere Seite dieses Mannes der Öffentlichkeit gezeigt: nicht der allseits bekannte Kolchosvorsitzende, sondern ein Mensch, der seine moralischen Prinzipien in den verschiedenen Lebenssituationen zu vertreten versuchte. „Er war ein interessanter und vielseitiger Mensch, der sein Leben nicht verschwendet, sich aber auch nicht verbogen hat. Das Ziel, diesen Film mit ihm zu drehen, war nicht, eine besondere Darstellungsform zu suchen. Der Held selbst diktierte den Stil, so wie es sein Charakter verlangte – vielseitig, künstlerisch, poetisch.“³⁷ Die vitale Persönlichkeit von Kauliņš übte eine Faszination auf den Zuschauer aus, und er wurde durch die persönliche Darstellung zum Helden der Nation.

³³ Prämiert auf dem Allunions-Filmfestival und von der Lettischen Gewerkschaft der Filmschaffenden.

³⁴ Tālvaldis Margēvičs (1946): Regisseur und Drehbuchschreiber für Dokumentarfilme, Lehrfilme und auch Spielfilme sowie für Filmmagazine im Fernsehen.

³⁵ G. Frolova, Pieci jautājumi Hercam Frankam. Runā kinematogrāfisti (Fünf Fragen an Herz Frank. Kinomacher im Gespräch). Rīga 1974, S. 119.

³⁶ Prämiert auf den Oberhausener Filmfestspielen 1973.

³⁷ Vgl. Frolova, Pieci (wie Anm. 35), S. 116.

Mit einem ähnlichen Ansatz arbeitete Hercs Franks bei dem Film „Par desmit minūtēm vecāks“ („Ten Minutes Older“, 1978),³⁸ wählte aber eine völlig andere Thematik. Es werden Kinder gezeigt, die eine Theateraufführung erleben. Auch hier versuchte er, so nah wie möglich an die Emotionen der Akteure zu kommen, und arbeitete deshalb ohne jeglichen Schnitt.

Weitere dieser Filmporträts wurden von Ansis Epnars und Laima Žurgina³⁹ gedreht. Epnars beschäftigte sich in zwei Filmen mit Sergej Eisenstein („Sergejs Eizenšteins. Priekšvards“, „Sergei Eisenstein. Preface“, 1977 und „Sergejs Eizenšteins. Postskriptum“, „Sergei Eisenstein. Postskriptum“, 1978).⁴⁰ Laima Žurgina porträtierte den in der gesamten Sowjetunion populären lettischen Komponisten Raimonds Pauls („Raimonds Pauls“, 1978), den bedeutenden lettischen Dichter Imants Ziedonis („Imants Ziedonis. Portrets locījums“, „Imants Ziedonis. A Portrait through grammar Dases“, 1979)⁴¹ sowie Ojars Vaciētis („The Fourth Dimension“, 1977).⁴²

Der Boom der 80er Jahre

Mit der Perestrojka kamen Mitte der 80er Jahre neue politische Freiheiten. Es war nun erlaubt, über bisher tabuisierte Themen offen zu sprechen. Diese Chance ließen die Dokumentarfilmer nicht ungenutzt.

Hercs Franks setzte seine analytischen Persönlichkeitsstudien mit einem extremen Thema fort. In „Augstākā tiesa“ („The Supreme Court“, 1987)⁴³ unterhält er sich mit einem zu Tode verurteilten zweifachen Mörder. Die nachdenkliche und offene Unterhaltung stellt den Delinquenten ohne moralische Bewertung dar. Im Film wird wenig zum Schicksal des Täters und seiner bevorstehenden, auch für den Zuschauer spürbaren Hinrichtung gesagt, sondern mehr an die Reflexion des Publikums appelliert.

³⁸ Prämiert auf den internationalen Filmfestivals in Leipzig und Thessaloniki 1979.

³⁹ Laima Žurgina (1943) studierte Regie an der staatlichen Filmakademie in Moskau bis 1968. Danach arbeitete sie an den Rigaer Filmstudios und war beim Fernsehen u.a. auch in einer Filmcrew für den Film „235 000 000“ tätig. Sie schuf bedeutende Filmporträts.

⁴⁰ Prämiert auf den internationalen Filmfestivals in Moskau, Rouen und von der Lettischen Gewerkschaft der Filmschaffenden 1979.

⁴¹ Prämiert von der Lettischen Gewerkschaft der Filmschaffenden 1979.

⁴² Ojars Vaciētis (1938–1983): Dichter, Publizist und Übersetzer.

⁴³ Prämiert auf dem Filmfestival in Nyon (Schweiz).

Auch der heute wahrscheinlich bekannteste lettische Dokumentarfilmer Juris Podnieks⁴⁴ begann Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre seine Karriere als Regisseur mit dem Porträt der lettischen Chordirigenten und Brüder Kokaris („Braļi Kokari“, „The Kokari Brothers“, 1978).⁴⁵ Er ging darstellerisch neue Wege, vermischte bewusst journalistische und filmische Darstellungsweisen und nahm als Regisseur mit der Filmcrew an der Handlung teil. Erklärtes Ziel war für ihn, die Entstehung von Geschichte zu ergründen: „Für mich ist es das Wichtigste, die Geschichte aus den Augen ihrer Protagonisten zu zeigen. Die historischen Fakten sind mir nur insofern wichtig, als ich sie um das Schicksal des Helden drapiere, der dort Zeitzeuge war. Mich interessiert nur die Geschichte, die sich in diese Persönlichkeit eingepreßt hat, Fakten sind für mich nur ein Katalysator für Emotionen.“⁴⁶

Podnieks zeigte in seinen Filmen keine Einzelfiguren, sondern Gruppen. In „Strēlnieku zvaigznājs“ („The Constellation of the Riflemen“, 1982)⁴⁷ ist es eine Gruppe von lettischen Strēlnieki, Soldaten des Ersten Weltkriegs, in „Veļ Sizifs akmeni“ („The Stone of Sisyphus“, 1985)⁴⁸ sind es Rigaer Bildhauer, die sich in ihrer Arbeit nicht ausgefüllt sehen, und in „Vai viegli būt jaunam“ („Is it Easy to be Young?“, 1986)⁴⁹ ist es eine Gruppe von 16- bis 20-jährigen Jugendlichen.

Der Film „Vai viegli būt jaunam“ ist ein interessantes und erstaunlich offenes Dokument der Stagnation in Lettland und der gesamten Sowjetunion. Die gesellschaftlich nicht integrierten Jugendlichen – darunter Punks, Hare Krishna-Jünger und Veteranen des Afghanistan-Kriegs – suchen offensichtlich nach einem Platz für sich im Leben. Sie sind voller zerstörter Illusionen, zynisch und stehen der Ideologie der Eltern negativ gegenüber. Das äußerte sich auch bei der Arbeit. Für die Filmleute war es nicht leicht, Nähe in Gesprächen mit den Jugendlichen aufzubauen, wie der Drehbuchautor Ābrams Klockins

⁴⁴ Juris Podnieks (1950–1992) studierte Kamera an der staatlichen Filmakademie in Moskau bis 1975. Er war ab 1967 als Kameraassistent an den Rigaer Filmstudios, ab 1972 als Kameramann tätig. Sein erster Film als Regisseur hieß 1978 „Braļi Kokari“ („Die Brüder Kokaris“).

⁴⁵ Prämiert auf dem Jugendfestival in Kiev 1981.

⁴⁶ Zit. in: Literatūra un Māksla vom 31. August 2000.

⁴⁷ Prämiert auf dem internationalen Filmfestival in Nyon (Schweiz) und 1983 von der lettischen Gewerkschaft der Filmschaffenden.

⁴⁸ Prämiert von der lettischen Gewerkschaft der Filmschaffenden 1985.

⁴⁹ Prämiert auf den internationalen Filmfestivals in der Sowjetunion, Krakau, Los Angeles, Nyon (Schweiz) und 1987 Teilnahme am Festival in Cannes, erhielt 1987 den Preis „Lielais Kristaps“ von der lettischen Gewerkschaft der Filmschaffenden.

später erzählte.⁵⁰ Der Film erregte große Aufmerksamkeit nicht nur in Lettland. In den ersten fünf Monaten nach dem Kinostart wurde er von neun Millionen Zuschauer gesehen.

Anfang der 90er Jahre entstand von Juris Podnieks im Auftrag der BBC die Reihe „Hello, Do You Hear Us?“ innerhalb von drei Jahren, mit fünf Dokumentarfilmen wichtige Dokumente der Geschehnisse dieser Zeit in der Sowjetunion. Die Themen waren die Unruhen in Uzbekistan, die Opfer des Erdbebens in Afghanistan, die streikenden Arbeiter in Jaroslavl und zuletzt die Betroffenen des Atomunfalls in Černobyl, für dessen Umsetzung sich die Filmcrew in das kontaminierte Sperrgebiet begab.

In Lettland dokumentierte Podnieks im Januar 1991, wie wichtige Gebäude Lettlands (Innenministerium, Rundfunk- und Pressehaus) in der Auseinandersetzung um die Unabhängigkeit des Landes durch sowjetische Spezialeinheiten besetzt wurden. Beim Filmen des vergeblichen Widerstands der Zivilbevölkerung wurden die beiden Kameramänner Andris Slapiņš⁵¹ und Gvido Zvaigzne⁵² tödlich verwundet. Die letzten Minuten des sterbenden Andris Slapiņš wurden später im Film „Tēvzeme“ („Homeland“, 1991) verwendet.

Ein weiteres wichtiges Dokument der Perestrojka in Lettland ist der Film „Šķērsiela“ („The Cross-Road Street“, 1989)⁵³ von Ivars Seleckis und Tālvaldis Margēvičs. Er handelt ausschließlich von den Einwohnern einer kleinen Gasse am Rande von Riga und bringt trotz dieser dezentralen Ortswahl den politischen Umbruch und die erregte Stimmung der Bevölkerung in dieser Zeit deutlich zur Geltung.

Heute

Seit der zweiten Hälfte der 90er Jahre gibt es in Lettland keine zentrale Dokumentarfilmproduktion mehr. Mit dem totalitären Staat war auch das staatlich finanzierte, nonfiktionale Kino gegangen, das zuletzt in den Jahren der Perestrojka eine ganze Reihe sehr gesellschafts-

⁵⁰ H.J. Schlegel, *The stations of Latvian documentary film. Documentary films of the Baltic Soviet Republics*. Berlin 1988.

⁵¹ Andris Slapiņš (1949–1991) studierte an der staatlichen Filmakademie in Moskau Kamera. Er arbeitete seit 1971 an den Rigaer Filmstudios, ab 1983 auch als Regisseur tätig.

⁵² Gvido Zvaigzne (1958–1991) studierte an der staatlichen Filmakademie in Moskau Kamera. Er wurde danach in Lettland Kameramann für Dokumentarfilme und das Fernsehen.

⁵³ Prämiert mit dem europäischen „Felix“ 1990.

kritischer, jedoch vom Ansatz her nicht antisozialistischer Filme hervorgebracht hat. Der bisher als Kunsttrichtung anerkannte Dokumentarfilm konnte im neuen, demokratischen Gesellschaftssystem nicht in der bekannten Weise fortbestehen.

Den Dokumentarfilmern, die die Blütezeit der 80er Jahre miterlebt hatten, fiel es teilweise schwer, sich vom Ruhm und der finanziellen Sicherheit der vergangenen Zeiten zu verabschieden. Nun ging es nicht mehr um das Umsetzen ideologischer Auftragsarbeiten in einem autoritären System, bei dem man trotzdem die Zuschauer mit realen Themen erreichen und einem künstlerischen Anspruch gerecht werden wollte. Die neuen Spielregeln waren plötzlich, in Konkurrenz zueinander, im marktwirtschaftlichen Wettbewerb bestehen zu können. Es floss kein Geld mehr aus Moskau und das Publikum verlor das Interesse, so dass das Rigaer Kinostudio bald vor dem Bankrott stand. Auch für das Fernsehen konnten keine nonfiktionalen Produktionen im größeren Rahmen mehr realisiert werden.

Heute beschränken sich die Aktivitäten auf einzelne Projekte und Festivals. Anlässlich seines 50. Geburtstags 2002 wurde der leider bereits tödlich verunglückte Juris Podnieks vom Kinoforum „Arsenals“ mit einer CD-ROM-Veröffentlichung seines Gesamtwerks geehrt. Seine Mitarbeiterin Antra Cilinska⁵⁴ setzte seine Idee um, nach zehn Jahren mit den Protagonisten des Films „Vai viegli bût jaunam“ erneut einen Film zu machen: „Vai viegli bût?“ („Is it easy to be?“, 1998). Auch Ivars Seleckis und Tālvaldis Margēvičs dokumentierten zehn Jahre später die Veränderungen in der kleinen Gasse Rigas im Film „Jaunie laiki Šķērsielā“ („New Times at Crossroad Street“, 1999). Jedes zweite Jahr findet weiterhin ein Dokumentarfilm-Symposium in Jūrmala statt, das sich mit den neuen Tendenzen und den Problemen im lettischen Dokumentarfilm beschäftigt.

⁵⁴ Antra Cilinska (1963): Regisseurin, Cutterin und Produzentin. Von 1981 bis 1990 arbeitete sie in den Rigaer Kinostudios, seit 1994 als Cutterin für die Filme Podnieks'. Sie ist Mitgründerin und Leiterin des „Juris Podnieks Studios“.

FORSCHUNGSBERICHTE

Anreize, Probleme und Effekte von Weltkulturerbe-Nominierungen. Riga neben anderen Beispielen aus dem Ostseeraum

von Andreas Fülberth

1997 beschloss das Welterbe-Komitee der UNESCO, das Zentrum von Riga in das auf einer Konvention von 1972 basierende und seit 1978 geführte Verzeichnis der Stätten des UNESCO-Welterbes aufzunehmen. Dieser Ernennung gingen Verfahrensschritte voraus, die für jede auf der Liste zu findende Örtlichkeit identisch sind – darunter das offizielle Ersuchen des betreffenden Staates an das in Paris ansässige Welterbe-Zentrum (World Heritage Centre) der UN-Organisation. Als Begutachter werden dann Experten der Vereinigung ICOMOS (International Council on Monuments and Sites) tätig, die sich vor Ort ein Bild vom Erhaltungszustand und den Bemühungen um die weitere Bewahrung, aber auch von der Authentizität und weitgehenden Einzigartigkeit eines Baudenkmals oder wie im Falle Rigas eines städtebaulichen Ensembles machen. Hierauf folgt eine Empfehlung von ICOMOS an die zuständigen Instanzen der UNESCO bzw. ihres Welterbe-Zentrums, das vorgeschlagene Objekt tatsächlich als Welterbe zu registrieren oder ihm diese Auszeichnung zu verweigern. Dass das Votum des wechselweise von je 21 Vertragsstaaten besetzten Welterbe-Komitees anders ausfällt als das von ICOMOS, kommt praktisch nicht vor. Gleiches gilt für den Einfluss der Partnerorganisation IUCN (International Union for Conservation of Nature and Natural Resources) in Fällen, in denen die Verleihung des Status „Welt*natur*erbe“ und nicht „Welt*kultur*erbe“ anliegt. Das deutliche Überwiegen von Kultur- gegenüber Naturerbe auf der UNESCO-Liste (zuletzt in der Relation 563 zu 144, verteilt auf 125 Staatsterritorien) hat sich nach und nach ergeben, ohne dass dies dem Geist der im November 1972 verabschiedeten Konvention entspräche.¹

¹ Grundsätzlich kann einem Ort sowohl der Rang eines Weltkultur- als auch der eines Welt*natur*erbes zuerkannt werden; in der Praxis sind weltweit bislang 23 derartige Doppelregistrierungen vorgenommen worden.

Bevor eine jeweilige Staatsregierung einen Antrag stellt, muss es freilich irgendeinen Anstoß oder eine Initiative hierzu geben. Eine vergleichende Typologie der Abläufe, in deren Folge ein Gebäude oder Stadtensemble überhaupt erst als potenzielles Weltkulturerbe gehandelt wird, wäre eines der Ergebnisse geplanter Forschungen zum Weltkulturerbe im nördlichen Europa, aus denen eine umfassende Monografie hervorgehen soll. – Zwei Beispiele dafür, wie die Nominierung eines inzwischen eingetragenen Welterbes ihren Anfang nahm, seien schon hier angeführt:

Welterbe-Rang genießt seit dem Jahr 2000 – nicht als Naturerbe, sondern als Kulturlandschaft eingestuft – die Kurische Nehrung. Nach deren Chancen, ernannt zu werden, befragte der litauische Präsident Brazauskas offenbar im direkten Gespräch den seinerzeit amtierenden Direktor des Welterbe-Zentrums, Bernd von Droste, als dieser das Land anlässlich der Überreichung der UNESCO-Plakette für die 1994 zum Weltkulturerbe erklärte Altstadt von Wilna (Vilnius) bereiste. Als Antwort ist überliefert: Ein solcher Vorstoß sei aussichtsreich, falls Litauen und die Russische Föderation gemeinsam den Welterbe-Status beantragten. So erst hat sich demnach eine Sonder-eigenschaft der Kurischen Nehrung ergeben, nämlich einziges grenzüberschreitendes Welterbe im engeren Umkreis der Ostsee zu sein.

Ein ganz anderes Maß an Überzeugungsarbeit im Inland lag der 2001 erfolgten 25. Bestätigung eines Ernennungsvorschlags Deutschlands zugrunde: Wegbereiter dafür, dass die Essener Zeche Zollverein auf die Agenda denkbarer Welterbe-Nominierungen kam, war die „Internationale Bau-Ausstellung Emscherpark 1989–1999“ mit ihrem Direktor Karl Ganser, dem engagiertesten Fürsprecher der Idee.

Mit dem Herausgreifen eines deutschen Beispiels ist indirekt bereits die Problematik der Abgrenzung der Untersuchungsregion angerissen. Die weiteren Ausführungen werden eine Reihe von Argumenten liefern, die die Kernländer des Ostseeraums als sinnvoll gewähltes Anschauungsobjekt erscheinen lassen. Während die Einbeziehung Deutschlands, Polens und Russlands auf küstennahe Welterbe-Stätten beschränkt bleiben soll, spricht einiges dafür, neben dänischen, schwedischen, finnischen, estnischen, lettischen und litauischen auch norwegische Fallbeispiele zu betrachten, also von einer ‚skandinavisch-baltisch‘ zu nennenden Gesamtregion auszugehen. Gerade weil zwischen den drei zentralskandinavischen Ländern wechselseitige Vorbildwirkungen bzw. Nachahmungseffekte eine gängige Erscheinung sind, mag man nämlich verwundert sein, wie lange Schweden und Dänemark darauf verzichteten, ein offizielles Welterbe zu besitzen, nach-

dem Norwegen schon in den 1970er Jahren gleich acht Vorschläge eingereicht hatte. Oder reagierten Dänen und Schweden damit bereits auf die Tatsache, dass die Norweger nur mit drei ihrer acht Nominierungen erfolgreich gewesen waren?

Fragen wie diese, das heißt die bis Ende der 1980er Jahre offenbar erheblichen Einschätzungsunterschiede von Land zu Land, was die Attraktivität des von der UNESCO geschaffenen Angebots betrifft, bilden einen zweiten Schwerpunkt innerhalb des erwähnten Forschungsvorhabens. Zu diesem Fragenkatalog verspricht der Ostseeraum aufgrund seiner Teilung zwischen kommunistisch beherrschter und westlicher Welt zu der Zeit, als die UNESCO-Konvention wirksam wurde, interessantere Aussagen als beliebige andere Großregionen. Ein Blick auf Polen verdeutlicht, dass die Trennlinien zwischen von Beginn an antragsfreudigen Staaten und solchen, in denen es erst ab etwa 1990 zu Ernennungen kam, sich keineswegs mit dem Eisernen Vorhang decken.

Unter historischen und äußerlichen Kriterien zusammenfassbare Ländergruppen wurden Mitte der 1990er Jahre im Übrigen auch im Vorgehen der UNESCO zu einer wichtigen Kategorie: Seit Verabschiedung der so genannten „Global Strategy“, die darauf zielt, im Welterbe die faktische Vielfalt schützenswerter Natur und Kultur so getreu wie möglich widerzuspiegeln, wirkt man vonseiten der UN-Organisation einer gehäuften Auszeichnung allzu gleichartiger Kulturdenkmäler bewusst entgegen. Insbesondere in einer relativ einheitlichen Kulturregion sind die einzelnen Staaten somit aufgefordert, schon bei ihren Nominierungsentscheidungen dem Wunsch der UNESCO nach einer gewissen Verschiedenheit der Stätten Rechnung zu tragen. Zu analysieren wäre, inwieweit die Ostseeanrainer sich diesem Anliegen tatsächlich fügen, um den Erfolg ihrer Anträge sicherzustellen.

Bereits gesichteten Unterlagen zum Dom von Roskilde lässt sich entnehmen, dass Nominierungsbegründungen als sehr vorteilhaft gelten, wenn sie irgendeine Einzigartigkeit in Bezug auf einen Gesamtraum wie eben die Ostseeländer betonen. Erst im längerfristigen Zusammenwirken mit den ICOMOS-Fachleuten fand man hier zu dem Hauptargument, dass es sich um die früheste backsteinerne Bischofskirche Nordeuropas handle. Eine Besonderheit dieser Kathedrale seien außerdem die unterschiedlich alten Grabkapellen von Königen, die zum Teil über ganz Skandinavien herrschten. – Zwar hatte schon der Hinweis auf die unangefochtene Dominanz des Sakralbaus im Stadtbild, von der in Dänemarks ersten Anschreiben

an das Welterbe-Zentrum die Rede gewesen war, ein konkretes UNESCO-Kriterium bedient; offenbar noch förderlicher und letztlich ausschlaggebend aber war die auf Singularität deutende geschichtsräumliche Einordnung des Bauwerks. Ein nominierender Staat muss mitunter also auch taktisch abwägen, wie er Vorgaben der Weltorganisation und sein im nationalen Kontext entstandenes Interesse an der Ernennung eines bestimmten Objekts zum Welterbe optimal in Einklang bringen kann. In dieser Hinsicht zeigen die örtlichen Kunsthistoriker, denen man das Zusammenstellen einer Art Bewerbungsmappe zumeist überlässt, recht unterschiedliches Geschick – so jedenfalls der Eindruck nach ersten Einsichtnahmen in Dossiers, die am Pariser Hauptsitz von ICOMOS zugänglich sind.

Die Findung würdiger Objekte einerseits und geeigneter Vorschlagsbegründungen andererseits bedeutet einen zweifachen Umgang mit *Gedächtnisorten* – mit den real aufsuchbaren Gedächtnisorten, die man der UNESCO als mögliche Welterbe-Stätten benennt, und mit abstrakten, Geschichte akzentuierenden Gedächtnis- oder Erinnerungsorten, zu denen im Falle Roskildes, wenn auf die Königsgruft verwiesen wird, etwa die Kalmarer Union gehören würde. Eine nächste Frage lautet daher: Wie beeinflussen Nominierungen, erfolgreiche wie auch gescheiterte, das Gefüge der Gedächtnisorte einer Nation? Das Etikett ‚Weltkulturerbe‘ weist, wenn auch längst in unüberschaubarer Menge, Gedächtnisorte der ganzen Menschheit aus. Unser Untersuchungsinteresse gilt der mutmaßlich stabilisierenden Wirkung, die dieser Anspruch auf die Stellung eines mit ihm in Verbindung gebrachten Kulturguts im *nationalen* Bewusstsein ausübt.

Eine Festigung des abstrakten Gedächtnisortes ‚Hanse‘ als Gemeingut einer durch ihn geradezu definierten „Geschichtslandschaft“ kann bereits verzeichnet werden, seit nach Bergen (1979) und Lübeck (1987) auch Visby (1995), Riga, Reval bzw. Tallinn, Thorn bzw. Toruń (jeweils 1997) sowie Wismar und Stralsund (2002) mit ihren hansezeitlichen Stadtvierteln auf die Liste des Weltkulturerbes gelangt sind. Verblüffend genau entsprechen diese Städtenamen den Einträgen auf einer Landkarte zur Einführung des Themas Hanse etwa im Schulbuch; und bis jetzt scheint für jeden dieser Orte die Hervorhebung von Spezifika, die ihn im Netz der Hansestädte unvergleichlich machen, gelungen zu sein.

Dass Bewerbungen um Zugehörigkeit zum Welterbe der UNESCO ebenso gut abgelehnt werden können, ist eine Erfahrung, die beispielsweise Riga und seinem Umland bereits mehr als einmal beschieden war und an die sich, unter anderem an Riga exemplifiziert, für uns

ein letzter Komplex von Fragen knüpfen soll. Schon vor der Nominierung des Stadtzentrums hatte die lettische Regierung vergeblich versucht, allein die Meisterwerke des Bildhauers Kārlis Zāle (1888–1942) – Freiheitsdenkmal und Bräderfriedhof – zum ersten und vorerst einzigen anerkannten Welterbe des Landes zu machen. Nur das Freiheitsdenkmal ist, weil mitten im Rigaer Zentrum befindlich, später doch noch Teil des UNESCO-Weltkulturerbes geworden. Einen Nominierungsprozess mit negativem Ende erlebte im weiteren Verlauf auch der Rigasche Strand: Den für ihr kunstreiches Schnitzwerk bekannten Sommervillen von Jūrmala, wie die Badeorte auf der Nehrung heute gemeinsam heißen, wurde 2001 die Aufnahme versagt.

Vorgesehen ist, unter Heranziehung von Pressematerial die Reaktionen auf derartige Fehlschläge zu beschreiben und gerade auch hierbei zwischen mehreren Ländern zu vergleichen. Zwei der sich stellenden Fragen wären: Geht die Enttäuschung in einem kleinen Staat wie Lettland so weit, dass man von einem regelrechten Image-Schaden für die UNESCO sprechen könnte? Und welche Rolle spielt es, wenn eine artverwandte Kulturstätte in einem Nachbarland zuvor anerkannt wurde? Für den Bräderfriedhof am Stadtrand von Riga wäre bei der Suche nach einem Vergleichsobjekt an den Stockholmer Waldfriedhof zu denken: Weltkulturerbe wurde dieser 1994 unter Verweis auf „eine harmonische Verbindung von Landschaft und Architektur“ – das, was auch den Bräderfriedhof vor allem anderen kennzeichnet. Mit Blick auf Stockholm unzutreffend oder zumindest missverständlich verkürzt heißt es in Lettland manchmal, Grund des Scheiterns mit dem Bräderfriedhof sei gewesen, dass noch nie eine Friedhofsanlage als Welterbe ausgewiesen worden sei.²

Kārlis Zāle, dem die heutige Republik internationalen Ruhm verschaffen wollte, bleibt in seinem Ansehen auf nationaler Ebene mit Sicherheit unbeschädigt, zumal seine Skulpturen statt mit der ersten Ernennung nun eben mit der ersten Nominierung, die es in Lettland gab, konnotiert werden können. Veränderungen eines Wertverständnisses mögen sich umso mehr in dem Entschluss ausdrücken, nach dem unglücklichen Ausgang in Sachen Freiheitsdenkmal und Bräderfriedhof die gleichen Anstrengungen zugunsten der Hauptstadt-Mitte zu unternehmen. Möglicherweise hat deren Aufstieg zum Weltkulturerbe die bis zuletzt nicht ungebrochene Identifikation vieler Letten mit ihrer Metropole weitestgehend hergestellt.

² Als Information an die Leser einer estnischen Architekturzeitschrift zu finden bei J. Lejnicks, Vennaskalmistu Riias (Der Bräderfriedhof in Riga), in: Ehituskunst 20/21 (1998), S. 26-37, hier S. 30 u. 37.

Gewagt klingt vor diesem Hintergrund die Hypothese, Rigas alter Kern könnte ein aus der Not geborener Welterbe-Kandidat gewesen sein, dem diese Rolle in Abwägung des mit einem Welterbe-Eintrag verbundenen Prestigegewinns, wie ihn besonders kleinere Länder empfinden dürften, zufiel. Und gewiss wäre eine entsprechend formulierte Frage zu suggestiv, als dass sie unmittelbar an beteiligt gewesene Personen gerichtet werden sollte. Auf dem methodisch unerlässlichen Weg über Zeitzeugeninterviews wird man indes durchaus klären können, in welchem Maße es der beratenden Außensicht bedurfte, um zu bestimmen, wie der Idealzuschnitt eines nominierbaren Stadtraums aussehen könnte, das heißt welches Gewicht Rigas Jugendstil-Bausubstanz und überdies ihrer charakteristischen Durchmischung mit ein- bis zweigeschossiger Holzbebauung zugewiesen werden musste, damit gute Chancen auf den Welterbe-Titel bestanden.³

Mit Beratung aus der Perspektive des Außenstehenden ist hier der vertrauliche Gedankenaustausch mit ICOMOS-Vertretern und anderen auswärtigen Denkmalpflegern gemeint. Das UNESCO-Welterbe-Netzwerk berät Länder, deren Registrierungsgesuchen auffallend selten stattgegeben werden kann, mittlerweile allerdings auch offen. Workshops mit dem Ziel, Stätten aufzuspüren, denen sich im Sinne der Konvention von 1972 ‚universeller Wert‘ (so das Schlüsselkriterium im Konventionstext) zuschreiben lässt, wurden in jüngerer Vergangenheit zum Beispiel für die Ukraine angeregt. Als flächenmäßig großer Staat war sie Ende 2002 noch immer nur durch die Kiever Sophienkathedrale (ernannt 1990) und die Altstadt von Lemberg (1998) auf der Welterbe-Liste repräsentiert. Schwierigkeiten mit der Füllung dieser Liste, die denen der Ukraine gleichkämen, zeichnen sich in der Ostseeregion bei keinem Land ab; doch dies macht es nicht weniger reizvoll, unsere Beispielländer auch in ihrem künftigen Nominierungsverhalten zu beobachten.

Die beabsichtigten Analysen zu einer Auswahl abgeschlossener Nominierungsvorgänge stützen sich mit Pressezeugnissen, ICOMOS-Akten und Zeitzeugenbefragungen auf eine solide Quellen-

³ Eine Erwähnung dieser hölzernen Wohnhäuser enthält sogar der veröffentlichte, also etwa im Internet abrufbare Aufnahme-Entscheid der UNESCO für Riga. Die Zwischenkriegszeit hindurch Gegenstand permanenter Abrissforderungen, haben sie sich somit zum Mitgaranten der Einzigartigkeit des Welterbes „Historischer Stadtkern von Riga“ gewandelt. Ironisch mutet ihr Anteil als begünstigender Faktor auch vor dem Hintergrund an, dass die Nominierung von Holzbauten vergleichbaren Alters in Jūrmala wiederum negativ ausging. Zu große architektonische Ähnlichkeit kommt als Ablehnungsgrund kaum in Betracht.

grundlage, die den leider nicht genehmigten Zugriff auf Dokumente im Welterbe-Zentrum nach gegenwärtigem Ermessen aufwiegt. Fallweise können weitere Quellengattungen vom Schulbuch bis zur Tourismuswerbung hinzutreten. Geschichtsbezogen geforscht wird so auf zweierlei Weise: Mit den Nominierungsinitiativen selbst würde zeitgeschichtliches Geschehen rekonstruiert; die Auswertung der vorgebrachten Begründungen hingegen betrifft Arten der Gewichtung und Pointierung (sowie den im Welterbe-Konzept angelegten Versuch einer ‚Visualisierung‘) *früherer* Geschichte.

Vertical line of text on the right side of the page.

Vertical line of text on the right side of the page.

Table with multiple rows and columns, containing illegible text.
Table with multiple rows and columns, containing illegible text.
Table with multiple rows and columns, containing illegible text.
Table with multiple rows and columns, containing illegible text.

Riga at War: 1914–1920

von Mark R. Hatlie

The period of revolution, war and civil war from 1914 to 1920 was one of the most dramatic periods in the history of the city of Riga. The wars brought economic isolation, the evacuation of its industry and monuments, a dramatic loss of population, numerous regime changes and an intensification of ethnic conflict. Despite the interest usually generated by dramatic historical periods and events, there is as yet no monographic work about this period in Riga's history. Publications on the history of the city treat the war only briefly. Histories of Latvia and the war do not focus on urban or even social history as such. The focus is usually military and political history.¹ The recent popularity of wartime urban history,² the revival of interest in the history of the First World War, and the excellent working conditions available in post-communist Latvia all indicate that the time has come to make a first attempt to provide a wartime history of Riga. This short discussion will review the approach taken and some of the problems encountered during this project. It is not intended to make a thorough presentation of research results to date. I intend to present the finished book as a dissertation at the University of Tübingen in 2003.

This project on Riga is not being undertaken in academic isolation. Since January of 1999, an interdisciplinary research project at the University of Tübingen has been investigating the experience of war during the modern age in Europe and the North America (*Sonderforschungsbereich 437: Kriegserfahrung: Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit*). The project involves the work of various disciplines and

¹ See for example Edgars Andersons, *Latvijas Vēsture 1914–1920* (Geschichte Lettlands 1914–1920). Stockholm 1967; Valdis Berziņš, *Latvija Pirmā pasaules kara laikā* (Lettland im Ersten Weltkrieg). Rīga 1987; 20. Gadsimta Latvijas Vēsture. I: *Latvija no gadsimta sākuma līdz neatkarības pasludināšanai 1900–1918* (Lettlands Geschichte des 20. Jahrhunderts. I: Lettland vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Proklamation der Unabhängigkeit 1900–1918). Rīga 2000 (Latvijas Vēstures Institūta Apgāds); Ādolfs Šilde, *Latvijas Vēsture 1914–1940* (Geschichte Lettlands 1914–1940). Stockholm 1976; J. Krastiņš, *Rīga 1860–1917*, hrsg. v. Latvijas PSR Zinātņu Akadēmija Vēstures Institūts. Rīga 1978; ders., *Rīga Socialisma Laikmetā* (Riga im Zeitalter des Sozialismus), hrsg. v. Latvijas PSR Zinātņu Akadēmija Vēstures Institūts. Rīga 1980.

² For example Jay Winter, Jean L. Robert, *Capital Cities at War*. Paris, London, Berlin 1914–1919. Cambridge 1997.

sub-disciplines including history (modern history, Eastern-European history, art history, early modern history, economic history), empirical cultural science, and theology. The individual projects span the 17th to the 20th centuries and include projects on the Thirty Years War, the Napoleonic Wars, the American Civil War, the War of 1870–1871, the two world wars and the Cold War. There are also projects which have more to do with the memory of war than the wars themselves, such a project on war museums and a project on centennial anniversary „celebrations“ of past wars. The focus of the various projects is very diverse, ranging from individual war experience and perception to mass or group experience and covers pre-war, wartime and postwar experience.

One of the sub-groups of the *Sonderforschungsbereich* includes three projects which focus on group experience in Eastern European cities in the twentieth century: Kiev 1941–1945 by Christian Harde and an ambitious, six-year project on Lvov 1914–1945 by Christoph Mick. This project on Riga is the third project in that sub-group.³

At the center of all the projects in the *Sonderforschungsbereich* is a definition of war experience that goes beyond the idea of battlefield trauma and memory. It encompasses a dynamic relationship between perception, interpretation and action (*Wahrnehmung, Deutung und Handeln*) over time. All the elements of previous experience shape an historical actor's perceptions and interpretations of war. The actor's actions and the events of war shape his or her (or that group's) future memory and interpretation of the war. The memory of previous conflict also influences war experience.⁴

For the project on the city of Riga (as well as for Kiev and Lvov), the idea is to reconstruct both a general social history of the city during the First World War, Russian Civil War and Latvian War of Independence, as well as to focus on the experience of group actors. Which group actors were to be investigated was, at the beginning of the project, theoretically open to continuous revision. The initial focus on ethnic groups and, to a lesser extent, religious groups, has proven more

³ These projects originally formed half of a subgroup called „Krieg in der Region“ which also included four projects on southwestern German territories during the Thirty Years War. The idea was to approach all seven of these “regions” with a similar catalogue of questions and methods. Cooperation with historians of the early modern period proved very difficult, however.

⁴ For more information about the theoretical underpinnings and the specific projects see <http://www.uni-tuebingen.de/SFB437/>.

or less workable and has remained at the center of the investigation.⁵ Using a chronology during the period as a framework, the experiences of the various groups during the most dramatic events, regime changes, regime policies and under the changing conditions was to be investigated. The project seeks to uncover the most important topoi for perception, interpretation and historical action (*wahrnehmen – deuten – handeln*) – the war experience – for the Germans, the Latvians and the Russians of Riga.⁶ The role of inter-group (inter-ethnic and inter-faith) action and relationships is expected to make up a large part of the dynamic of changing urban war experience for all the groups, but most especially for the Germans and Latvians. Some of these expectations have been fulfilled. Others have been subject to some revision as work progresses.

It soon became apparent, for example, that much of the history of the city represented war experiences that were not reducible to ethnic or other group experience in a way that would accurately reflect what was happening. Many of the city elite were German, for example. The ruinous evacuation of the factories in the summer of 1915 would therefore have tended to bankrupt more Germans. But the evacuation had a dramatic effect on everyone in the city – especially the workers who followed the factories to Petrograd, Moscow, Nizhnyy Novgorod or Kharkov. There is some indication that the evacuation was resented and perceived by the Germans as a group experience, a measure taken by the Russian government to ruin German-held wealth, but the evacuation as such would appear to be a central element of war experience for Riga's people as a whole. The historian must try to separate group experience from the more general, urban war experience. A similar situation could be presented with regard to the blocking off of the harbor in 1914, the mobilization of reservists in 1914, the hunger, the inflation and general currency confusion, the deplorable sanitary conditions that resulted when house and factory

⁵ Ulrike von Hirschhausen has used ethnic group criteria for discussing developments in pre-war Riga. Vgl. Ulrike v. Hirschhausen, *Die Wahrnehmung des Wandels: Migration, soziale Mobilität und Mentalitäten in Riga 1867–1914*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 48 (1999), H. 4, S. 475–523.

⁶ Other, smaller ethnic groups (Poles, Lithuanians, Estonians) will be taken into account to the extent that they present themselves. They will not be systematically investigated, as their specific sources (memoirs, diaries, etc.) are in languages unreadable by the author and they made up less than 20% of the total populations. The Jews were to have been covered to some extent, but this has proven difficult. No diaries or memoirs have turned up. The protocols and communications of their organizations are in Russian, German and Yiddish.

owners were bankrupted but forced to house military units, the plundering of shops by retreating troops (the Jews appear to have been hit especially hard by this), and other events. Many of these events and the survival strategies developed by the population reflect not so much the unique history of Riga, but twentieth century wartime urban history in general.

One intention of the project was also to uncover the role of past experience in shaping the wartime experience of the groups involved. Interpretations and actions in 1914 were to be traced to memories of 1905. The time-dimension of *Erfahrung* would show how the rivalries of the revolutionary period shaped events during the war. A systematic investigation of the pre-war period was not possible, however. Only when the actors themselves reflect on the past or justify action based on pre-war events will that be taken into account. Examples of this are the creation of a German self-defense militia in 1914 and 1915 made up of members of a similar group created in 1905, the trials of people in 1917 and 1919 for crimes committed against the revolutionaries in 1905–1907, and demonstrations by radical workers and youth on important anniversaries.

The source material for this project is as varied as the events in Riga themselves. The dearth of published material on the basic event-chronology of city history has made it necessary to use just about any kind of material that is available.⁷ Archives in Riga, Moscow, St. Petersburg, Berlin, Bonn, Stanford and Freiburg have been used. Documents from the *guberniya* leadership and police departments, the city administration and city *duma*, numerous organizations including clubs, schools and religious bodies, the military administration, foreign legations and missions (such as the American Relief Administration), the protocols of the post-war trial of Andrievs Niedra, and unpublished letters are all contributing to various aspects of the history.

The post-war press has not been systematically searched for group interpretations wartime events. The daily press for the war period is being used, although it has been somewhat disappointing in revealing explicit group opinions due to wartime censorship. Church periodicals have proven somewhat more useful in that regard. They are re-

⁷ An exception is of course Alfred Hedenström, *Rigaer Kriegschronik*. Riga 1922, and ders., *Rigaer Kommunistenchronik* (published in the newspaper „Rigaer Zeitung“ from June to August of 1919). These are very good sources for obscure events and a unique, German perspective on them. It does not cover all the important events in the city, however, and does not cover the period of German occupation in 1917 and 1918 at all.

vealing about such issues as inter-faith cooperation in setting up hospitals for the wounded and the attempts by the Russian Orthodox Church to use the war to win over Latvian converts from among Lutherans and Baptists, so-called “German” religions.

Published memoirs and diaries have become a very important source for capturing the subjective aspects of war experience, although they are more scarce than was initially expected. There are numerous first hand accounts from the German point of view covering the entire period of the war. But German accounts are especially valuable for the period of Bolshevik rule from January to May of 1919, easily the most traumatic period of the war for the German population in Riga. Latvian memoirs and diaries are also available, but have proven less revealing with regard to specifically urban history. If I may risk a provisional thesis, I would say that the Germans of Riga had a much more intimate relationship with the city of Riga as a cherished “home” (“*Heimat*”) or “place” (“*Ort*”) than did the Latvians. This impression is strengthened and perhaps distorted by the massive population shifts which have made it very difficult to find Latvian memoir or diary authors who stayed in the city for very long during the period under investigation. Riga appears to have been less emotionally charged for them than it was for the Germans. Further reading may revise this interpretation, however.

The Russians of Riga are silent. Only two memoirs have appeared, one from the governor, the other from the police chief. Neither of them were inhabitants of the city before the war. Neither can be said to be very typical of their nationality. Even the documents in the archives which shed light on ethnic conflict seem to ignore the Russians. They were apparently not part of the problem, despite the fact that so much of the anti-German-Baltic writing in the press was in Russian newspapers, primarily “*Novoe Vremya*” in Petrograd. The Russian Orthodox church periodical “*Rizhskie eparkhial’nye vedomosti*” has helped give some idea of a specifically Russian *Wahrnehmung*, as has a recent collection of short articles about Russian perspectives on Riga,⁸ but much more has been left to the imagination of the historian than for the other groups. I have been disappointed to find virtually nothing on the wartime experience of the Old Believer community in Riga.

⁸ Ot Liffjandii – k Latvii. Pribaltika russkimi glazami (Von Livland nach Lettland. Das Baltikum in russischen Augen), ed. by Yu. Abyzov. Bd. 1, Moskva 1993.

An article has been published on the history of mass celebrations in Riga between 1910 and 1920. The visit of Tsar Nikolai II in July of 1910, the visit of Kaiser Wilhelm II in 1917, the birthday celebrations for Wilhelm II in January of 1918, the Mayday celebrations in 1919 – all these events and the symbols used to present them reflect the war-time experience of the city and the differing perspectives of the regimes and the population on past, present and future conflict, while being carried out under varied circumstances on the same urban geography.

An article on the experiences of the Riga Germans appeared in the 2002 edition of the „Jahrbuch des baltischen Deutschtums“. The war experience of Riga's Germans, especially as reflected in their post-war writings, is that of the victims of the historical developments. The necessity to go to war against Germany, with which many Riga Germans had close family ties, the anti-German measures taken by the Russian government, especially the law against the public use of the German language, the denunciations against Germans by Latvians and Russians, the many deportations, the closing down of German public life, the loss of power and status - reflected both in the loss of positions of power in economic life and within the city administration and, especially in 1917 and 1919, the unraveling of law and order which left the Germans, as the ethnic and class enemy, defenseless against what they perceived as mob rule (*Pöbelherrschaft*) – these are some of the more important elements of German *Kriegserfahrung*.

MITTEILUNG

Nachhaltige Nachbarschaft. Die Academia Baltica in Lübeck

Im Dezember 2003 blickt die Academia Baltica auf die ersten zwei Jahre ihrer Arbeit im Netzwerk der Völker und Staaten Ostmitteleuropas und des Ostseeraumes. Ihre Übersiedlung im November 2003 von den himeligen Räumen des Kaufmannshauses in der Lübecker Mengstraße, wenige Schritte nur vom Hause der Buddenbrooks, in das repräsentativ-weltläufige „Hoghehus“ am Koberg symbolisiert den Erfolg des Neubeginns. Seit dem 13. Jahrhundert steht dieses Hoghehus für lübischen Wagemut.

Wie aus These und Antithese des Konflikts um die Travemünder Ostsee-Akademie die Synthese dieser Academia Baltica wuchs und wächst, demonstriert ein Stück europäischer Civitas. Einsicht in die Dialektik der Geschichte ist eine Sache, sie als Objekt zu erleben eine andere und gern zu missende. So wurden Solidarität, Hilfe und Unterstützung unter Bürgern und ihren gewählten Vertretern in Deutschland und unter den Nachbarn der Deutschen im Osten und im Norden zu einem bürgerschaftlichen Kapital, auf das die Academia Baltica bauen kann.

Das Logo der Akademie zeigt ein geflügeltes Ross über dem Schriftzug „Ad astra volandum“ – „Auf zu den Sternen“. Das geflügelte Wunderpferd Pegasus war dem Rumpf der Medusa entsprungen, als Perseus ihr das Haupt abschlug. Des Pegasus Hufschlag öffnete auf dem Helikon die Quelle der Musen. Aufgestiegen zu den Sternen, trug Pegasus dem Zeus Blitz und Donner.

Ihr Logo hat die Akademie dem Titelblatt der „Continuatio“ zum *Simplicissimus* Teutsch des Christoffel von Grimmelshausen entnommen, gedruckt bei Johann Fillion in Mompelgart im Jahre 1669.¹ Während damals Europas Mitte verwüstet in den Wunden des Dreißigjährigen Krieges lag, strebte jener *Simplicissimus* Teutsch auf zu den Sternen.

¹ Continuatio des abentheurlichen *Simplicissimi* oder der Schluss desselben. Durch German Schleichheim von Sulsfort. Mompelgart / Bey Johann Fillion / 1669, in: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, Werke I 1, hrsg. v. Dieter Breuer. Frankfurt a.M. 1989, S. 555.

Den gleichen Sternenhimmel hatte Polens Außenminister Władysław Bartoszewski in seiner Rede zum Auftakt der Frankfurter Buchmesse des Jahres 2000 im Sinn. Er zitierte den Ungarn Georg Lukács: „Selig sind die Zeiten, für die der Sternenhimmel die Landkarte der gangbaren und zu gehenden Wege ist und deren Wege das Licht der Sterne erhellt.“² Lukács, jung noch und idealistisch, hatte im Winter 1914/15 eine vergangene, unzerstörte Welt beschworen. Bartoszewski wies, ungebrochen wie jener Simplicissimus Teutsch, die Landkarte einer Zukunft, die den Europäern offen stehe.

Mit dem Logo des Pegasus und den Sternenhimmeln von Lukács und Bartoszewski stellt die Academia Baltica sich zu jenen, denen Europa am Herzen liegt. Wie Thomas Mann in seiner Rede zur 700-Jahr-Feier Lübecks im Jahr 1926 widerstrebt die Akademie einem Nationalismus, „der eine Weltlage zu begreifen sich weigert, welche eine neue Solidarität der Völker Europas gebieterisch und jedem verständigen Sinn erkennbar fordert“.³

Mit ihrem Einzug in Lübecks Altstadt will die Academia Baltica ihr Teil dazu tun, dass die Bürgergesellschaft an Leben gewinne, eine Gesellschaft bürgerlich nicht im Parteijargon, sondern – mit den Worten Thomas Manns in jener Rede zu Lübeck als geistiger Lebensform – „Bürgerlichkeit größten Stils, Weltbürgerlichkeit, Weltmitte, Weltgewissen, Weltbesonnenheit, welche sich nicht hinreißen lässt und die Idee der Humanität, der Menschlichkeit, des Menschen und seiner Bildung nach rechts und links gegen alle Extremismen kritisch behauptet“.⁴

Einem weiteren Lübecker weiß die Akademie sich verbunden, der in der Armut und am Rande der Hansestadt aufwuchs. Auch er, das zeigende Leben und Werk, hatte solches Bürgertum hinter den Ohren: Standhaftigkeit, die die Freiheit selber ist, Abenteuer des versuchenden Gedankens, Wagemut zur sprengenden Tat, unfähig zur Renitenz gegen das sich verjüngende Leben – Freibriefe, die der Bürger sich selber schreibt.

Ein schwerer Abschied sei es nicht gewesen, den er an einem der ersten Apriltage des Jahres 1933 von Lübeck genommen habe. Er habe weggemusst, wenn er nicht Leib und Seele riskieren wollte, und den

² Georg Lukács, *Die Theorie des Romans*. 2., um ein Vorwort verm. Aufl., Neuwied 1963, S. 5 f. u. 22 (1. Aufl.: 1920).

³ Thomas Mann, *Lübeck als geistige Lebensform*, in: *Über mich selbst. Autobiographische Schriften. Gesammelte Werke in Einzelbänden*, hrsg. v. Peter de Mendelssohn. Frankfurt a.M. 1983, S. 28-50, hier S. 36.

⁴ Ebenda, S. 49.

Blick nach draußen wenden müssen. „Fünfeinhalb Jahre waren vergangen, als ich im Oktober 1938 in Paris, wenige Tage nach dem Münchner Abkommen, Heinrich Mann vorgestellt wurde. Ich wohnte in Oslo, hatte Berlin erlebt und in Spanien erfahren, wie Freiheit von außen erdrückt und von innen zerstört werden kann, und ward nun von Wehmut erfasst, die das Abschiednehmen so schwer macht. ‚Die sieben Türme‘, so sagte, mit Tränen in den Augen und Trauer in der Stimme, Heinrich Mann, 67 Jahre alt, zu dem jungen Lübecker Landsmann, der noch nicht einmal 25 war, ‚werden wir wohl nie mehr wiedersehen.‘ In jenem Augenblick, der mir unvergesslich blieb, ist mir die Stadt mit den sieben Türmen neu ans Herz gewachsen. Das Gefühl, dass das Lübeck der Senatorenöhne Mann das meine nicht gewesen war, versank, ohne das ich es hätte vergessen können.“⁵

Dies schrieb Willy Brandt, Bundeskanzler und Friedensnobelpreisträger, der vor 30 Jahren die Würde eines Ehrenbürgers der Hansestadt Lübeck entgegennahm. Kindheit und Jugend in Lübeck, Vertreibung aus der Heimatstadt und Exil im Norden, Heimkehr und Aufbau eines demokratischen, sozialen und geeinten Deutschland in einem Europa gleicher Lebensform – dies sind Stationen in Leben und Werk Willy Brandts, die Richtschnur sind auch für die Arbeit der Academia Baltica.

Brandts früher Versuch, die seinerzeitige Bundesrepublik Deutschland über den Status quo des Kalten Krieges nach Osten zu öffnen, leitete auch die erste internationale Begegnung der Academia Baltica. Als „Willy-Brandt-Symposium“ versammelte sie Vertreter aus Wissenschaft, Kultur und Politik der nordischen und der baltischen Staaten, Russlands, Polens, Tschechiens, der Slowakei, der Ukraine, Ungarns und Deutschlands. Die zum Auftakt der Akademie angereisten Repräsentanten aller dieser Länder sind es, die nachhaltig neue Nachbarschaft in der Mitte Europas begründen.

Geistige und politische Lebensform gründen auf Landschaft, Sprache, Architektur und Geschichte. Sie verbinden sich zum Gedächtnis in Zeit und Raum, einem Gedächtnis, das weder Krieg noch Flucht, weder Vertreibung noch Umsiedlung zerstören können.

Denn einen Ort kennen heißt seine Vergangenheit kennen. Jeder Bewohner einer Stadt, einer Landschaft ist der materiellen und geistigen Kultur ausgesetzt, die seinem Gebiet innewohnt, und er wird von ihr geprägt. Erst wenn die Menschen, wo auch immer, das Gedächtnis ihrer Region mit ihren Biografien verbinden, werden sie Wurzeln

⁵ Willy Brandt, *Erinnerungen*. Frankfurt a.M. 1989, S. 85.

schlagen, sich niederlassen, sich sicher und zu Hause fühlen und Heimat begründen.

Wenn so die Menschen ihre Welt und Umwelt selbst gestalten und Demokratie vor Ort aufbauen, werden sie zu einer Gesellschaft von Bürgern wachsen. In den wunden Territorien des Ostens und des Nordens will die Academia Baltica ihr Teil tun, dass die Menschen zu ihrer je eigenen und besonderen Identität finden – zwischen Tels-Paddern und der Fischermay, zwischen Hiddensee und Agnetendorf, zwischen Karelien und dem Zipserland, zwischen Auschwitz und Brody.

Solches Selbstbewusstsein schafft neue Formen überschaubarer Sicherheit, einer Sicherheit von unten, die weitaus menschlicher ist und preiswerter als alle Sicherheit, die von oben diktiert und durchgesetzt wird.

Dies ist der „Sternenhimmel“, die „Landkarte“ der von der Akademie zu gehenden Wege. Dergleichen Emotion und auch ein wenig Pathos helfen, dass nach den Wunden und Traumata des vergangenen Jahrhunderts Menschen einander begegnen und einander finden – auf Wegen des Gebens und Nehmens zwischen den wohlgegründeten Bürgergesellschaften des Nordens und des Westens und den Gesellschaften des Südens und Ostens, die bürgerliche Individualität und Pluralität erproben. Die Menschen im Gedächtnis ihrer Region zu verwurzeln, schafft die Basis für einen Überbau selbstbewussten Wirtschaftens. Und davon leben wir, mit unseren Ansprüchen, schließlich alle.

Dem Dritten der drei Lübecker Großen danken wir die Figur der Anna Koljaiczek. Unter ihren Röcken begann das Leben, sie bieten Schutz und Geborgenheit. „In Gdańsk schritt ich Danziger Schulwege ab“, erzählt Günter Grass, „sprach ich auf Friedhöfen mit anheimelnden Grabsteinen, saß ich (wie ich als Schüler gegessen hatte) im Lesesaal der Stadtbibliothek und durchblätterte Jahrgänge des ‚Danziger Vorposten‘, roch ich Mottlau und Radaune. In Gdańsk war ich fremd und fand dennoch in Bruchstücken alles wieder ... Und dann stand ich in der Wohnküche meiner kaschubischen Großtante Anna. Erst als ich ihr meinen Paß zeigte, glaubte sie mir: ‚Nu Ginterchen, biss abä groß jeworden.‘ Dort blieb ich einige Zeit und hörte zu.“⁶

⁶ Günter Grass, Rückblick auf die Blechtrommel – oder Der Autor als fragwürdiger Zeuge. Ein Versuch in eigener Sache. Beitrag zur WDR-Sendereihe „Wie ich anfang“, gesendet am 16.12.1973, in: Essays und Reden. Bd. II: 1970–1979, hrsg. v. Daniela Hermes. Göttingen 1997 (Werkausgabe. 15), S. 323-332, hier S. 331.

Der Anna Koljaiczek zuzuhören ist der didaktisch und pädagogisch nachhaltigste Weg zu Verständigung und guter Nachbarschaft. Es ist nicht selbstverständlich, in Czernowitz, Lemberg, Krakau, Wilna, Dorpat oder St. Petersburg in die Bahn zu steigen und schlussendlich den Weg zur Lübecker Akademie zu finden. Eine Akademie braucht tiefes Wurzelwerk. Und zu einer Akademie braucht es Mut. Eine Akademie muss Vorhut sein. Sie braucht Mitarbeiter, die selbst denken und selbst handeln. Sie braucht vor allem Bildung, Phantasie, Utopie, Beweglichkeit, Leidenschaft, Lust, Neugier aus Prinzip, Humanitas.

Die Pommersche Landsmannschaft hatte in den vergangenen 80er Jahren ihr Herz weit vorausgeworfen, als sie mit den Geldern des Bundes und des Landes Schleswig-Holstein die Ostsee-Akademie über dem Skandinavienkai in Travemünde als ein Forum des Gesprächs und der Begegnung baute und ihr ein Statut auf den Weg gab, das der Akademie hätte Zukunft sichern können. Dietrich Bonhoeffer, dessen Wirken in Stettin-Finkenwalde zu pommerschem Fundus gehören könnte, hatte in seinen Gefängnisnotaten gemahnt, Wahrheit werde gefunden in freiem Dialog und in brüderlicher Begegnung.

*

Es ist der Academia Baltica gelungen, in ihren ersten beiden Jahren die Arbeit der Travemünder Ostsee-Akademie mit neuem Elan fortzusetzen. Ausgehend vom Statut der Ostsee-Akademie formuliert die Satzung der Academia Baltica als vorrangige Aufgaben

- die geistigen, kulturellen und sozialen Bedingungen für das Zusammenleben der Menschen in Europa zu stärken,
- bei dem weiteren Aufbau einer freien, marktwirtschaftlich geordneten und sozial verpflichteten Europäischen Union mitzuwirken durch Überwindung von Vorurteilen, durch Verständnis füreinander und Verständigung untereinander und
- Europas geistige Fundamente in den Bereichen des Glaubens, der Philosophie und der Verantwortung der Menschen füreinander wirksam werden zu lassen.

Im Dienste dieser Zielsetzung widmet sich die Akademie

- der Geschichte und Kultur der Heimat- und Siedlungsgebiete der Deutschen im Norden und Osten Europas als ein Beitrag der Deutschen, die diesen Gebieten nach Herkunft und Bewusstsein verbunden sind, zu guter Nachbarschaft,
- der Geschichte Deutschlands und ihrer Bindung an die Geschichte seiner Nachbarn,

- der Gemeinsamkeit europäischer Geschichte, Geistesgeschichte und Kultur,
- der Aussöhnung und Zusammenarbeit insbesondere mit den polnischen und tschechischen Nachbarn,
- der Verständigung und der Partnerschaft im Netzwerk der Völker und Staaten des Ostseeraumes sowie
- dem Aufspüren von Wegen zur Verwirklichung dieser Ziele und zur Hilfestellung für Politik, Wirtschaft und Wissenschaft.⁷

Die Zahlen der Academia Baltica für die ersten 13 Monate ihrer Arbeit bis zum Ende des Jahres 2002 rechtfertigen die positive Einschätzung ihrer Arbeit. Von den 31 Veranstaltungen seit dem Auftakt der Akademie im Dezember 2001 wurde ein Drittel in den Staaten Ostmitteleuropas durchgeführt, und zwar in Polen, Tschechien, Litauen, Lettland, im Königsberger Gebiet und in der Slowakei. Sämtliche dieser 31 Seminare und Konferenzen waren von Grund auf neu vorzubereitende, neu durchzuführende und oftmals mehrsprachige und simultan übersetzte Unikate.

Von den 1 300 Teilnehmern kam mehr als ein Drittel aus den Staaten Ostmitteleuropas, an ihrer Spitze Polen, Tschechen, Litauer, Letten und Esten. Die im Vergleich mit übrigen Bildungseinrichtungen hohe Präsenz ausländischer Teilnehmer, die nur sehr eingeschränkt eigene finanzielle Beiträge leisten können, fordert viel administrative Kraft und besondere Anstrengungen zur Einwerbung öffentlicher und privater Zuwendungen.

Ein Drittel der Kosten der Akademie von 640 000 € bis zum Ende des Jahres 2002 trugen die Teilnehmer selbst, zwei Fünftel zahlte der Bund, ein Fünftel das Land Schleswig-Holstein. Die Personalkosten für die – im Jahr 2002 – vier festen Mitarbeiter der Akademie lagen unter einem Drittel der gesamten Ausgaben.

Mittelpunkte der Akademiearbeit waren und sind deutsch-tschechische Begegnungen mit dem Institut für internationale Studien der Universität Prag, deutsch-polnische Begegnungen mit dem Kaschubischen Institut in Danzig, der Kulturvereinigung „Borussia“ in Allenstein und dem Gerhart-Hauptmann-Haus in Agnetendorf, deutsch-litauische Begegnungen mit dem Thomas-Mann-Kulturzentrum in Nidden, deutsch-russische Begegnungen mit der Vereinigung „Regiomons“ und dem Deutsch-Russischen Haus in Kaliningrad sowie Begegnungen mit Teilnehmern aus Estland und Lett-

⁷ Satzung der Academia Baltica – Baltic Academy – Akademie im Ostseeraum e.V., beschlossen am 24. September 2001.

land, dazu in jedem Sommer eine deutsch-tschechisch-polnische Schülerbegegnung und ein Sommerkurs, der Studenten aus neun ostmitteleuropäischen Nachbarländern für zwei Wochen vereint. Die Themen der Akademietagungen reichen von Literatur und Kunst über Regional- und Familienforschung und bi- und multilaterale Colloquia zur jüngeren und jüngsten Geschichte bis zum Baltic Media Forum, das im September 2003 Journalisten aus Hörfunk und Fernsehen des Ostseeraumes zum Austausch und zur Anregung grenzüberschreitender und intraregionaler Koproduktionen versammelt.

Heftig nachgefragt sind die Reisen der Akademie auf den Spuren der Literaturnobelpreisträger Gerhart Hauptmann, Günter Grass und Thomas Mann nach Hiddensee, Danzig, Königsberg und auf die Kurische Nehrung, auf jüdischen Spuren durch Litauen und Lettland, mit dem Schriftsteller Johannes Bobrowski durchs Memelland und das Königsberger Gebiet, ins preußische Arkadien des Hirschberger Tals oder nach Böhmen, Mähren, ins slowakische Zipserland und ins polnische und ukrainische Galizien.

Die personelle Ausstattung der Akademie beschränkt sich auf das geringstmögliche Maß: Akademieleiter, Studienleiter, Verwaltungsleiter, eine Sekretärin und ein Sachbearbeiter für Finanzen und Informationstechnologie. Der Bund und das Land Schleswig-Holstein unterstützen die Akademie durch ihre Projektförderungen, die im Rahmen der allgemeinen Engpässe zunehmend knapper ausfallen. Sinnvoll wäre eine Verlagerung der Bundesförderung vom Bundesministerium des Innern mit seinem sehr eingegengten Titel zur Verständigungsarbeit der Vertriebenen hin zur Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

*

Unsere Rückkehr zu den Nachbarn im Osten und Südosten, unser gemeinsames geschichtliches und kulturelles Erbe und die Entwicklung und Sicherung unserer Bürgergesellschaften nachbarschaftlich und nachhaltig in den Köpfen zu verankern braucht unsere Anstrengung auch in den kommenden Jahrzehnten. Es sind dies lohnende und überaus preisgünstige Investitionen in die Zukunft einer uns allen gemeinsamen Welt.

Die Wurzel der Geschichte, so endet Ernst Bloch sein „Prinzip Hoffnung“, geschrieben 1938–1947 in den USA, sei der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. „Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfrem-

dung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“⁸

Dietmar Albrecht, Lübeck

⁸ Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*. 8. Aufl., Frankfurt a.M. 1982 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 3), S. 1628 (1., dt. Ausgabe: 1959).

REZENSIONEN

Konferences Kultūrpolitika Latvijā un Eiropas kultūras procesi. Darba kopsavilkums. Conference Cultural Policy in Latvia and European Cultural Process. Final Report, hrsg. v. Kultusministerium Lettlands. Rīga 1999, 95 S.

Der vorliegende Konferenzband fasst die Ergebnisse der gemeinsamen Konferenz des lettischen Kultusministeriums und des Europarates vom 26. und 27. November 1998 in Valmiera (Livland/Vidzeme) zusammen. Das Ziel der Konferenz war es, den nationalen Bericht „Kulturpolitik in Lettland“ auszuwerten, welcher am 7. April 1998 in Straßburg vorgestellt und im Rahmen des Europarat-Projektes „Kulturentwicklungspolitik in den Mitgliedsstaaten des Europarates“ erarbeitet worden war.

Die Materialien der Konferenz wurden im Band sowohl in lettischer als auch in englischer Sprache vorgestellt. Bedauerlicherweise erfolgte die Übertragung der Texte aus dem Lettischen sehr oberflächlich, enthält Auslassungen und lässt im Allgemeinen zu wünschen übrig.

Während der Konferenz wurden die Empfehlungen einer Gruppe von Experten mit dem Ziel diskutiert, konkrete Strategien und Zielvorstellungen für die lettische Kulturpolitik zu entwickeln. Die Empfehlungen der Experten, welche dem Konferenzband vorangestellt wurden, unterstreichen die Bedeutung der Entwicklung des kulturellen Lebens aller Teile der Gesellschaft, einschließlich der nationalen Minderheiten. Sie enthalten wichtige Vorschläge zur weiteren Finanzierung der Kunst und Kultur im Lande sowie zur Verbesserung der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Künstler.

In den Diskussionsbeiträgen der Konferenz werden die Schwierigkeiten und Herausforderungen, die sich durch den Transformationsprozess in Lettland für die Künstler und die Entwicklung von Kunst und Kultur ergeben haben, erläutert. Hier sind besonders auf die Beiträge der beiden ehemaligen Kultusministerinnen Umblija und Petersone zu verweisen. Umblija hebt insbesondere die Bedeutung des Gesetzes zur Etablierung einer Kulturkapitalstiftung und die Möglichkeiten hervor, die sich durch die Aufnahme Lettlands in die EU für die Propagierung der Kultur Lettlands ergeben können. Petersone unterstreicht die weitere Regionalisierung von Kunst und Kultur als wichtige Entwicklungstendenz im lettischen sozialen Leben. Sie

mahnt ebenfalls eine verbesserte Kulturverwaltung und ein besseres Kulturmanagement an.

Der gelungenste Beitrag des Bandes – der die überwiegende Mehrheit der restlichen Artikel bei weitem überragt – wurde von Roberts Ķīlis verfasst, der an der Stockholm School of Economics in Riga lehrt und Anthropologe ist. Er bespricht die Problematik von Multikulturalismus und nationaler Identität in Lettland und argumentiert, dass Lettland noch nicht bereit sei, eine multikulturelle Gesellschaft zu werden. Er erklärt dies mit einer konservativen und gar veralteten Vorstellung von dem, was nationale Identität ausmacht, und mit dem Versuch, kulturelle Vielfalt nur ethnisch zu definieren. Außerdem ist er davon überzeugt, dass ein Wandlungsprozess dieser Auffassung unvermeidbar und zwingend sei und sich sowohl Intellektuelle als auch Politiker dieser Herausforderung, trotz einer insgesamt konservativen Einstellung, stellen müssten. Er diskutiert die theoretischen Aspekte der Beziehung zwischen Multikulturalismus und nationaler Identität, um sich anschließend dem lettischen Beispiel und einer Kritik der lettischen Identitätsauffassung zu widmen. Diese Kritik (vgl. S. 66 ff.) ist einer der seltenen Fälle, in der ein lettischer Autor die Identitätsstiftung des lettischen Volkes seit Mitte des 19. Jahrhundert kritisch hinterfragt.

An dieser Stelle sei auf eine Beobachtung durch den Direktor der English Regional Arts Boards, Christopher Gordon, einer der Experten des Europarates, hingewiesen. Bezüglich der Ambitionen von örtlichen Verwaltungen zur Förderung von Kunst und Kultur bemerkt er, dass diese sich auf eine eher traditionelle Infrastruktur – Bibliotheken, Museen, Kulturzentren – konzentrierten und den Staat in der Hauptrolle als professioneller Förderer von Kunst und Kultur sähen.

Mit Ausnahme weniger Beiträge wie der von Ķīlis beschränkt sich der Band im Allgemeinen auf eine Bestandsaufnahme der Probleme von Kunst und Künstlern in einer Transformationsgesellschaft wie Lettland. Die Empfehlungen der Experten des Europarates sind sicherlich von Bedeutung, können aber nur dann realisiert werden, wenn sowohl von Seiten der Geldgeber (Staat, aber zunehmend auch private Sponsoren) als auch der Künstler die Notwendigkeit erkannt wird, die Beziehung zwischen diesen beiden Seiten entsprechend den Bedingungen in einer marktwirtschaftlich orientierten Demokratie neu zu definieren.

Falk Lange, Den Haag

J. Zilgalvis, *Pearls of Latvia. Full colour guide to 40 of the most beautiful castles, palaces and manors in Latvia*. Rīga: Izdevniecība AGB 2000, 288 S., 16 Kartenskizzen, zahlreiche Abbildungen.

Die zu besprechende Publikation wurde, so zeigt es eine auf der Zitierseite abgedruckte Medaille an, bei einem Wettbewerb, der Lettlands „schönstes Buch des Jahres 2000“ zum Thema hatte, ausgezeichnet. Sie porträtiert ausgewählte Burgen, Schlösser und insbesondere Gutshäuser auf dem Boden Lettlands, darunter so geläufige wie die kurländischen Herzogsresidenzen in Jelgava (Mitau) und Rundāle (Ruhenthal) oder die Bischofsburg Turaida (Treyden) im Gauja-Nationalpark, aber auch einige recht unbekannte, denen die meisten herkömmlichen Reisebücher schon aus Platzgründen kaum Beachtung schenken. – Zu einem die wichtigsten Reiseinformationen bündelnden ‚guidebook‘ erklärt sich auch das vorliegende Werk einleitend, doch ist fraglich, ob es damit den richtigen Eigenanspruch erhebt. Eher stellt es einen in seinem Konzept originellen Kunstführer dar. Lediglich *ob* es eine Sehenswürdigkeit näher vorstellt oder nicht, scheint sich teils darüber entschieden zu haben, inwieweit auf deren Gelände Unterbringungsmöglichkeiten existieren.

Auf jedes der insgesamt 40 Objekte, die beschrieben werden, entfallen entweder vier oder sechs, vereinzelt auch zwei oder acht Seiten mit im Durchschnitt je zwei Abbildungen, wobei die Anteile von Bild und englischem Text ziemlich ausgeglichen sind. Für eine Publikation in dem verwendeten Format sind die von zahlreichen verschiedenen Fotografen stammenden Farbaufnahmen von überzeugender Qualität – und insofern gewiss ausschlaggebend für die erwähnte Prämierung gewesen. Damit ist freilich zugleich gesagt: Handelte es sich um einen klassischen Bildband, so hätte die Zuerkennung eines Preises bei identischem Fotomaterial ferner gelegen. Eine Stärke, was die Art der Bebilderung angeht, besteht in jedem Fall darin, dass manchmal die Zustände vor und nach einer gerade erst erfolgten Restaurierung verglichen werden können; ein anderes Mal trifft man auf eine Architektenzeichnung, die eine unverwirklichte Planung für einen der Innenräume überliefert; wieder andere Illustrationen geben eine Vorstellung vom Aussehen einer Fassade, eines Saals oder eines Parks in der Zwischenkriegszeit oder vor dem Revolutionsjahr 1905, in dem viele Gutshäuser niederbrannten. – Einen veränderten Wiederaufbau nach 1905 glaubt man übrigens, analog etwa zu Ēdole (Edwahlen), auch beim Blick auf die Bilder von Jaungulbene (Neu-Schwanenburg)

vor sich zu haben, entnimmt dann aber dem Text, dass ausgerechnet im Falle Jaungulbenes der ungewöhnlich radikale Umbau eines vormals neugotischen Gutshauses kurz *vor* der Revolution erfolgte.

Am bildlichen Dokumentieren, wie es sich hier andeutet, erweist sich der besondere Charakter des Buches. Andererseits hätte sich die Gegenüberstellung der Anblicke von vor zehn Jahren und heute noch häufiger empfohlen, als man sie de facto vorfindet. Zu vermissen ist sie beispielsweise bei der Burg von Ventspils (Windau), deren Gesamtansicht man ausschließlich so kennen lernt, wie sie sich seit der jüngsten Instandsetzung darbietet. Doch eine Kritik wie diese kann eben überhaupt erst formuliert werden, nachdem das Buch in der betreffenden Hinsicht mehr bietet, als sein Titel hätte erwarten lassen; sie sollte deshalb nur ganz am Rande anklingen.

Problematischer mutet das allzu stringente Einteilungsprinzip an; denn genauso durchgängig, wie jedem der 40 Bauten nach Möglichkeit drei oder wenigstens zwei Doppelseiten zugewiesen sind, ordnen die Herausgeber stets zwei oder drei Bauwerke in eine Art Kleinregion ein: Die meisten der Städte, die in der Sowjetzeit und darüber hinaus namengebend für einen Rayon waren, sind es im vorliegenden Buch für eine dieser Kleinregionen. Nur die östliche Provinz Latgale (Lettgallen) wird nicht mit einer oder mehreren ihrer sechs Kreisstädte, sondern stattdessen mit dem zentralen Aglona (Aglohn) identifiziert; sie ist folglich nur mit drei Gutshäusern unter den „Perlen Lettlands“, die der Buchtitel apostrophiert, vertreten. Die Gliederung des Werkes lässt auf Aglona alphabetisch sämtliche Verwaltungssitze im übrigen Lettland mit Ausnahme von Aizkraukle (Ascheraden), Madona (Modohn), Ogre (Oger), Saldus (Frauenburg) und Valka (Walk) folgen; dies entspricht 16 Kapiteln respektive Kleinregionen. Dass in diesem Rahmen etwa Schloss Jaunpils (Neuenburg) unter Dobele (Doblen) zu finden ist, obwohl auch Tukums (Tuckum), zu dem es administrativ gehört, als Zentrum einer Region aufgefasst wird, scheint legitim; schließlich liegt es nicht näher bei Tukums als bei Dobele.

Keinen erkennbaren Nutzen hat dagegen die Selbstbeschränkung, nicht einer einzigen kapitelbildenden Stadt mehr als drei ‚Perlen‘ in ihrer Umgebung zuzugestehen. Die an sehenswerten Schlössern reiche Gegend von Bauska (Bauske) bleibt so auf die drei bedeutendsten reduziert; diese befinden sich unbestritten in Rundāle (Ruhenthal), Mežotne (Mesothen) und in der Stadt selbst. Ist die Region damit jedoch sinnvoll abgehandelt? Gerade einem Touristen, der, mit dem vorliegenden Führer im Gepäck, seinen Lettland-Aufenthalt eigens

auf den engeren Umkreis Bauskas konzentrieren würde, um Rundāle und Mežotne zu sehen, entginge zum Beispiel der reizvolle Gutshof Kaucminde (Kautzemünde) wenige Kilometer außerhalb der Stadt. Unbefriedigend ist hier die Erkenntnis: Lage Kaucminde statt bei Bauska weit von dort entfernt – beispielsweise bei Valmiera (Wolmar), einer von nur zwei der 40 ‚Perlen‘ umgebenen Stadt –, so hätte seiner Aufnahme in die streng gegliederte Schlösser-Auslese eventuell nichts entgegengestanden.

Wie gering die Zahl von 40 herausgegriffenen Gebäuden ist, verdeutlicht bereits die chronologische Einführung in das Spektrum der Architekturstile, welche Lettlands Bestand an herrschaftlichen Häusern abdeckt. Selbst auf dem knappen Raum von nur drei Seiten zählt sie Dutzende idealtypischer Repräsentanten der verschiedenen Stilrichtungen auf. Mit Namen wie Vērene (Fehren), Sidgunda (Siggund), Krape (Kroppenhof) und vielen weiteren, die dabei naturgemäß Neugier wecken, lässt das Buch seine Leser jedoch allein; es klärt nämlich nicht einmal über die Lage dieser Gutsensembles auf. Letzteres hätte mühelos anders gelöst werden können, da (über die Gesamtkarte auf der vorderen Umschlaginnenseite hinaus) jedes Einzelkapitel einen Kartenausschnitt enthält und alle diese Kartenbilder Spezialanfertigungen sind. Es hätte sogar anders gelöst werden *müssen*, da bei der Suche nach sehr kleinen Orten auch manche heutige Straßenkarte versagt; und nicht jedem potenziellen Benutzer des Bandes „Pearls of Latvia“ steht wie dem Rezensenten ein Erfolg versprechendes Hilfsmittel zur Verfügung, und sei es nur ein Atlas mit Namensregistern. – Man mag überrascht sein, das fotogene Herrenhaus in Nogale (Nogallen) oder die besonders alte Gutsanlage von Kabile (Kabillen) nicht eigenständig behandelt, sondern nur in der Einleitung genannt zu finden. Immerhin dort sind sie indes abgebildet – ein Grund mehr für ihre kartografische Erfassung. Die Möglichkeit dazu auf der im Umschlag vorangestellten Übersichtskarte von Lettland oder alternativ auf den Umgebungskarten für Talsi (Talsen) und Kuldīga (Goldingen) wurde dennoch vertan.

Da ohnehin die Zahl der Einträge auf den Karten im Inneren gegenüber dem Umschlag nicht zunimmt – größer ist allein der Maßstab –, überlegt man unwillkürlich: Hätte der für sie verbrauchte Platz nutzbringender verwendet werden können? Eindeutig ja, denn die hervorragenden Texte von Jānis Zilgalvis, zu deren Lob wir leider erst jetzt kommen, wären bei mancher Örtlichkeit leichter zu verfolgen, wenn eine Skizze die Verteilung der erläuterten Einzelgebäude auf einem Gutsareal oder auch den Grundriss des Hauptgebäudes veranschau-

lichen würde. Zum Beispiel geht Zilgalvis sehr zuverlässig auf Mausoleen ein, wo immer derartige Gemäuer bis heute an einstige Besitzer erinnern; umso enttäuschter wird der interessierte Durchreisende sein, wenn er vor Ort ein womöglich weitab im Wald verstecktes Grabmonument vergeblich sucht. Warum soll er darauf angewiesen bleiben, sich erfolgreich durchzufragen?

Zwar registriert man dankbar den erfreulichen Anteil von Luftaufnahmen an der Gesamtzahl der Illustrationen, doch hätte es davon noch mehr geben müssen, um den Mangel an Lageplänen der eigentlichen Gutsgelände einigermaßen aufzuwiegen. Und wie das Beispiel der Burg von Cēsis (Wenden) belegt, ersetzt ein Luftbild noch keinen Grundrissplan.

Die Qualität der Texte ermisst am besten, wer bereits eine gewisse Leidenschaft für baltische Gutshäuser mitbringt. Wer sich noch nie mit deren Charakteristika befasst hat, wird es hingegen ermüdend finden, von Mal zu Mal etwas über die Funktion, in der ein jeweiliger Herrschaftssitz entstand, danach einiges über das Exterieur, dann Näheres über das Interieur und gegen Ende das Wichtigste über den Park zu erfahren. Doch auch diesen Leserkreis dürfte Zilgalvis letztlich begeistern, da er immer wieder berichtenswerte Vorkommnisse aus der Historie der behandelten Orte einstreut; persönliches Wirken dort lebhaft gewesener Personen wird optimal mit Baugeschichtlichem verknüpft.

Für den Autor ist es eine Selbstverständlichkeit, zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Gutshaus Stāmeriena (Stomersee) den Schriftsteller Giuseppe Tomasi di Lampedusa zu nennen, der in den 1930er Jahren dort verkehrte. Über das obligatorische Maß an Information hinaus weiß Zilgalvis aber sogar die verwandtschaftliche Beziehung darzulegen, welche den Italiener in jenen einsamen Landstrich bei Gulbene (Schwanenburg) verschlug. Gern verzeiht man angesichts solcher Fülle an Kenntnis den Schreibfehler „Tomaso“ statt „Tomasi“.

Die personenbezogene Komponente drängt die bauliche auch mal in den Hintergrund; dies gilt besonders für die drei Porträts lettgallischer Gutshöfe: Zwei von diesen, Aizkalne (auch als Jasmuiža bekannt) und Birkinēļi (Birkenhagen), waren zeitweilige Aufenthaltsorte von Lettlands großem Dichter Jānis Rainis (1865–1929).

Neben den entscheidenden Bauphasen und den Viten früherer Eigentümer thematisiert Zilgalvis auch Nutzungswechsel im Zuge der Agrarreform nach 1920 sowie später der Sowjetisierung. Intermezzi, etwa die Eigenschaft von Gut Pelči (Pelzen) als Kommandozentrale im „Kurland-Kessel“ während des Zweiten Weltkriegs, entgehen ihm

dabei nicht. Auch dass er zu manchem Herrenhaus denkbare architektonische Vorbilder im Ausland anführt, unterstreicht die Kompetenz des Autors.

Über eine ganze Reihe der zum Besuch empfohlenen Stätten enthält das Buch auch noch, durch farbige Unterlegung vom Haupttext separiert, Beigaben aus dem Reich der Legende. Etliche handeln von im Schloss oder dessen Park hausenden Fabelwesen; andere spielen vor dem Hintergrund lange zurückliegender Kriegsereignisse und erzählen von geheimen unterirdischen Gängen oder erklären auf originelle Weise ein Wappenmotiv.

Bei der englischsprachigen Aufbereitung von Zilgalvis' Manuskript sind hier und da kleine Versehen vorgekommen; ansonsten ist das Buch jedoch vergleichsweise gut lesbar, sodass der Lektüregenuss unbeeinträchtigt bleibt. Die letzten Seiten wurden für Begriffsdefinitionen, eine Kurzbibliografie sowie 107 Adressen geprüfter Hotels genutzt. Das ausgefallenste Ausstattungselement bilden Piktogramm-Reihungen, die jeden der 40 Beispielorte im Hinblick auf seine touristische Infrastruktur charakterisieren sollen. Da sie nahezu unkommentiert bleiben, ändern allerdings auch sie nichts an dem Fazit:

Man hat es mit einem mit vielen geschichtlichen Fakten angereicherten Architekturführer zu tun, der das konventionelle Reisehandbuch zweckmäßig ergänzt, aber in keinsten Weise ersetzt, und zwar auch bei der Interessensnische ‚Schlösser und Herrenhäuser‘ nicht, schon weil der Standard-Reiseführer, falls hinreichend dick, mehr davon nennt und vor allem auffindbar macht.

Andreas Fülberth, Münster

Das Dommuseum in Riga. Ein Haus für Wissenschaft und Kunst / Doma Muzejs Rīgā. Templis Zinātnei un Mākslai. Begleitband des Herder-Instituts Marburg in Zusammenarbeit mit dem Museum für Stadtgeschichte und Schifffahrt in Riga zur gleichnamigen Ausstellung im Museum vom 16. Mai 2001 bis 1. März 2002, hrsg. v. Margit Romang u. Ilona Celmiņa. Marburg: Verlag Herder-Institut 2001, 256 S., 135 Schwarz-Weiß-Abbildungen.

Der Band enthält neben Gruß- und Geleitworten neun Aufsätze zum Themenkreis des Titels. Alle Texte sind in Deutsch und Lettisch abge-

druckt. Die Abbildungen, zumeist auf alte schwarz-weiße Fotos zurückgehend, sind in einem etwas tristen Grauton gehalten. Sie vermitteln gleichwohl einen guten optischen Eindruck von den Phasen der in den Beiträgen geschilderten Museumsgeschichte. Äußerer Anlass für Ausstellung und Begleitschrift war die 800-Jahr-Feier der Stadt Riga 2001.

Der erste Beitrag von Ulrike von Hirschhausen skizziert anhand einiger Lebensläufe von Deutschbalten, Russen und Letten die drei seit dem späteren 19. Jahrhundert bestimmenden Kulturkreise im Milieu der drei Ostseeprovinzen des russischen Zarenreichs, die kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen vor dem Hintergrund wirtschaftlich-technischer und politischer Modernisierung. Dabei tritt das europäische Denken der Oberschicht als Neuerung hervor. Doch wird auch deutlich, warum sich dieser moderne Impuls nicht gegen das nationalistische Denk- und Handlungsschema der vorherigen Epoche durchsetzen konnte: Die Entwicklung einer lettischen Eigenstaatlichkeit musste sich auf der Grundlage des Nationalgedankens entwickeln. Man konnte diesen Schritt nicht überspringen.

In einem kurzen Beitrag schildert Jörg Hackmann geistige Voraussetzungen für die Herausbildung von kulturellen Vereinen für gemeinnützige Ziele, die nicht nur in den baltischen Provinzen jeweils die Grundlage für das Entstehen eines Museums gewesen sind. Dass hierbei die führenden Persönlichkeiten der Deutschbalten eng mit den jeweils neuesten Strömungen in Deutschland vertraut waren und diese für ihre eigene Heimat zu nutzen wussten, belegt die starke Verknüpfung der jeweiligen kulturellen Welten, für die nicht allein gemeinsame Sprache und gemeinsame Herkunft seit dem Spätmittelalter die Klammer bildeten.

Peter Wörster beschäftigt sich mit der 1834 in Riga gegründeten „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der russischen Ostsee-Provinzen“, die durch das Anlegen von Sammlungen, die Veranstaltung von Ausstellungen und Tagungen, die Herausgabe von Publikationen „Riga zum Zentrum geisteswissenschaftlicher Forschungen in der baltischen Region“ (S. 30) machte. Bemerkenswert ist, dass Wörster als Tatsache, die die Gründung der Gesellschaft zumindest beschleunigt hat, den beginnenden Druck der Russifizierung nennt. Diese äußere Bedrohung der kulturellen Eigenständigkeit bewirkte verstärkte kulturelle Anstrengungen, wie sie für das 19. Jahrhundert mit Sammeln, Erforschen und Publizieren besonders charakteristisch sind. In diesem Tätigkeitskreis entsteht auch der Museumsgedanke, und zwar in einer klarer konturierten und bewusster zielge-

richteten Weise, als er sich im 18. Jahrhundert aus den barocken Kunst- und Wunderkammern gebildet hatte. Die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde“ begleitete das Rigaer Dommuseum, dessen Gründung sie entscheidend förderte, durch die Zeiten schönster Entfaltung bis zum bitteren Ende 1940 und der Aussiedlung nicht nur der deutschbaltischen Bevölkerung, sondern auch eines Teils des Kulturguts, nachdem die nationalistische Politik des lettischen Staates in den 1930er Jahren bereits eine allmähliche Erdrosselung der Museumsarbeit bewirkt hatte. Nach 1945 gab es einen Wiederanfang der Arbeit, nicht der Gesellschaft selbst, u.a. in der Carl-Schirren-Gesellschaft und der Ost-Akademie in Lüneburg.

Der im Band folgende Beitrag von Andris Celmiņš behandelt die archäologische Erforschung Rigas, die auch zum Teil aus dem Dommuseum heraus geleistet wurde und heute Angelegenheit des Museums für Stadtgeschichte und Schifffahrt ist, das sich als Nachfolger des Dommuseums versteht. Der gehaltvolle Überblick über dieses für die lettische Archäologie gewiss wichtige Forschungskapitel nimmt sich im Rahmen dieses Bandes etwas fremd aus. Man hätte ihn eher in einem Sammelband über die Geschichte der Archäologie in Lettland gesucht. Andernfalls wären weitere Beiträge über Arbeitsfelder des Dommuseums ebenso nötig wie wünschenswert gewesen, um diesen Text richtig einzugliedern.

Von Parsla Petersonē stammt die Schilderung der Baugeschichte des Dommuseums in Riga. Diese Ausführungen sind wichtige Ergänzungen der Museumsgeschichte, die jedoch eigenartigerweise erst danach im Band folgt. Der eingehenden Schilderung entnimmt man u.a. das zähe Ringen der insgesamt vier Vereine, die sich die Errichtung des nachmaligen Dommuseums zur Aufgabe gemacht hatten. Es brauchte allein zehn Jahre, um die städtischen Gremien von der Notwendigkeit eines eigenen Museumsgebäudes zu überzeugen. 1877 wurde ein Architektenwettbewerb durchgeführt, doch dauerte es bis zur Ausführung eines (anderen) Plans noch elf Jahre. 1888 war Richtfest, am 2. Januar 1891 öffnete das Dommuseum seine Pforten. „Noch heute hat das Rigaer Museum für Stadtgeschichte und Schifffahrt seinen Sitz in diesem Gebäude.“ (S. 67)

Den Kern des Buches bildet der umfangreichste Beitrag der Herausgeberin Margit Romang über die Geschichte des Rigaer Dommuseums bis 1936. Der Bogen der Schilderung beginnt im 18. Jahrhundert mit der Stiftung der Privatsammlung des Arztes von Himsel und seines Kapitals zur Errichtung eines städtischen Museums. Dieser Gedanke war seiner Zeit jedoch gut 100 Jahre voraus. Seit 1834 trieb die

„Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands“, bald im Verein mit drei weiteren Vereinen, den Gedanken des Museums voran. Über manche Entwicklungen gelangte man erst 1891 zur Öffnung des Dommuseums in einem eigens zu diesem Zweck errichteten Gebäude. Kulturgeschichtliche Großausstellungen in den 1880er Jahren in allen baltischen Provinzen hatten endgültig die Notwendigkeit eines zentralen öffentlichen Museums für jede Region deutlich gemacht. Die Arbeit des Museums konnte sich auch über die kriegerischen Ereignisse hinaus in den 1920er Jahren breit entfalten, trotz geringer werdender Unterstützung des nun lettischen Staates. Seit 1925 konnte die Gesellschaft nicht mehr allein das Museum tragen, die „Deutsch-Baltische Volksgemeinschaft“ unterstützte sie nun darin. Erst ab 1935 ging die Behinderung der Arbeit im Dommuseum von staatlicher Seite so rapide voran, dass mit einer Beschlagnahme der Sammlung 1936 das Aus für die Entwicklung der Einrichtung in ihrer bisherigen Trägerschaft durch die privaten Museumsvereine kam. Bis dahin hatte man durch das Museum, neben Naturkunde und Archäologie, die Geschichte und Kultur der Deutschbalten erforscht und dargestellt. Nach den großen Umbrüchen um 1920 war man sich dabei bewusst geworden, dass es sich um eine „nunmehr abgeschlossene Epoche deutschbaltischer Kultur“ (S. 88) handelte.

Im Beitrag von Rasa Parpuce wird das Schicksal der Sammlung des Dommuseums zur Zeit der Umsiedlung der deutschbaltischen Bevölkerung 1939/41 behandelt. Dies ist ein düster-tragisches Kapitel für Deutschbalten und Letten gleichermaßen, dessen Schilderung der Autorin in Objektivität gelingt. Da Kulturgüter zur Identität eines Volkes gehören, sollten zur Umsiedlung der Deutschbalten auch einige ihrer kulturellen Besitztümer „umgesiedelt werden“. Eine zusätzliche Tragik liegt darin, dass diese Umsiedlung in ein nachmaliges Vertreibungsgebiet erfolgte, nach Posen, wo durch die Wirren des Kriegsendes 1944/45 nochmals vieles verloren ging. Zu den bemerkenswerten Kulturleistungen der deutschbaltischen Wissenschaftler gehört die fast in letzter Minute geschaffene Fotodokumentation eines wichtigen Teils des Bestandes im Rigaer Dommuseum, die sich heute in der „Fotosammlung Dommuseum“ im Marburger Herder-Institut befindet und auf die Margit Romang in einem kleinen Beitrag des Bandes hinweist.

Zur weiteren Entwicklung der aus dem Dommuseum hervorgegangenen Institution, ab 1936 „Historisches Museum der Stadt Riga“, berichtet ein Beitrag von Livija Blumfelde und Ilona Celmiņa. Es

erfolgte eine deutlichere Konzentration des Museums auf den Bereich der Stadt Riga, zugleich wurde verstärkt Stadtarchäologie betrieben. Die Kriegszeit 1939–1944 brachte eine vorübergehende deutsche Verwaltung des Museums mit wenig rühmlichen, aber für die besetzten Gebiete nicht untypischen Entwicklungen. So organisierte Niels von Holst ab Juli 1941 ein Deutsches Landesmuseum und ein lettisches Museum, doch wurde dies von seinem Nachfolger Hans Schröder (Lübecker Museen) zum Januar 1942 wieder rückgängig gemacht. 1946 kehrte ein großer Teil der bei der Umsiedlung 1939/41 abgegebenen Objekte nach Riga zurück. Die 1950er Jahre waren von besonderer ideologischer Kontrolle des Museums durch die KP Lettlands geprägt. 1949–1952 wurde der Museumsbestand unter ideologischen Gesichtspunkten „gesäubert“. Erst seit den 60er Jahren waren wieder Fachhistoriker Leiter der Einrichtung. Eine Entideologisierung der Dauerausstellungen fand seit 1989 statt. Seit 1991 ist wieder eine breite internationale Zusammenarbeit möglich. Ausdruck davon sind nicht zuletzt der vorliegende Band und die gleichnamige Ausstellung.

Eine schöne und unentbehrliche Ergänzung der Beiträge stellt der Bildteil mit seinen 131 Abbildungen dar. Leider sind die einzelnen Bilder nicht eingehender kommentiert oder wenigstens, soweit möglich, durch Hinweise auf entsprechende Stellen in den Textbeiträgen bezogen. – Der Band „Das Dommuseum in Riga“ stellt eine wichtige Neuerscheinung zur deutschbaltischen und lettischen Kulturgeschichte dar und erhält vor dem Hintergrund der Bestrebungen, am Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg eine große und umfangreiche deutschbaltische Abteilung einzurichten, zusätzliche Bedeutung und Aktualität.

Jörn Barfod, Lüneburg

Salīdzinošā literatūrzinātne Austrumeiropā un pasaulē. Teorijas un interpretācijas (Vergleichende Literaturwissenschaft in Osteuropa und in der Welt. Theorien und Interpretationen), hrsg. v. Anita Rožkalne. Rīga: Pētergailis 2001, 199 S.

Ein Buch mit diesem Titel weckt bestimmte Erwartungen wie z.B.: einen Überblick über die Komparatistik allgemein zu erhalten, aber auch einen Eindruck davon, welchen speziellen Beitrag „Osteuropa“

zur Komparatistik beisteuert. Und natürlich die Erwartung, einige Theorien vorgeführt zu bekommen. Statt dessen erhalten wir eine bunte Mischung von ganz verschiedenen Beiträgen, die für sich genommen sicherlich alle ganz richtig und interessant sind, die aber keineswegs aus der ganzen weiten Welt stammen, die wenig von Theorie wissen wollen und die auch nur zum Teil komparatistisch vorgehen.

Wie funktioniert nun Komparatistik? Was ist ihr Ziel? Ist es, wie die Herausgeberin Anita Rožkalne in ihrem Vorwort schreibt, „die Freude über die Kontakte von Literaturen und deren Erforschern“, drückt sie „das Weltgefühl eines jeden Volkes“ aus? Auch Rožkalnes eigenes Referat, der einzige wirklich theoretische Artikel des Sammelbandes, kann wenig Erhellendes zu den zentralen Fragen einer jeden Methodik anführen. In ihrer Vorstellung von vergleichender Literaturwissenschaft geht es vor allem um einen Vergleich von Objekten, die aus zwei verschiedenen Medien, meist Literatur und Bildender Kunst, stammen; bezogen auf die Literatur ergibt sich: Es kann mehr oder weniger alles mit allem verglichen werden. Aber ist das methodisch richtig? Muss sich nicht ein jeder Autor, der in der Literaturwissenschaft komparatistisch vorgehen will, fragen:

1. Was will ich mit meinem beabsichtigten Vergleich überhaupt zeigen? Es ist ja nicht unmöglich und auch nicht verboten, durch ein Vergleichen ungewöhnliche Beziehungen herzustellen. Doch sollte man sich über den möglichen Erkenntnisgewinn klar sein, der erst die getane Arbeit adeln wird. Was werde ich eigentlich finden, wenn ich z.B. indische Tänze in Literatur und Kunst vergleiche? Was wird es für einen Sinn machen, wenn ich den Surrealismus in Literatur, Bildender Kunst und Musik untersuche? (Diese Beispiele sind Vorschläge von Rožkalne.) Was werde ich mehr wissen, wenn ich die „Iphigenie“ von Euripides, Goethe, Rainis und Žižverts vergleiche, einige Motivparallelen in Dramen von Ibsen und Stumbrė finde oder mythologische Parallelen zwischen Homer und Appolonios von Rhodos aufzeige? (Diese Beispiele sind Titel von Aufsätzen des Sammelbandes.) Wenigstens im Nachhinein muss diesem Tun doch ein Zweck zukommen, und sei er auch „nur“ (aber das wäre ja schon sehr viel) wissenschaftsimmanent – sei es z.B. dass anderswo gestellte Hypothesen widerlegt oder bestätigt würden, sei es dass eine Methodik exemplifiziert würde, oder sei es dass ein poetisches Konzept (das ureigenste Feld der Literaturwissenschaft) zum Vorschein trete.

2. Wie und was vergleiche ich? Wenn ich zwei zu vergleichende Objekte habe, was ist dann eigentlich mein *momentum comparationis*, jene beiden Objekten eigene Merkmale oder Eigenschaften, mit denen

ich erst einen Vergleich durchführen kann? Zu wenig wird im Sammelband beachtet, dass es, wenn man etwa zwei Romane bzw. bestimmte Einzelheiten zweier Romane vergleicht, doch die Erzählkonzepte sein müssen, auf die man den Vergleich stützt, und erst recht, wenn die Romane sogar noch aus zwei verschiedenen Zeiten und Literaturen genommen sind. Nähme man einfach irgendein zufälliges gemeinsames Element der Texte zum Anlass des Vergleichs, würde man am Ende doch nur herausbekommen, dass sich beide Texte unterscheiden (was man auch schon vorher wusste), denn man würde die sprichwörtlichen Äpfel mit Birnen vergleichen. Es muss immer die Frage sein, welche Funktion ein Element im Textganzen erfüllt und ob sich hierin Texte ähneln. Was nützt es, alle Texte zu untersuchen, in denen Telefonzellen vorkommen? Die wirklich spannende Frage wäre doch, in welchen Texten Telefonzellen als Bild des Menschen in der modernen Gesellschaft auftreten und welche Diskurse bzw. Diskurspositionen die Autoren mit ihrem Bild in ihrem jeweiligen Erzählkonzept bedienen bzw. einnehmen. Betrachtet man z.B. einen Roman weniger als zu analysierendes Kunstwerk, sondern eher als historisches Faktum, dann steht die (nur auf analytischem Wege beantwortbare) Frage im Vordergrund, welche Beiträge geben die Autoren mit ihren – um im Beispiel zu bleiben – jeweiligen Romanen zu einem bestimmten Diskurs? Und hier ist miteinander vergleichbar, was als Beiträge desselben Diskurses gelten kann; literaturgeschichtlich können verschiedene Literaturen auf ähnliche Vorgänge bzw. Diskurse hin „vergleichend“ untersucht werden.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die in der Literaturwissenschaft so beliebte Forschung nach den ideengebenden Vorlagen, nach Imitationen oder nach gleichen Motiven nicht automatisch schon „Vergleichende Literaturwissenschaft“ ist (aber durchaus dazu werden kann). Wird dieses „rückführende“ Forschen nicht autoreferent in ein Konzept oder heteroreferent in einen Diskurs funktional eingebunden, sondern erscheint selbst schon als der Zweck, so hat es am Ende nur die Entzauberung eines poetischen Werkes und die Degradierung des künstlerischen Schaffensprozesses zu einer eklektizistischen Schreiberei zur Folge, die jeder leisten könnte.

Zu Recht befinden sich vier Referate im Sammelband, da sie den Weg „Vergleichender Literaturwissenschaft“ durchaus im Sinne des Geforderten beschreiten: Vita Paporinskas Untersuchung mythologischer Parallelen in Homers und Apollonios' Epen, eine vergleichende Wertung von Rūdolfs Blaumanis' und Thomas Hardys Schaffen durch Ināra Penēze, Andris Kazjukevičs Vergleich des christlichen Kodes bei

Dmitrij Merežkowski und Henryk Sienkiewicz sowie Ol'ga Skačkovas Vergleich von Übersetzungen von Aleksandr Puškins „Evgenij Onegin“ ins Lettische und Englische. Einen kurzen theoretischen Blick auf die Komparatistik wirft im Prinzip auch Frank Beardows Referat, das sich im Wesentlichen aber um die Stellung der Komparatistik als eigenes Fach und von daher auch um eine mögliche Didaktik inklusive eines Curriculums bemüht. Beardow macht nebenbei kräftig Werbung für seinen Studiengang resp. seine Universität, was wir ihm aber verzeihen, da er der einzige nicht-osteuropäische Referent ist und somit für das „in der Welt“ des Titels des Sammelbands steht.

Und die anderen Referate? Sie gehören mehrheitlich in die Vorlagen- und Motivforschung, aus denen noch das eine oder andere komparatistische Quentchen hervorlugt. Hier wären die Aufsätze von Benedikts Kalnačs, Zanda Gūtmane, Leons Briedis, Gita Bērziņa, Ingars Gusāns und Arno Jundze zu nennen; mit antiken Mythen beschäftigen sich in diesem Zusammenhang die Referate von Ilze Rūmniece und Ojārs Lāms. Alle übrigen Referate jedoch sind fehl am Platze. Und das ist, ich sagte es bereits eingangs, irgendwie schade, denn für sich genommen müssen sie nicht schlecht sein: Da sticht z.B. Ivars Alksnis scharfsinniger Essay über die „Genese des Begriffes ‚Osteuropa‘“, der geschickt historische Proxemie mit politischer Kritik und moderner Medienanalyse verbindet, heraus; oder da ist Anita Blūmas lesenswerte Analyse der russischen Presse des Jahres 1862 (also im Moment des Erscheinens der ersten Nummer der „Pēterburgas Avīzes“), „Die Letten, ihre Sprache und Literatur im Diskurs der Slawophilen“. Doch komparatistische Literaturwissenschaft ist leider etwas anderes.

Stephan Kessler, Greifswald

Das Baltikum im Spiegel der deutschen Literatur. Carl Gustav Jochmann und Garlieb Merkel. Beiträge des Internationalen Symposions in Riga vom 18. bis 21. September 1996 zu den kulturellen Beziehungen zwischen Balten und Deutschen, hrsg. v. Michael Schwidtal u. Armands Gūtmanis. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2001, 394 S. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. 181).

Die Herausgeber, der lettische Germanist Armands Gūtmanis und der damalige DAAD-Lektor in Riga Michael Schwidtal, der inzwischen über die südböhmische Universität Budweis nach Frankfurt am Main gewechselt ist, veranstalteten vom 18. bis 21. September 1996 in der Akademischen Bibliothek in Riga ein internationales Symposium über das Thema „Fremdwahrnehmung in einer multinationalen Gesellschaft: Die baltische Region im 18. und 19. Jahrhundert“. Dabei handelte es sich um die Fortführung einer Tagungsreihe, die zwei Jahre zuvor aus Anlass des 250. Geburtstages von Johann Gottfried Herder ebenfalls in einem internationalen Symposium dessen Bedeutung im Baltikum und die deutschbaltische Literatur um 1800 behandelt hatte. Mit dem damals in Lettland erschienenen Tagungsband¹ sollte die kulturpolitische Aufgabe wahrgenommen werden, im postsowjetischen Baltikum Anstöße zu geben für eine intensivere Erforschung der literarischen Beziehungen zwischen dem deutschen „Kulturraum“ und der multikulturellen baltischen Kulturregion. Auf der Folgetagung von 1996 wurde dieser ursprüngliche Themenbereich zeitlich vor allem um die Literatur des 19. Jahrhunderts und räumlich um die Region Preußisch-Litauen erweitert.

Der Mitherausgeber Schwidtal erläutert in seinem einführenden Beitrag „Wechselseitiger Kulturtransfer. Die baltischen Bezüge in der deutschen Literatur von Hamann bis Bobrowski“ (S. 9-29) nicht nur das Konzept der Tagung und des Bandes. Er gibt darüber hinaus einen eigenständigen, kenntnisreichen Überblick über die Geschichte der deutsch-baltischen literarischen Beziehungen sowie mit seiner Zusammenfassung der einzelnen Artikel hinsichtlich ihres jeweiligen Beitrags zur Gesamthematik fast ein Resümee in Form konziser Ab-

¹ Johann Gottfried Herder und die deutschsprachige Literatur seiner Zeit in der baltischen Region. Beiträge der I. Rigaer Fachtagung zur deutschsprachigen Literatur im Baltikum 14. bis 17. September 1994, hrsg. v. Claus Altmayer u. Armands Gūtmanis. Rīga 1997.

stracts. Diese Ausführungen gehören nach Form und Inhalt zu dem Besten, was man im Zusammenhang jener gegenwärtig etwas übermäßigen Sammelbandpublikationen lesen kann.

Mit Recht verweist Schwidtal auf den interdisziplinären Charakter der Tagung, auf der Literaturhistoriker, Sprachwissenschaftler, Historiker und Philosophen einen erweiterten Literaturbegriff behandelt haben. Im Mittelpunkt steht dabei die Begegnung der deutschbaltischen Kultur mit der estnischen, lettischen und litauischen „Volkskultur“. Diese Begegnung hatte Auswirkungen sowohl innerhalb der deutschen Geistesgeschichte als auch insbesondere auf die Herausbildung der nationalen kulturellen Identität der Völker des Baltikums. So betont Schwidtal zu Recht die aktuelle Bedeutung solchen „wechselseitigen Kulturtransfers“ im Hinblick auf die bevorstehende europäische Integration der baltischen Staaten, auch wenn dieser Kulturtransfer in der Vergangenheit – trotz der frühen Entdeckung und Vermittlung von Liedern aus dem Baltikum nach Westeuropa durch Hamann und Herder – eher einseitig blieb oder zeitweise sogar ganz aussetzte.

Die beiden ersten der insgesamt fünf Abschnitte dieses Bandes sind den Livländern Garlieb Merkel (1769–1850) und Carl Gustav Jochmann (1789–1830) gewidmet, von denen der erste in der deutschbaltischen Literatur ebenso bekannt war wie er gegensätzlich beurteilt wurde, der letztere dagegen im 20. Jahrhundert eigentlich erst entdeckt worden ist. An der Aufklärung auch in den folgenden Epochen der Klassik und Romantik festhaltend, veröffentlichte Merkel 1796 mit seiner schonungslosen Streitschrift „Die Letten“ eine Art Leittext für die Aufhebung der Leibeigenschaft und bereitete die Bauernbefreiung von 1816 bzw. 1819 mit vor.² Jochmann dagegen kämpfte zur Metternich-Zeit in Deutschland publizistisch für demokratische Formen und Inhalte. Diese Sektion ging aus von der „Entdeckung des Ungleichzeitigen bei Hamann und Herder“ (Schwidtal), bezogen auf die jahrhundertlang hier auf engstem Raume mehr neben- als miteinander existierenden Kulturen höchst unterschiedlicher Völker, ebenso aber im Hinblick auf deren Affinität zur Poesie, die sich nicht zuletzt in der fortdauernden Tradition des Gesangs äußert. Die in der voran-

² Vgl. die jüngste Ausgabe: Garlieb Merkel, Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde. Nach der Ausgabe Leipzig 1796 hrsg., mit einem Stellenkommentar u. einem Nachwort versehen v. Thomas Taterka. Wedemark 1998 (Beiträge zur baltischen Geschichte. 17).

gegangenen Tagung erarbeitete „Dissidenz der Aufklärung“ sowie Hamanns und Herders Position in diesem Gesamtzusammenhang – von Schwidtal prägnant referiert – bildeten die Voraussetzung für die Behandlung Merkels und Jochmanns, die beide dem emanzipatorischen Anliegen der Aufklärung verpflichtet waren.

In seinem ideologiekritischen Beitrag (S. 33-41) zeigt Ojārs Lāms (Rīga), wie die Erzählungen vom mythologischen Ursprung der Letten die ikonografische Basis für die im 19. Jahrhundert entstehende Nationalbewegung bildeten – „Merkel selbst wurde als Heros in den lettischen Pantheon aufgenommen“ (Schwidtal). Ein Beispiel dafür ist nicht zuletzt die Aufnahme von Texten aus seinem Werk „Die Letten“ in einem Theaterstück der Autorin Mara Zālīte.³ Jürgen Heeg (Magdeburg) arbeitet heraus, dass Merkel für keinen schrittweisen, sondern für einen grundsätzlichen Wandel eintrat und den Zusammenhang zwischen sozialer und nationaler Frage herstellte (S. 43-60). Da er die ständische Ordnung in Frage stellte, war eine heftige Opposition der Ritterschaft die Folge – die junglettische Bewegung dagegen sah später in ihm den entschiedensten Förderer nationaler Identität. Regina Hartmann (Stettin) stellt den literarischen Ertrag von Merkels kurzfristigem Kopenhagener Aufenthalt in seinem Livland-Roman „Die Rückkehr ins Vaterland“ dar (S. 61-65), worin er sich beeindruckt zeigt von der Reformfähigkeit der dänischen Monarchie im Gegensatz zu den verschärften Standesunterschieden und zur Kluft zwischen den Ethnien im Baltikum. Roger Bartlett (London) analysiert Merkels Russland- und Deutschlandbild (S. 77-89) und Thomas Taterka (Rīga) den Reisebericht Johann Gottfried Seumes „Mein Sommer 1805“, der Merkels „Letten“ verpflichtet ist (S. 91-108). Leif Ludwig Albertsen (Aarhus) behandelt das dramatische Wirken des mit Merkel in gemeinsamer publizistischer Arbeit verbundenen August von Kotzebue (S. 109-117).

Die Jochmann-Sektion wird eingeleitet von einem knappen Porträt (S. 121-127) dieses Aufklärers, politischen Publizisten und Sprachphilosophen durch Uwe Pörksen (Freiburg), der in einem weiteren Beitrag auch die Rezeptionsgeschichte anhand einer politischen Glosse Jochmanns zum Wandel des Staatsbegriffs nachzeichnet

³ Mara Zālīte, *Das Gericht* (Tiesa). Ein dramatisches Poem mit Zitaten aus dem Buch „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts“ von Garlieb Merkel, Leipzig 1797. Aus dem Lettischen von Matthias Knoll. Berlin/Rīga 1993.

(S. 133-140).⁴ Eberhard Haufe (Weimar) beschreibt die in der Tat merkwürdige Geschichte seiner Jochmann-Edition in der DDR (S. 129-132), und Ulrich Kronauer (Heidelberg) zeigt in seinem „Psychogramm eines Aufklärers in einer rätselhaften Zeit“ (S. 141-151), dass Jochmanns Skepsis gegenüber Welt und Menschen auf die zeitgenössischen gesellschaftlichen Verhältnisse bezogen war, wobei er allerdings wie Rousseau von einer naturgegebenen Moralität des Menschen ausging. Dass Jochmann eine den Meinungsstreit einer freien Presse voraussetzenden Öffentlichkeit als einzigen Weg für die Verbesserung menschlicher Lebensverhältnisse ansah, arbeitet Jürgen Schiewe (Freiburg) heraus und betont die Stiftung einer Schule für die estnische Mehrheitsbevölkerung durch Jochmann in dessen Heimatstadt Pernau, der damit die Voraussetzung für die Entstehung einer solchen Öffentlichkeit schaffen wollte (S. 153-164). Peter König (Heidelberg) geht den Einflüssen nach, die Jochmann während seines Aufenthaltes in England durch die dortigen „Philosophic Radicals“ um James Mill erfahren hat (S. 165-180). Ralph Rainer Wuthenow (Frankfurt) analysiert Jochmanns Essay über Robespierre als eine ursprünglich biografisch angelegte Studie, die sich zu einem politischen Essay von Rang entwickelt habe (S. 181-193).

Die drei folgenden Abschnitte gelten im engeren Sinne der wechselseitigen Fremdwahrnehmung der in der baltischen Region lebenden Völker. Die Entwicklung der sprachlichen Verhältnisse am Mare Balticum analysiert Vibeke Winge (Kopenhagen) am Beispiel der deutsch-dänischen Auseinandersetzungen als Modellfall nationaler Sprachpolitik, die sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts von einem pragmatischen Umgang mit der Sprachenvielfalt zu einer nationalen, Feindbilder benutzenden Sprache gewandelt habe (S. 197-204). Dabei wäre im einzelnen noch zu überprüfen, inwieweit diese Beobachtungen auf die baltische Region übertragbar sind. In den folgenden Untersuchungen befasst sich Dzintra Lele-Rozentāle (Ventspils) mit Sprachproblemen im 18. Jahrhundert im Rahmen deutsch-lettischer Sprachkontakte (S. 205-216) und Zigrīda Frīde (Rīga) mit Gotthard Friedrich Stenders (1714–1796) kulturpolitischem Wirken in Lettland, mit dem er den Deutschen Kenntnisse lettischer „Volkskultur“ vermittelte und den Letten wiederum die Basis für eine Schriftsprache durch das Ver-

⁴ Vgl. neuerdings Carl Gustav Jochmann, *Über die Sprache*. Mit einem Vorwort zu dieser Ausgabe v. Hans-Peter Schütt u. einem einführenden Essay zu Jochmanns Leben und Werk v. Ulrich Kronauer, hrsg. v. Peter König. Heidelberg 1998 (Gesammelte Schriften. 1).

fassen einer Grammatik, eines Wörterbuches und überhaupt durch die Begründung der lettischen Literatur schuf (S. 217-225).

Dem Zusammenhang von Fremdwahrnehmung und Kulturtransfer gehen fünf Autoren nach: Anhand der lettischen Volkslieder, der *Dainas*, zeigt Erwin Oberländer (Mainz) für das Herzogtum Kurland die ablehnende Haltung der bäuerlichen Letten gegenüber den deutschen Herren auf und verweist damit auf die Notwendigkeit einer Erforschung solcher langlebiger Mentalitätsstrukturen (S. 229-239). Dieser Beitrag erschien im selben Jahr mit erweitertem Titel und ohne die beiden ersten Absätze in einem anderen Sammelwerk.⁵ Polnisch-Livland (Lettgallen) wies im 18. Jahrhundert als „Randgebiet“ enge Beziehungen zwischen dem liv- und kurländischen Adel einerseits und dem litauischen und polnischen Adel andererseits auf, woraus sich eigenständige Bewusstseins- und Identitätsveränderungen ergeben; diese auf breiterer Quellenbasis zu untersuchen fordert Bogusław Dybaś (Toruń) in seinem Beitrag (S. 241-246). Dass die auf Stereotypen basierende Einstellung zu den Juden im Einzelnen doch unterschiedlich war, zeigt Tatjana Aleksejeva (Rīga) beispielhaft am Werk des Historikers Anton Buchholtz (1848–1901) einerseits und zweier kurländischer Abhandlungen andererseits (S. 247-256) – nämlich in konkurrierend-feindlicher Art in Riga, aber integrierend-freundlich auf dem Lande in Kurland, wo sich die deutschbaltisch-jüdischen Beziehungen aber vornehmlich auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkten. Das Problem einer Germanisierung der Letten im 19. Jahrhundert behandelt Gvido Straube (Rīga) mit dem Ergebnis, dass nicht für alle Letten Deutschfeindlichkeit und Russenliebe typisch gewesen seien, sondern viele sich an einer Zusammenarbeit orientierten und am Kulturaustausch beteiligten (S. 257-262). Die Esten wiederum werden im 19. Jahrhundert in der deutschbaltischen Literatur mit romantischen Klischees dargestellt, wie Liina Lukas (Tartu) ausführt (S. 263-280), wohingegen allein Georg Schultz-Bertram (1808–1875) ein „äußerst sachkundiges Estenbild“ geliefert habe. Erst nach der Revolution von 1905 treten sie deutlicher hervor, werden aber selbst in der Republikzeit noch immer unter archaischen und naturmystischen Klischees oder nostalgischer Idealisierung patriarchalischer Zustände

⁵ Erwin Oberländer, Zur Einstellung der Letten gegenüber den Deutschen im Herzogtum Kurland, in: *Das Herzogtum Kurland 1561–1795. Verfassung, Wirtschaft, Gesellschaft*. Bd. 2, hrsg. v. dems. Lüneburg 2001, S. 277-288. Mit Tatjana Aleksejeva und Bogusław Dybaś sind zwei weitere Autoren in beiden Bänden vertreten, ihre Beiträge ergänzen einander aber jeweils in sinnvoller Weise.

erfasst. Das beiderseitige Fremdheitsgefühl komme *vice versa* darin zum Ausdruck, dass auch die estnische Literatur „eine wahrhaftige Gestaltung des adligen Seelenlebens der Deutschbalten“ nicht erreicht habe.

Der letzte Abschnitt bringt zunächst Einzelanalysen exemplarischer Werke der Reiseliteratur. Wolfgang Griep (Eutin) behandelt das Bild Rigas in Reiseberichten des ausgehenden 18. Jahrhunderts (S. 283-297), während Gerhard Kosellek (Ratingen) eingehend die baltischen Jahre des Schriftstellers und Professors der Mitauer Academia Petrina, Friedrich Schulz (1762-1798), thematisiert (S. 299-313). In Abkehr von seinen früheren Idealen rechtfertigte dieser 1795 „mit unverhohlenem Zynismus“ die russische Intervention im Zusammenhang der Dritten Teilung Polens. Es folgen fünf Beiträge zur schönen Literatur mit baltischen Bezügen, zunächst zu Ernst Wiechert (1831-1902) und Hermann Sudermann (1857-1928). Mit einem deutlichen Schwerpunkt auf Litauen zeigt sich, dass die ostpreußische Literatur aus dem Grenzgebiet eine differenziertere Sicht auf die einheimische Bevölkerung bietet als die deutschbaltische in den nördlicheren Regionen. Ähnlich zu diesen werden die Litauer in den „Littauischen Geschichten“ Wiecherts noch unter dem Aspekt der Integration in die überlegene deutsche Kultur mit stark stereotypisierten Charakterisierungen betrachtet, wie Claus Altmayer (Saarbrücken) ausführt (S. 315-334). Bei Sudermann aber sind sie – nach dem Beitrag von Sigita Barniškienė (Kaunas) – selbstbewusste, aus eigener Tradition handelnde Individuen (S. 335-341). Hier werden die Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden dadurch aufgelöst, dass der Erzähler die Sichtweise der „anderen“, also der baltischen Kultur übernimmt. Die Fremdwahrnehmung und die Unbestimmtheit der Schauplätze in Eduard von Keyserlings (1855-1918) Erzählungen untersuchte der – inzwischen verstorbene – Jan Esper Olsson (Stockholm) und kam zu dem Ergebnis, die baltische Heimat wirke zwar als Erfahrungshintergrund, eine explizit-eindeutige Kritik aber lasse sich nicht feststellen (S. 343-353). Indem der Autor seine Distanz „diskret und raffiniert“ zum Ausdruck bringe, scheine er keine Fremdwahrnehmung zu verkörpern, mache diese aber mit feinen Mitteln letztlich doch sichtbar.

Anthologien deutschsprachiger Literatur im Baltikum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden unter der Fragestellung „Heimatkultur?“ von Andreas Schumann (München) untersucht (S. 355-373). Seine Analyse von neun Sammelwerken mit 246 namentlich genannten Autoren ergibt einen Widerspruch zwischen den auf eine heimatliche

Kultur gerichteten Intentionen der Vorworte und der tatsächlichen Textauswahl, die als gemeinsamen Aspekt lediglich eine kurzfristige Anwesenheit der Autoren im Baltikum voraussetzte – unabhängig davon, ob dieser auch Spuren in ihrem Werk hinterlassen hat.

In ihrem Beitrag über die Künstlerproblematik und den Dichter Kristijonas Donelaitis (1714–1780) in Johannes Bobrowskis (1917–1965) letztem Roman „Litauische Claviere“ vermutet Anna Campanile (Köln), der Autor habe litauische Literatur- und Kulturgeschichte in sein Werk eingearbeitet, um damit seine Zugehörigkeit zu den baltischen Ländern zu definieren (S. 375–386). Indem er mit der „Komplexität der Kategorien von Vertrautheit und Fremdheit“ bewusst spiele, schaffe er sich eine Traditionslinie mit dem Begründer der litauischen Literatur und Universalgelehrten Donelaitis. Dieser gilt Bobrowski als „Integrationsfigur zweier Völker“, mit der er sich in ideeller Verbindung sieht und die er als Identifikationsfigur „aus der Geschichte in die Gegenwart transponiert in einem Künstlerroman, der Versöhnung als *conditio sine qua non* einer humanen Zukunft gestaltet“ (Schwidtal).

Der Band vermittelt einen willkommenen Einblick in die Vielfalt gegenwärtiger Forschungen zum Kulturtransfer in der baltischen Region, wobei die „internationale Autorschaft und die methodische Vielfalt“ in der Tat ein „zukunftsträchtiges, gemeinsames Arbeitsfeld für die baltische und die deutsche Literatur- und Kulturwissenschaft“ umreißen, wie in der Kritik zu Recht festgestellt worden ist.⁶ Der interessierte Leser erfährt exemplarisch die neuesten kulturwissenschaftlichen Annäherungsweisen an das weite Feld baltischer Literaturbeziehungen, und es zeigt sich wieder einmal, wie fruchtbar eine solche Beschäftigung sein kann.⁷ Vor allem aber fordert die Lektüre dieses Sammelbandes förmlich dazu auf, sich mit weiteren Autoren der baltischen Region zu befassen, wobei allerdings ein Namenregister schmerzlich vermisst wird. Insgesamt ist es außerordentlich zu begrü-

⁶ Vgl. die jüngste Rezension dieses Sammelbandes von Hans Graubner in: *sehepunkte* 2 (2002), Nr. 7/8 [15.07.2002], URL: <http://www.sehepunkte.historicum.net/2002/07/382531216X.html>. Nun gedruckt in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung* 51 (2002), S. 277 f.

⁷ Zu den vom Rigaer Symposium ausgehenden Impulsen gehört nicht zuletzt die Garlieb Merkel gewidmete Tagung im Kulturhaus Berlin 1997: „Ich werde gewiß große Energie zeigen“. Garlieb Merkel (1769–1850) als Kämpfer, Kritiker und Projektmacher in Berlin und Riga, hrsg. v. Jörg Drews. Bielefeld 2000 (Bielefelder Schriften zu Linguistik und Literaturwissenschaft. 13), sowie die Edition Friedrich Schulz, Briefe, hrsg., eingeleitet u. kommentiert von Gerhard Kosellek. Bielefeld 2001.

ßen, dass auch dieser zweite Band einer fortgesetzten Tagungsreihe als wichtiges Zwischenergebnis der erfreulich vielfältigen Aktivitäten im Bereich der Erforschung des baltischen Kulturtransfers erscheinen konnte.

Michael Garleff, Oldenburg

Frau und Mann in Sprache, Literatur und Kultur des slavischen und baltischen Raumes. Beiträge zu einem Symposium in Münster 11./12. Mai 2000, hrsg. v. Bernhard Symanzik, Gerhard Birkfellner u. Alfred Sproede. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2002, 290 S. (Schriften zur Kulturwissenschaft. 45).

Völlig zu Recht weist der Umschlagtext des anzuzeigenden Buches darauf hin, dass die *gender studies* „in der Osteuropaforschung erst mit einiger Verspätung Platz gefunden“ haben, nachdem sich diese Forschungsperspektive „in den letzten Jahren in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen eines stets wachsenden Interesses“ erfreut habe. Genauer gesagt handelt es sich hier allerdings nicht um Jahre, sondern um Jahrzehnte, da man den Anfang der modernen *gender studies* wohl auf den Beginn der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts datieren muss, als Ann Oakleys Buch „Sex, Gender and Society“ (London 1972) erschien. Die in diesem Buch vorgenommene Unterscheidung zwischen (biologischem) *sex* und (gesellschaftlichem) *gender* hat der geisteswissenschaftlichen Forschung wertvolle Impulse verliehen und sie bis heute nachhaltig beeinflusst.

Der Band dokumentiert das Symposium „Frau und Mann in Sprache, Literatur und Kultur des slavischen und baltischen Raumes“, das im Mai 2000 an der Universität Münster stattgefunden hat und für die Fächer Slavistik und Baltistik das erste seiner Art im deutschsprachigen Raum war. Die überwiegende Mehrheit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer kam zwar aus Münster und Bochum, jedoch waren auch Greifswald und Moskau vertreten, so dass es sich keineswegs um eine nordrhein-westfälische Regionalveranstaltung, sondern durchaus um ein internationales wissenschaftliches Symposium handelte. 14 Beiträge liegen nun in gedruckter Form vor und geben einen Einblick in die verschiedensten Aspekte der Genderforschung auf dem Gebiet der Slavistik und Baltistik.

Der Titel des Buches signalisiert bereits, dass der Schritt von der „Frauenforschung“ zur „Genderforschung“ offenbar auch hier (endlich) vollzogen ist, allerdings sucht man den im Vorwort als „Gender in der Osteuropaforschung“ angekündigten Artikel vergebens, bis man Dorothea Gieselmanns Beitrag „Frauen als Thema in der Osteuropaforschung. Ein Literaturbericht“ (S. 57-92) entdeckt. Dies ist nur eine Äußerlichkeit und zeigt, dass die Begriffe noch gewöhnungsbedürftig sind – der Unterschied zwischen Frauenforschung und Genderforschung ist der Autorin des fraglichen Beitrags durchaus klar. Es liegt nur in der Natur der Sache und der historischen Genese dieser Forschungsperspektive, dass – zumal wenn es um einen Literaturbericht geht – ein Schwergewicht auf der Frauenforschung liegt. Die Bibliografie von Gieselmann (mit dem Schwerpunkt auf der Literaturwissenschaft und Geschichte Russlands) zeigt eindrucksvoll, wie viel in diesem Bereich schon geleistet worden ist, und weist gleichzeitig den Weg zu den Desiderata.

Ein anderer, kleiner, Wermutstropfen liegt im Titel: Nur ein einziger Beitrag befasst sich nämlich mit Baltischem – Magdalene Huelmanns Artikel „Der Mann in den litauischen Volksliedern – eine weibliche Projektion?“ (S. 107-116); alle anderen entstammen dem Bereich der Slavistik (bzw. osteuropäischen Geschichte, s.u.). Auch wenn dieses Verhältnis nur die tatsächlichen quantitativen Gegebenheiten widerspiegelt, ist dennoch zu bedauern, dass durch die Titelgebung bei Baltisten und Baltikumforschern womöglich falsche Hoffnungen geweckt werden. Vielleicht wäre es ehrlicher gewesen, Huelmanns ohnehin relativ kurzen Beitrag anderswo unterzubringen und die Sammlung allein der Slavistik zuzuordnen.

Die anderen zwölf Beiträge behandeln verschiedene philologische und historische Probleme aus dem slavischen Sprachraum. In die Gruppe der rein literaturwissenschaftlichen Abhandlungen fallen Anatolij N. Baranovs Untersuchung über „Weibliche und männliche Personen bei Dostoevskij. Eine contentanalytische Untersuchung am Beispiel des Romans ‚Bednye ljudi‘“ (S. 9-20), Holger Gembas Artikel „Männliche Betrachtungen weiblicher Schicksale: Jevhen Hucalos povist ‚Divčata navydanni‘“ (S. 43-56) und Mirja Leckes Beitrag „Ratio und Empathie – Frau und Mann im polnischen Roman um 1800“ (S. 189-204).

Die Linguistik ist mit insgesamt fünf Beiträgen vertreten: Wolfgang Busch, „Bemerkungen zu russischen Metronymen“ (S. 35-42); Helmut Jachnow, „‚Zu zweit ist alles viel schöner‘ – die Textsorte ‚Partnersuchannonce‘ und ihre Realisierung durch Frauen und Männer in

der deutschen und russischen Ethnokultur“ (S. 117-137); Snježana Kordić, „Das verallgemeinernde čovjek ‚man‘ im Kroatoserbischen“ (S. 165-187); Bernhard Symanzik, „Oni czy one? Zur Genus-Sexu-Problem-ematik im Polnischen“ (S. 205-216); sowie Karin Tafel, „Figurenrede in Anna Karenina: Frauenrede? – Männerrede? – oder einfach nur Rede?“ (S. 217-235). Wie die Titel dieser Beiträge andeuten und wie es für die Genderforschung auch charakteristisch ist, werden hier häufig die engen Grenzen einer Disziplin überschritten und benachbarte Gebiete mit berücksichtigt. Dieser begrüßenswerte Ansatz zieht sich wie ein roter Faden durch den gesamten Band.

Eine noch breitere, dem Thema sehr angemessene Perspektive vertreten die Beiträge von Gerhard Birkfellner („Mann und Frau im mittelrussischen Domostroj“, S. 21-33) und Wolfgang Tenhagen („Frauen in den Novgoroder Birkenrindentexten“, S. 237-288). Tenhagens Untersuchung von 24 der bekannten Novgoroder Birkenrindentexte liefert einen weiteren Baustein zur Erforschung dieses äußerst bedeutsamen und noch längst nicht erschöpfend untersuchten mittelalterlichen Textkorpus.

Schließlich sind die historischen Beiträge von Ingo Grabowsky („Zwischen Emanzipation und Verstaatlichung: Die Frau als Zielgruppe der Propaganda im postrevolutionären Rußland“, S. 93-105) und Stephan Kessler („Zu Gast im Tempel der Sibylle von Puławy: Izabela Czartoryskas museale Sammlung von ‚Altertümern‘“, S. 139-163) zu nennen, die wiederum nur Randbereiche der eigentlichen Slavistik bilden und eher zur Osteuropaforschung gehören. Ihre Aufnahme in den Sammelband unterstreicht jedoch die wünschenswerten und notwendige Interdisziplinarität des hier vorgestellten Forschungsansatzes.

Alles in allem ist der Band ein freudiges Ereignis: Zeigt er doch, dass eine aus dem allgemeinen Methoden- und Fächerkanon schon längere Zeit nicht mehr wegzudenkende Forschungsperspektive wie die Genderforschung auch in vergleichsweise „kleine“ Fächer Eingang gefunden hat. Und mehr noch: Sie hat dort Fuß gefasst und legt erste Ergebnisse vor. Auf weitere sind wir gespannt.

Cornelius Hasselblatt, Groningen

Latviešu rakstnieku portreti. Trimdas rakstnieki (Porträts lettischer Schriftsteller. Exilautoren). Rīga: Zinātne 1999, 190 S.

In der Reihe „Latviešu rakstnieku portreti“ erschien seit Anfang der 90er Jahre in loser Folge eine Reihe von Publikationen, die Einzelabhandlungen über lettische Autoren verschiedener Epochen vornehmlich des 20. Jahrhunderts enthalten. Unter ihnen ist auch ein Buch, das denselben Untertitel trägt wie das zu besprechende, nämlich „Trimdas rakstnieki“. Während der frühere Band Porträts über so bekannte Persönlichkeiten wie Andrejs und Anšlavs Eglītis, Veronika Strēlerte und Mārtiņš Ziverts enthielt, finden wir im vorliegenden Band nun neun Autoren vorgestellt, die alles andere als eine homogene Gruppe bilden. Die größte Gemeinsamkeit lässt sich allenfalls darin finden, dass die meisten von ihnen im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts geboren wurden. Diese Art von Inhomogenität findet sich indes auch in dem früheren Werk über die Exilautoren, was damit begründet wird, dass es sich nicht um eine Literaturgeschichte handle, sondern um eine Aufsatzsammlung, und dass die Verfasser der einzelnen Beiträge über die Autoren gearbeitet haben, mit denen sie sich besonders verbunden fühlen, die für sie wichtig sind.

So finden wir in unserem Band eine kurze Darstellung über Leben und Werk von Valdis Zeps (S. 168-176), den man hier nicht unbedingt erwarten würde, da er unter dem Pseudonym Jānis Turbads nur ein Buch mit dem Titel „Kēves dēls Kurbads“ („Kurbads, der Stutensohn“) veröffentlichte und ansonsten vor allem als Sprachwissenschaftler bekannt ist, der sich u.a. um die Erforschung des Lettgallischen verdient gemacht hat. Sein literarisches Werk ist aber deshalb von nicht geringem Interesse, weil in ihm alle Literaten und Kulturschaffenden, die den Letten traditionell heilig sind, verballhornt und von ihrem Postament gehoben werden.

Einer der vielseitigsten der behandelten Autoren ist Andrejs Johansons (S. 90-123), der nicht nur ein facettenreiches literarisches Werk hinterlassen hat, sondern auch als Übersetzer, Rezensent, Literaturwissenschaftler und Kulturhistoriker hervorgetreten ist. Während er in Lettland erste Dichtungen veröffentlichte, wird er nach seiner Flucht nach Schweden bald einer der vielseitigsten Aktivisten in der exillettischen Gesellschaft. Sein Name wird von vielen sofort mit seiner Literaturgeschichte, die die lettische Literatur von den Anfängen bis in die 40er Jahre des 20. Jahrhunderts behandelt, und mit seiner „Latvijas kultūres vēsture 1710–1800“ („Kulturgeschichte Lettlands

1710–1800“) in Verbindung gebracht. Indes war er auf vielen Gebieten tätig, als Übersetzer englischer Literatur, als Essayist, als Dozent und Redakteur; allein etwa 60 Einträge in der „Latvju Enciklopēdija“ stammen aus seiner Feder, und er entwickelte sich zu einem der besten Kenner der Geschichte der Stadt Riga.

Ein Vertreter der älteren, noch im 19. Jahrhundert geborenen Generation ist Pēteris Ērmanis (S. 5-30), Schriftsteller, Rezensent und Literaturkritiker, einer derjenigen, die den Expressionismus in die lettische Literatur einführten. Mehr als 50 Jahre war er literarisch tätig, die längste Zeit davon in Deutschland, wo er sich u.a. auch für junge Autoren einsetzte und ihnen behilflich war, ihren Weg zu finden. Wertvoll für die Literaturwissenschaft sind aus heutiger Sicht seine Schriften über zeitgenössische Autoren.

Nach Dänemark verschlug es Pāvils Klāns (S. 62-89), der dort als Redakteur, Rezensent und Prosaautor arbeitete. Er war einer der wenigen Exilautoren, die sich nicht der Illusion einer baldigen Rückkehr in die Heimat hingaben, sondern sich als Letten in ihr neues Lebensumfeld zu integrieren suchten, um auf diese Weise durch ihre Arbeit auf die Situation in Lettland aufmerksam machen zu können. Das trug ihm von manchen Exilkreisen nicht gerade Sympathien ein, führte indes dazu, dass er auch außerhalb der lettischen Gesellschaft wahrgenommen wurde. So wurden Teile seines Werkes ins Dänische übersetzt, und er erhielt von der dänischen Regierung Preise für sein Schaffen, das einige Parallelen zu Hamsun aufweist. Mit dem Roman „Rīga retour“ von 1961, in dem er von einer fiktiven Fahrt zweier Exilletten als Touristen nach Lettland berichtet, bricht er eine Lanze für Landsleute und Autoren wie Velta Toma und Guntis Zariņš, die eine solche Reise wirklich unternommen haben und deshalb von den Exilletten angefeindet wurden.

Velta Toma (S. 31-43) wurde mit ihrer Lyrik zuerst Mitte der 30er Jahre bekannt. Zeit ihres Lebens litt sie sehr unter der Trennung von ihrer Heimat, wovon bereits eine autobiografische Skizze aus dem Jahre 1947 zeugt, die noch in Deutschland vor der Auswanderung nach Kanada erschienen ist. 1969 besuchte sie dann erstmals wieder Lettland. 1980 erschien in der Heimat ihr Gedichtband „Maize no mājām“ („Brot von zu Haus“), das erste Buch überhaupt, das von einem Exilautor in Sowjetlettland gedruckt wurde. In ihrer Lyrik beherrschte Velta Toma sowohl klassische als auch freie Rhythmen, und bisweilen trat sie auch mit Prosawerken an die Öffentlichkeit.

Guntis Zariņš (S. 124-144) ist eine tragische Figur, weil er sich als Vertreter der jüngeren Exilgeneration (geb. 1926) nie in die exillett-

sche Gesellschaft integrieren konnte und mit nicht einmal 40 Jahren freiwillig aus dem Leben schied, nachdem er kurz zuvor seine Heimat wiedergesehen hatte. Unter den Prosaschriftstellern war er so etwas wie ein *enfant terrible*, das neue Wege beschritt, mit der Sprache sehr frei umging und in seinen Werken schon früh Mut zu Neuem zeigte, weswegen man in seinem Schaffen bereits einige für den Postmodernismus charakteristische Züge findet. In Großbritannien, wo er seit 1952 nach überwundener Alkoholkrankheit lebte, setzte er sich auch für die Übersetzung und Publikation lettischer Literatur ein. Sein Kontakt mit lettischen Autoren in Amerika, die sich im Literatenkreis „Elles ķēķis“ („Höllenküche“) zusammengeschlossen hatten, sowie einige Zeit später mit Autoren in der Heimat beflügelten ihn noch einmal zu neuen Werken. Die Ablehnung jedoch, die ihm von Seiten der exillettischen Gesellschaft nach seiner Reise in die Sowjetunion entgegen schlug, ließen ihn, der psychisch sehr labil und zeitweise von Drogen und Alkohol abhängig war, nicht zur Ruhe kommen, sodass er schließlich den Freitod wählte.

Eine durchaus kritische Position gegenüber den lettischen Exilinstitutionen nahm auch Dzintars Sodums (S. 145-167) ein, der, nachdem er 1943 in Lettland mit einem Hörspiel debütiert hatte und 1945 fliehen musste, zunächst in Schweden und ab 1963 in den USA als Schriftsetzer arbeitete, u.a. im lettischen Verlag „Apgāds Daugava“, und daneben sowohl mit Gedichten als auch Prosatexten an die Öffentlichkeit trat. Eine Glorifizierung der Vergangenheit war ihm gleichermaßen verhasst wie die Einstellung, dass alle Aktivitäten der Exilkreise positiv und richtig seien. In dem satirischen Roman „Lāčplēsis trimdā“ („Lāčplēsis [der Held des lettischen Nationalepos; W. T.] im Exil“) von 1958 verließ er seinen Gedanken in dieser Hinsicht Ausdruck. Sodums in seinem Œuvre einer bestimmten Richtung oder Strömung zuzuordnen, scheint schwierig zu sein; abseits vom traditionellen Lager und beeinflusst v.a. vom englischen und amerikanischen Modernismus unterscheidet er sich doch von Modernisten wie Ilze Šķipsna und anderen und ist eher in die Nähe der sowjetlettischen Schriftstellergeneration der 60er Jahre zu stellen. Von Exilkritikern wurde er bisweilen als Anarchist bezeichnet, war aber selbst auch nie zurückhaltend mit Kritik den Autorenkollegen gegenüber. Eine Rezeption seiner Werke in Lettland findet erst seit 1989/90 statt. Mindestens genau so wichtig wie sein eigenes literarisches Werk ist vielleicht seine Leistung als Übersetzer. Seine Übersetzung des Ulysses beispielsweise, von Werken Hermann Hesses und vieler ande-

rer sind wahre Meisterleistungen und fanden auch die entsprechende Würdigung.

Einer ganz anderen Generation gehört Jānis Klīdzējs (S. 177-189) an, der, 1914 in Lettgallen geboren, die Zeit der Unabhängigkeit Lettlands bewusst erlebte und dieses Land als Idealbild mit in die Fremde, zuerst nach Deutschland, dann in die USA mitnahm. Er wurde v.a. durch seine Prosa – Romane und Erzählungen – bekannt, in der die Liebe zur heimatlichen, lettgallischen Natur und Teile seines eigenen Lebens, besonders die Flucht aus der Heimat und das Leben im Exil, wichtige Themen sind. Bedingt durch seinen Beruf als Psychologe, versuchte er stets, das Handeln seiner Personen von innen heraus zu motivieren und zu beschreiben. In seinen Werken, für die er in der lettischen Exilgesellschaft mehrfach ausgezeichnet wurde, verschmelzen realistische mit romantischen und modernistischen Zügen. Leider erfahren wir nicht, ob er in seine Heimat zurückgekehrt ist.

Eine der meistgelesenen Schriftstellerinnen des lettischen Exils ist die ebenfalls der älteren Generation angehörende Irma Grebze (S. 44-61), die, in Kanada lebend, ungemein produktiv arbeitete und über 30 Prosabände veröffentlichte. Die Komposition der einzelnen Bände leidet zwar mitunter unter dieser Produktivität, sodass Kritiker durchaus etwas auszusetzen haben, aber sie werden gewöhnlich wieder dadurch versöhnt, dass die Autorin ungemein spannend und kurzweilig erzählt. Nachdem sie in den 70er Jahren selber eine starke Hinwendung zur Religiosität vollzogen hatte, versuchte sie in ihren Werken, Gott den Jugendlichen näherzubringen.

Zusammenfassend haben wir mit diesem Bändchen ein für den literarisch Interessierten durchaus empfehlenswertes Werk vor uns, durch das das Publikum in Lettland einige seiner Exilschriftsteller, ihr Leben und Werk näher kennen lernen und für sich vereinnahmen kann. Denn obwohl fern der Heimat und unter den verschiedensten Einflüssen entstanden, gehören sie doch zur lettischen Literatur genau wie die Werke der in Lettland lebenden oder verstorbenen Autoren. Somit bietet dieser Band Informationen, die über das hinausgehen, was man in einer Literaturgeschichte finden kann. Er bietet in persönlicher Sicht des jeweiligen Bearbeiters einen ersten Zugang zu den Autoren, fordert aber geradezu dazu auf, sich sein eigenes Bild zu machen und deren Werke für sich zu erschließen. Gerne würde man indes Näheres über die Verfasser der einzelnen Beiträge erfahren. Leider sind die Beiträge, was ihren Aufbau und ihre Art der Darstellung angeht, recht uneinheitlich, weswegen unterschiedliches Gewicht auf Biografie bzw. Werk gelegt wird und man auf manche Fragen keine Antwort

bekommt. Was dem Band ebenfalls fehlt, ist ein Personenregister. Über weiterführende Literatur wird man während der Lektüre im Fußnotenapparat informiert, man wünschte sich aber am Ende des Bandes eine alphabetische Bibliografie. Doch der vorliegende Band will ja nicht Handbuch sein, sondern eher ein Lesebuch, das den Verfassern künftiger Literaturgeschichten allenfalls zuarbeitet. Es macht Appetit darauf, sich mit dem einen oder anderen Schriftsteller näher zu befassen, und so mag auch verziehen werden, dass in dieser Besprechung ausführlicher als sonst üblich einige charakteristische Merkmale aus Leben und Werk der Autoren wiedergegeben wurden, denn – wo findet man schon Informationen über lettische Schriftsteller in westlichen Sprachen?

Wolfgang und Lilija Tenhagen, Münster

Kulturelle Grenzziehungen im Spiegel der Literaturen: Nationalismus, Regionalismus, Fundamentalismus, hrsg. v. Horst Turk (u.a.). Göttingen: Wallstein Verlag 1998, 360 S. (Veröffentlichungen aus dem Sonderforschungsbereich 529 „Internationalität Nationaler Literaturen“. Serie B: Europäische Literaturen und Internationale Prozesse. I).

Der Band ist die erste Publikation der europabezogenen Projekt-einheit des Sonderforschungsbereichs 529 „Internationalität nationaler Literaturen“ der Georg-August-Universität Göttingen. Er stellt Ansätze der Internationalismusforschung vor, die auf einem Workshop im Juli des Jahres 1997 zur Diskussion gestellt wurden. Sein Thema „Kulturelle Grenzziehungen“ führt nach dem Verlust traditioneller Orientierungsmuster die Perspektiven der beteiligten unterschiedlichen Philologen im komparatistischen Sinne im Kontext aktueller kulturwissenschaftlicher Debatten zusammen. Dabei wird die Rolle des literarischen Feldes („le champ littéraire“, Pierre Bourdieu), das Reale und Imaginäre von Grenzziehungen sowie die Frage nach Identität und Zugehörigkeit vor allem bei der Konstituierung der vorgestellten Gemeinschaften („imagined communities“) in vorgeführten Ansätzen und literarischen Fallstudien hinterfragt, wird nach Antworten gesucht, werden Perspektiven für das gesamte Forschungsfeld eröffnet, die in weiteren Bänden verfolgt werden sollen.

Roberto Simanowski, der zugleich für die Redaktion des Bandes verantwortlich zeichnet, gibt in seiner umfangreichen Einleitung (S. 8-60) einen Einblick in diese Vorhaben und geht in einem gut strukturierten Überblick auf das Problem kultureller Grenzziehungen ein, zeigt Grenzziehungen aus psychologischer und kommunikationstheoretischer Sicht, um schließlich Probleme der Grenzziehung zwischen Fundamentalismus und Nationalismus sowie Konzepte der Entgrenzung und Grenzziehungen im Spiegel der Literaturen zu erörtern. Bei den Untersuchungen aktueller Modelle von Grenzüber-schreitung und Entgrenzung spannen die Autoren, die zum Teil direkt in die Forschungsarbeit des Sonderforschungsbereichs integriert, teilweise als Außenbeiträger und Diskussionspartner für die Mitarbeit gewonnen waren, einen weiten Bogen von der Nationalismusdebatte des 18. Jahrhunderts bis hin zu gegenwärtigen Debatten um Postkolonialismus und Multikultur im Zeichen der europäischen Einigung und der Globalisierung. Ihre internationale Repräsentanz (Deutschland, Polen, USA, Marokko, Indien) garantiert eine angestrebte und erwünschte Vielfalt in geografischer, zeitlicher wie auch methodischer Hinsicht. Der jeweils individuelle, aber auch nationale Standpunkt einzelner Beiträge eröffnet besondere Perspektiven, bezieht sich auf den konkreten Forschungsgegenstand und lenkt die Aufmerksamkeit auf unterschiedliche Arten seiner Behandlung, die sich nicht immer mit den Intentionen der Herausgeber decken.

In der Abfolge der Beiträge ist der Band nach Aspekten gegliedert. Einem theoretisch ausgerichteten Teil A. Konzepte, folgen im Teil B. Analysen zum 18. und frühen 19. Jahrhundert im französischen, deutschsprachigen, ostmittel- und osteuropäischen Kontext. Im Teil C. werden auch außereuropäische Kulturräume wie Indien, China oder der Maghreb sowie amerikanische und frankophone Literatur in das Blickfeld des Lesers gerückt. Die Konferenzbeiträge beschränken sich in ihren Untersuchungen des Phänomens der Grenzziehung vorerst auf den Bereich der Literatur. Literatur wird dabei in einer Doppelrolle gesehen, als Medium von Mythentransfer und Identifikationsfeldern, aber auch selbst als Identifikationsfeld.

So nimmt Sabine A. Döring eine für die Untersuchung des Phänomens Nationalismus wichtige Systematisierung wesentlicher Aspekte vor, die sie typologisiert, begrifflich diskutiert und in ihrem Forschungsfeld kritisch situiert. Im weiteren Verlauf kommt sie zur Problematisierung des Nationenbegriffs, um dann die Funktion der Literatur bei der Bildung nationaler Mythen, nicht zuletzt auch als Stifter kollektiver Identitäten, zu erörtern.

Joseph Jurt skizziert zunächst Bourdieus Theorie des literarischen Feldes, verbindet diese praxeologisch mit der Autonomisierung von Nationalstaaten und verweist am Beispiel der frankophonen Literatur außerhalb Frankreichs auf Interferenzen und Absetzungsbewegungen zwischen dem Zentrum des literarischen Feldes, also Frankreich bzw. Paris, und der außernationalen „Peripherie“.

Paul Michael Lützelers gibt zunächst einen Überblick über Grundsätze und Ergebnisse des postmodernen Diskurses in Politik und Gesellschaft, Weltanschauung und Philosophie sowie Literatur und Kunst, erläutert sein Verständnis von Postmoderne (Feminismus, Multikultur und Postkolonialismus werden eng mit der postmodernen Kondition verbunden), um dann auf postkoloniale Berichte ausgewählter deutschsprachiger Autoren einzugehen.

Den speziellen Stellenwert der Komparatistik als Grenzwissenschaft unterstreicht Jürgen Wertheimer; er fordert deren Repragmatisierung, eine Akzentuierung plurikultureller Szenarien im biografischen und topografischen Sinne, die zwangsläufig Autoren in den Mittelpunkt rückt, die von unterschiedlichen sprachlich-kulturellen Erfahrungen geprägt wurden. Am Beispiel des Krieges in Ex-Jugoslawien verweist Wertheimer auf die verhängnisvolle Rolle der Literatur, auf die „Mythologisierung des Banalen“, die alte Mythologeme aufgreift und damit tödliche Konfliktsituationen kreiert. Daraus leitet er die vorrangige Aufgabe ab, auf der Ebene der Sprache, der Texte und Zeichen mit dem Abbau von Konflikten zu beginnen.

János Riesz und Véronique Porra verweisen in ihrem Beitrag auf kulturelle Grenzziehungen, auf die „différance“ im Sinne von Alterität innerhalb *einer* Sprache, der Frankophonie. An zwei Beispielreihen illustrieren die Autoren, wie sich diese kulturelle Differenz in der emanzipatorischen Absetzung vom französischen „champ littéraire“ mit seinem Zentrum Paris ausnimmt. Das geschieht einmal *zentrifugal*, so bei der „negro-afrikanischen Literatur“ französischer Zunge (der Négritude-Bewegung bzw. der so genannten „Zöglingsliteratur“), die durch Sanktionen und Belohnungen an das französische literarische Zentrum gebunden werden soll, oder aber *zentripetal* durch ursprünglich nicht französischsprachige, exophone Autoren (Eugène Ionescu, Emil M. Cioran, Milan Kundera, Jorge Semprún), die mit ihrem literarischen Werk in französischer Sprache willentlich in das französische literarische Feld aufgenommen werden wollen. (Riesz und Porra plädieren in Weiterführung des Bourdieuschen Ansatzes gegen eine Vereinnahmung solcher Schriftsteller und ihrer Werke.)

Mit Adam Fergusons „Essay on the History of Civil Society“ verweist Dieter Steland auf einen aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts stammenden, dem Bereich der Historiografie zugehörigen Text über eine vergangene Kultur, der auf eigenwillige, zeitreisende Weise die hermeneutische Voraussetzung eines Kulturvergleichs mit den „barbarischen“ Manieren der alten Griechen zum Thema hat.

Am Beispiel von Jean Pauls in einer Zeit des aufkommenden Nationalismus manifestiertem Kosmopolitismus geht Roberto Simanowski auf dessen „unhintergehbare individuelle Sprache“ und den „angeborenen Willen zum Systememachen“ ein, das Ordnung in das Informationschaos der Welt bringen soll und systemexterne Informationen zu verdrängen bzw. zu disqualifizieren versucht. Der Autor zeigt, wie sich Jean Paul gegen dieses Verfahren einer bewussten oder aber auch unbewussten Abgrenzung in philosophischer, ästhetischer, pädagogischer und politischer Hinsicht wendet und die Vision einer „Universalrepublik der Bücher“ im Sinne eines informationsspezifischen Kosmopolitismus gegen das nationale Informationsmonopol setzt, das Grenzziehungen unterhalb von Nationalismen und Anschlüsse an verschiedene Theorien und Konzepte erlaubt.

In einem theoretisch geprägten Teil erörtert Horst Turk in Bezug auf Samuel P. Huntington, Reinhart Koselleck und Carl Schmitt politische, konfessionelle und kulturelle Grenzziehungen, um anschließend in einem philologischen Teil die kulturelle Grenzziehung am Beispiel von Grillparzers „Goldenem Vließ“ zu erläutern, in der die Freund-Feind-Dichotomie symmetrischer Begriffe dem wechselseitigen Infragestellen durch asymmetrische Begriffe weicht und für ein interkulturelles Gedächtnis stehen kann.

Brigitte Schultze geht auf die Rolle von Mythen, Stereotypen, Schlüsselbegriffen und Kulturwörtern bei der Entwicklung nationaler und kultureller Identität und Identitätsdebatten ein, die der kulturellen Grenzziehung dienen. Dargestellt wird diese Problematik am Beispiel des tschechischen *chaloupa*-Mythos in seiner Grenzziehung zwischen dem vertrauten ländlichen Mikrokosmos und der unübersichtlichen Zivilisation bzw. der russischen *sobornost* als ein gegen Westeuropa angeführtes Schlüsselkonzept. Das gewählte polnische Beispiel der parodierten *Matka Polka* (*Mutter-Polin*) dient in der nationalen Gegenwartskultur gleichfalls der Demontage von Grenzziehung.

Auf die recht unterschiedliche Beschreibung der Ostjuden in zu meist wenig bekannten Texten der deutschen Literatur und Publizistik nach dem Ersten Weltkrieg geht Karol Sauerland ein. Einerseits wur-

den die Ostjuden gerade von den assimilierten Westjuden als eine andersartige „völkische Einheit“ wahrgenommen, andererseits wurden sie von deutsch-nationalen Patrioten zum Teil als Träger deutscher Kultur betrachtet. Von besonderer Bedeutung sind in diesem Zusammenhang entsprechende Texte Arnold Zweigs, der die Ostjuden nicht nur als Träger einer der westlichen Kultur und Entfremdung standhaltenden eigenen Kultur beschrieb.

Elisabeth Arend geht auf die literarische Konstruktion des Mittelmeeres als Grenz- oder Verbindungsraum zwischen verschiedenen Kulturen ein. Unter diesem Aspekt untersucht sie Werke der französischen Romantik (Gautier, Fromentin) mit ihrer ästhetisch motivierten Neugierde für den „Orientalismus“, Texte des kolonialen und nationalistischen Diskurses (Bertrand), der die Fremdheit des Maghreb negiert und sich zielgerichtet gegen dessen Autonomie und Unabhängigkeitsforderungen richtet, schließlich das literarische Schaffen der *École d'Alger* (Camus) sowie die heutige französischsprachige Literatur des Maghreb (Djebar, Boudjedra, Khatibi), die an plurale Traditionen des von drei großen kulturellen Gemeinschaften geprägten Mittelmeerraumes anknüpft (und sich damit in Widerspruch zu Huntingtons zivilisatorischer Clash-Theorie befindet).

Eine besondere Art der Heimatfindung in der Fremde stellt Fawzi Boubia am Beispiel von Canettis „*Stimmen von Marrakesch*“ im als Leitmotiv verwendeten ambivalenten Verhältnis von Identität und Alterität vor.

Kurt Mueller-Vollmer demonstriert wiederum am Beispiel der in New England entstandenen Bewegung des Transzendentalismus (1825–1850) die konstitutive Bedeutung der Internationalität für die Herausbildung und Festigung einer Nationalliteratur.

Der Sinologe Michael Lackner geht dem Problem der Semantik von Nation, Volk und Staat im Umfeld der chinesischen Begriffsbildung nach. Zunächst zeigt er, wie mit dem Opiumkrieg von 1840 die Suche nach einem Staatsnamen für das Reich der Mitte begann, die verschiedene Konnotationsvarianten mit unterschiedlichen Signifikanten durchlief. Im nachfolgenden Abschnitt verdeutlicht der Autor, wie die verschiedenen Signifikanten im Begriffsfeld Nation zu bestimmte Bevölkerungsgruppen inkludierenden bzw. exkludierenden Grenzziehungen führten.

Anil Bhatti stellt dagegen die Problematik der Grenzziehung und Entgrenzung am Beispiel postkolonialer Literatur unter Berücksichtigung des sprachlichen Aspekts von Identitätsbildung vor. Dem „Geografismus“ des Kulturraum- und Kulturkreisdenkens“, setzt er

Blochs dialektisches Raum-Zeit-Denken mit seinem „Multiversum der Kulturen“ entgegen und lenkt die Aufmerksamkeit auf den transnationalen Zusammenhang von Identitätsformationen. Bhatti skizziert Fragen der Grenzziehung und Authentizität aus der indischen Perspektive. Er erinnert in diesem Zusammenhang an Nehrus visionäres, diversives Verständnis der indischen Identität, um in den folgenden Abschnitten Fragen der Mehrsprachigkeit, der Migration und der Nation im Hinblick auf den von Deleuze und Guattari geprägten Begriff des *Rhizomes* zu diskutieren, auf die von ihnen gestellte Frage einzugehen, wie man in der eigenen Sprache Nomade, Zigeuner, Fremder wird, um schließlich auf linguistische Deterritorialisierungsvorgänge bei Kafka und Goytisolo überzuleiten und die Behauptung aufzustellen, dass angesichts allgemeiner Immigration und Hybridität die Zukunft der Nationalliteraturen in den Texten der Migranten bzw. der postkolonialen Autoren liegen würde. Der letzter Abschnitt in Bhattis Ausführungen geht auf die Perspektive der *shared histories* in den Diskussionen des Postkolonialismus und deren politische Implikationen ein, die die Tradition und Perspektive wechselseitiger Identitätskonstruktion akzentuiert und dabei der Philologie hinsichtlich der Grenzziehung entsprechende Verantwortung beimisst.

Hans-Christian Trepte, Leipzig

Briefe an den livländischen Historiographen Friedrich Konrad Gadebusch (1719–1788). Regesten. Bearbeitet von Friedrich von Keußler (†), hrsg. eingel. u. mit Registern versehen v. Christina Kupffer u. Peter Wörster. Marburg: Verlag Herder-Institut 1998, VI, 322 S. (Sammlungen des Herder-Instituts zur Osteuropa-Forschung, 5).

Zu der Person Friedrich Konrad Gadebuschs ist viel gesagt, seine Bedeutung v.a. als Historiograf und Aufklärer in den Ostseeprovinzen des Russischen Reiches unumstritten. Diese Aussage verblasst jedoch in Anbetracht des umfangreichen und überlieferten Materials an Briefdokumenten, die in der o.g. Publikation von Christina Kupffer und Peter Wörster erstmals nachgewiesen sind.

Wenngleich auch die Regesten zu der Korrespondenz des gebürtigen Rügener durch die Sammlung von Friedrich von Keußler bereits seit

den 1920er Jahren im Herder-Institut Marburg und als Originale in der Handschriftenabteilung des Lettischen Historischen Staatsarchivs Riga vorlagen, so bedurften sie doch einiger Überarbeitung. Nicht zuletzt die geringe Benutzung, so wie sie die Marburger Historiker schildern, gibt hiervon Zeugnis. Die Überarbeitung, die Ergänzungen und Transkription der handschriftlichen Vorlagen bilden somit einen notwendigen Grundstein für die Zugänglichkeit der bislang schlummern den Dokumente.

Gadebusch selbst hatte bereits zu seinen Lebzeiten seine eingehende Korrespondenz vorsortiert und mit einzelnen Schriftstücken angereichert. Die insgesamt fast 1500 Briefe wurden in der Zeitspanne 1749–1783 niedergeschrieben. Ihre Verfasser rekrutieren sich vornehmlich aus dem näheren Umkreis Gadebuschs, aus der Region und Provinz Livland. Ein kleinerer Anteil entstammte von Autoren außerhalb des Russischen Reiches.

Thematisch fächert sich die Bandbreite von persönlichen Sujets über kulturelle Belange wie Literatur bis hin zu gesellschaftlichen Informationen. Die Korrespondenzpartner waren mit wenigen Ausnahmen Männer, mit denen der Jurist geschäftlich zu tun hatte oder freundschaftlich verbunden war.

Die inhaltliche Weite dieser Sammlung präsentiert darüber hinaus alltägliche biografische Zeugnisse vom Leben Gadebuschs und seiner Korrespondenzpartner, sie vermittelt einen detaillierten Einblick in die zeitgenössische Rezeption von Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt sowie in das Verlags- und Publikationswesen überhaupt. (Hier seien beispielhaft die zahlreichen Briefe des Herausgebers Hartknoch aus Riga genannt.)

Die Vorlage des livländischen Historikers Friedrich von Keußler (1856–1924) diente ursprünglich der Publikation in den „Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde“. Doch die über Jahre währende Arbeit blieb unvollendet. Nach einer wechselvollen Geschichte des Manuskriptes landete eine Kopie im Herder-Institut, wo es von den o.g. Herausgebern mit den Rigaer Originaldokumenten abgeglichen, korrigiert, ergänzt und als Druckvorlage vorbereitet wurde.

Analog zur (nicht ganz einheitlichen) chronologischen Heftung oder Sortierung der Briefe in fünf Bände verfuhr Keußler bei der Erstellung der Regesten. Die beiden Marburger Historiker übernahmen in der vorliegenden Edition das Verfahren Keußlers, der in Orientierung an die eigene Zählung Gadebuschs vereinzelt fehlerhafte oder lückenhafte Passagen mit Briefen umsorgte oder ergänzte, so

dass neben eigenen Zählfehlern des Postempfängers Doppelzählungen in der Sammlung vorzufinden sind. Von einer tatsächlichen Minderbeeinträchtigung der Regesten oder der Recherche mit diesen kann m.E. jedoch nicht die Rede sein. Im Gegenteil, durch die nahezu analoge Wiedergabe wurden die originalen Arbeitsstufen keinerlei Authentizität beraubt.

Der Aufbau der Regesten folgt einem einfachen Prinzip: zunächst die Angabe der originären Nummer, dann des Datums mit oder ohne Ortsangabe sowie anschließend daran die kurze Zusammenfassung Keußlers, die in ihrem zeitgenössischen Originalton korrekt und dennoch im Ausnahmefall nicht frei von persönlichen Interpretationen vorliegt (vgl. u.a. S. 109: Regesten zu Briefband III, Nr. 204). Den Regesten schließt sich ein ausführliches Personenregister an, das mit seinen kurzbiografischen Ergänzungen sowie bibliografischen Angaben weit über den eigentlichen Dienst der Verschlagwortung hinausgeht. Die geografischen Register teilen sich in Angaben zu den Ausstellungsorten, der lokalen Herkunft der Briefe sowie die im Text erwähnten Länder, Orte und Güter. Dem jeweiligen Ort wurde hierbei das estnisch- bzw. lettischsprachige Pendant an die Seite gestellt und durch die lokale oder regionale Zugehörigkeit ergänzt. Sachregister, Literatur- und Abkürzungsverzeichnis runden den über 300 Seiten umfassenden Band ab.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Archivbestände zur Geschichte Est-, Liv- und Kurlands in der Dokumentensammlung des Herder-Instituts, bearb. v. Csaba János Kenéz u. Peter Wörster. Marburg: Verlag Herder-Institut 2000, 130 S., Abbildungen (Sammlungen des Herder-Instituts zur Ostmitteleuropa-Forschung. 9).

Bibliothek und Archiv des Herder-Instituts bergen reichhaltiges Material für die Baltikumforschung. Auch wenn diese Aussage keineswegs überraschend ist, da einen die Beschäftigung mit dieser Region unweigerlich nach Marburg führt, ist sie doch wieder einmal angebracht. Nachdem große Teile der Bibliothek bereits im Internet recherchierbar sind, können sich nun Interessierte, sei es aus der Bundesrepublik, sei es aus dem Ausland, mit dem von den langjähri-

gen Mitarbeitern Csaba János Kenéz und Peter Wörster vorgelegten Archivführer noch besser auf ihren Besuch im Institut vorbereiten. Bis die geplante EDV-Verzeichnung der Bestände der Dokumentensammlung durchgeführt ist, hat die internationale Forschung hiermit einen wertvollen Wegweiser durch die Baltica-Bestände des Archivs zur Hand.

Von Beginn seiner Existenz an war das Institut seit 1950 erste Adresse für Sammlungen zur baltischen Geschichte in der Bundesrepublik. Im Ergebnis bildet die Überlieferung zur Geschichte Est-, Liv- und Kurlands mit ca. 400 lfd. Metern (= 80% des Gesamtbestandes) heute den Schwerpunkt der Dokumentensammlung. Von besonderem Wert sind die ca. 800 000 Aufnahmen aus Archiven in Reval (Tallinn), Dorpat (Tartu) und Riga, die im Anschluss an die Umsiedlung der Deutschbalten 1939 bis in den Herbst 1940 hinein hergestellt wurden, als diese Aktion auf sowjetischen Druck hin unterbrochen werden musste. In der gebotenen Kürze wird die abenteuerliche Geschichte dieser Materialien nachgezeichnet, die heute als Deposita der Bundesrepublik (Bundesarchiv Koblenz) bzw. der Baltischen Historischen Kommission in Marburg aufbewahrt werden. Im Einzelnen handelt es sich dabei um die 1940 verfilmten Akten (Baltische Archivfilme), um das Kopienarchiv des Stadtarchivs Reval, das 1944 nach Deutschland verlagert worden war und von dem vor seiner Rückgabe an die Sowjetunion 1990 Kopien angefertigt worden waren, sowie um die Nachlieferung von Kopien derjenigen Materialien aus dem Stadtarchiv Reval, die 1944 nicht verlagert worden waren. Gut zwei Drittel des Bestands sind bereits als Rückvergrößerungen zugänglich, so dass die Benutzung für die Forschung weiterhin gewährleistet ist.

Der Führer durch die Bestände, die mittlerweile grundlegend umstrukturiert worden sind und nun nicht mehr nach geografischer Pertinenz, sondern entsprechend ihrer Provenienz gegliedert sind, verzeichnet a) Informationen über die Bestandsbildner (Personen, Organisationen); b) die Bestandsgeschichte; c) die Bestandsbeschreibung (Quantität, Laufzeit); d) Findhilfsmittel; e) Literatur über den/die Bestandsbildner. Unter der Überschrift „Originale“ finden sich neben der Gruppe „kleinere Erwerbungen“ 37 Nachlässe (von Oskar Angelus über Alexander Frhr. v. Meyendorff bis Wilhelm Baron Wrangell), vier Familien- und Firmenarchive (v. Campenhausen, Hoffmann, Staehr, Stegemann), neun Bestände von Vereinen, Gruppen und Organisationen (u.a. Compagnie der Schwarzen Häupter zu Riga, Generalkommando des VI. Reservekorps, Baltische

Brüderschaft), vier Bestände von kleineren Städten und Orten (Hasenpoth, Libau, Narva, Sacken). Der Abschnitt „Kopien“ umfasst die Bestände estnischer und lettischer Archive, die reproduziert in Marburg zugänglich sind. Hierbei handelt es sich z.B. um Stadt-, Gilden- und Ritterschaftsarchive, das Kurländisch-Herzogliche Archiv, um Materialien der Schwedischen und Russischen Gouvernementsverwaltungen oder um die Überlieferung der Universität und wissenschaftlicher Gesellschaften. Ergänzt wird dieses wertvolle Nachschlagewerk durch ein knappes Glossar, eine Bibliografie, eine für das Aufspüren bereits benutzter Materialien wertvolle Konkordanz der alten und neuen Signaturen sowie Personen- und Ortsregister.

Man mag hier gleich im Anschluss kritisieren, dass ein kombiniertes Register unter Einschluss von Sachbegriffen die Handhabung vereinfacht hätte. So bleibt es dem Zufall überlassen, die Erinnerungen an die Gründung des Baltenregiments von Roman v. Antropoff unter dem Stichwort „Kleine Erwerbungen“ (S. 95) aufzuspüren, die, da es sich um eine Kopie handelt, nicht zum Originalbestand „Baltenregiment, Baltische Landeswehr“ gehören (S. 57 f.). Die mühselige Arbeit, jedem Bestand noch einen Hinweis auf verwandte Materialien hinzuzufügen, hätte ein Sachregister tatsächlich erspart. Andererseits ist das Werk wiederum nicht so umfangreich, als dass man es nicht bequem durcharbeiten könnte. Interessante Funde sind in jedem Fall garantiert.

Karsten Brüggemann, Narva

Vom Instrument der Partei zur „Vierten Gewalt“. Die ostmitteleuropäische Presse als zeithistorische Quelle, hrsg. v. Eduard Mühle. Marburg: Verlag Herder-Institut 1997, 311 S. (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung. 4).

Das Besondere, was die Tagung vom 27. Februar bis 1. März 1997 am Herder-Institut Marburg und das daraus entstandene vorliegende Buch auszeichnet, ist der Ansatz, sich mit Methoden der Erschließung der Quellengattung Presse für Historiker auseinanderzusetzen – ein bisher wenig beachtetes Thema. Konkrete Fragestellung der Tagung war außerdem, wie Presseerzeugnisse in Archiven bestmöglich erhalten, systematisiert und erschlossen werden können, um Sammlungen

wie die des Herder-Instituts für die wissenschaftliche Arbeit zu optimieren.

In der Einleitung erläutert Eduard Mühle die Problematik: Während die Kommunikationswissenschaft bereits gute Methoden und Instrumente zur systematischen Auswertung von Massenmedien entwickelt hat und anwendet, ist dies aus dem Blickwinkel zeitgeschichtlicher Forschung noch nicht der Fall, trotz der de facto großen Bedeutung dieser Quellengattung. Gerade zur Sowjetunion und zum Warschauer Pakt wurde mit Massenmedien bzw. mit den Printmedien – oft als einzige zugängliche Quelle – gearbeitet. Generell haben sich jedoch erst wenige Publikationen explizit mit der systematischen Auswertung der Quellengattung Presse auseinandergesetzt. Im Unterschied zu anderen Quellen ist die Presse einerseits inhaltlich geprägt durch gesellschaftliche Strukturen und Produktionsbedingungen, dementsprechend teilweise widersprüchlich und ungenau. Andererseits ist sie eine wichtige Quelle, um Stimmungen, profane Details des gesellschaftlichen und individuellen Lebens zu erfassen und die öffentliche Wahrnehmung historischer Ereignisse zu dokumentieren. Außerdem ist die Presse selbst in ihrer bedeutenden gesellschaftlichen Funktion als Untersuchungsgegenstand von Interesse.

Um die inhaltliche Spezifik der Presse Ostmitteleuropas zu ergründen, werden im ersten Teil die realsozialistischen Pressesysteme und im zweiten Teil der Wandel der Presse im Zuge der Transformation sowie die heutige Situation ergründet. Im dritten Teil geht es um Möglichkeiten und Probleme der Dokumentation von Pressematerialien. Jeder Teil schließt mit einer Diskussion ab.

Tomasz Goban-Klas führt im ersten Teil in das System der sowjetischen Presse und ihre Ausprägung in Polen mit einem Schwerpunkt auf der Stalin-Ära ein. Er erläutert den leninschen Journalismus mit seiner spezifischen Ethik, die auf der systemimmanenten Dialektik der kommunistischen Gesellschaft basiert. Hier fällt vor allem der systemimmanente Widerspruch zwischen dem journalistischen Grundsatz Wahrhaftigkeit und der Linientreue zur Partei ins Auge, der im Sowjetjournalismus durch die Abwertung von Fakten zugunsten einer tiefer liegenden, „wahren Wahrheit“, die der kommunistischen Ideologie bzw. der Parteilinie, neutralisiert wurde. Goban-Klas kommt in diesem Zusammenhang auch auf die sowjetische journalistische Terminologie, die abweichende Interpretation von Begriffen wie „Demokratie“, „Wahlen“ und „Freiheit“ zu sprechen. Euphemismus, Klischees, verbale Symbolik gehörten des Weiteren zur Medienkultur.

In seiner Organisationsstruktur wird der Journalismus in Sowjetunion und Partnerstaaten als „transmission belt system“ („Transmissionsriemen-System“) bezeichnet, das den gesamten öffentlichen Informationsfluss straff steuern sollte. Durch diese Funktion der Presse wurde kein unabhängiger Professionalismus der Journalisten gefördert. Die Berichterstattung bewegte sich innerhalb eines eindimensionalen Freund-Feind-Wertekanons: wir/positiv und sie/negativ mit oftmals stereotyper und redundanter Terminologie. Zum System gehörten auch die so genannten Arbeiter- und Bauernkorrespondenten, die aus den einzelnen Regionen des Landes Briefe an die Chefredakteure schrieben, obligatorisch von Erfolgen der Werktätigen berichteten bzw. „feindliche Elemente“ demaskierten. Dies alles führte laut Goban-Klas zu einer insgesamt groben Diktion der Presse.

Im zweiten Kapitel geht Andrzej Packowski auf die unterschiedliche Ausprägung der polnischen Presse zu kommunistischen Zeiten ein, die durch die verschiedenen politischen Phasen der sowjetischen und polnischen Geschichte bedingt sind. Packowski unterscheidet zwischen gelenkter, kontrollierter und freier Presse als Idealtypen. Das offizielle Pressesystem durchlief verschiedene Mischtypen aus gelenkter und kontrollierter Presse, während eine freie Presse nur in Form der illegalen Presse existierte.

Die folgenden Artikel des Methodikteils wenden sich einzelnen Aspekten der kommunistischen Pressesysteme zu: den legalen, d.h. katholischen, und illegalen alternativen Printprodukten in Polen (Stefan Garsztecki, Jerzy Holzer),¹ den polnisch-russischen Beziehungen in der katholischen Presse Polens (Leonid Luks) und den slowakisch-ungarischen Beziehungen in der Presse in den 1940er und 50er Jahren (Dagmar Čierna Lantayová).

Das Kapitel von Peeter Vihalemm und Marju Lauristin beschreibt die estnischen Medien, die Teil des zentral aus Moskau gelenkten Informationsapparates waren. Insbesondere über die sowjetunionweiten Presseorgane mit ihren Ablegern in der Sprache der Titularnation wurde direkt Einfluss aus Moskau genommen. Massenmedien, die in Estland in Estnisch produziert wurden, unterlagen jedoch einer geringeren Kontrolle, da sie sich über die Sprache der Zensur teilweise ent-

¹ Zu erwähnen ist hier, dass in Polen im Unterschied zu den anderen kommunistischen Staaten die Existenz eines weltanschaulichen Pluralismus von einerseits der kommunistischen Parteilinie und andererseits der katholischen Kirche geduldet war.

ziehen konnten. So brachte das Schreiben zwischen den Zeilen eine nationale Sprachkultur hervor.

Zwei Texte zum Quellenwert der Presse runden den ersten Teil des Buches ab. Dieter Bingen beschreibt anhand der polnischen Presse die Möglichkeiten und Grenzen der zentralen Kontrolle. Das Kontrollsystem der Presse konnte bestimmte politisch sensible Themen wie Differenzen in der Partei aus der öffentlichen Diskussion halten, solange ein gewisses Maß an Einigkeit und Stabilität vorhanden war. In den Konfliktphasen 1956 und ab Beginn der 80er Jahre war das nicht der Fall. Dementsprechend ist die Presse als Quelle für Untersuchungen zur gesellschaftlichen Wirklichkeit von unterschiedlicher Verwertbarkeit. Für Untersuchungen zum Zustand der Nomenklatura ist die Presse jedoch durchgehend als Quelle geeignet. Außerdem müssen die Aufgaben und Funktionen der verschiedenen Presseorgane berücksichtigt werden. Die soziopolitischen Wochenzeitungen, die sich an die Intelligenz wandten, und die katholische Presse genossen mehr Freiheiten als die Tagespresse. John Conelly ergänzt in seinem Kapitel zur gesamten Region, dass der Einfluss der Presse sowohl auf die Politik als auch auf den einzelnen Bürger ihre große Bedeutung als historische Informationsquelle ausmacht.

In der allgemeinen Einführung in den zweiten Teil des Buches gibt Klaus Ziemer einen Überblick über die Transformation in Ostmitteleuropa und stellt dabei die Frage, ob nach den rechtlichen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Veränderungen des Mediensystems die Presse bereits die demokratische Funktion der „Vierten Gewalt“ übernehmen könne. Er meint, dass dies erst gelinge, wenn die anderen drei Gewalten konsolidiert sowie zivilgesellschaftliche und demokratische Institutionen etabliert seien.

Vier Beiträge wenden sich den rechtlichen, strukturellen und wirtschaftlichen Veränderungen und der aktuellen Situation der Presse in einzelnen Ländern zu. Zbigniew Oniszczyk berichtet zu Polen, Uwe Müller zu Tschechien, Kęstutis Petrauskis zu Litauen und Ojars Skudra zu Lettland.

Die folgenden drei Kapitel beschäftigen sich mit der Transformation des Journalismus auf der Ebene der Sprache und des beruflichen Selbstverständnisses. Janina Fras berichtet über ihre Untersuchung des Wandels der politischen Sprache in der polnischen Presse. Der künstlichen, hypokritischen Irrealität der Presse im kommunistischen System wurde nach der Transformation keine neue Realität entgegengesetzt. Die Sprache ist zwar reicher, weniger konventionell ritualisiert, und die verschiedenen politischen Gruppen haben eine unter-

schiedliche Sprache, aber die Journalisten konnten keine positive Terminologie implementieren. Das hängt unter anderem mit den enttäuschten hohen Erwartungen an die neue politische Ordnung zusammen. So bleibt einerseits die negative Konnotation zu bürgerlichen Begriffen aus sozialistischen Zeiten und andererseits werden für neue Phänomene tendenziell negative Begriffe verwendet, wie „postkommunistische Länder“ statt „neue Demokratien“. Zusätzlich beobachtet sie eine Tendenz zur Negativität, zur Vulgärsprache und zum Sensationalismus sowie die fehlende Trennung von objektiver Berichterstattung und wertendem Kommentar. Zdenka Mansfeldová bestätigt Janina Fras' Aussagen im Wesentlichen für die tschechische Presse. Sie stellt aber zusätzlich eine Veränderung bei den Adressaten fest: Die Bürger sind heute nicht mehr nur passive Objekte der Information, sondern fragen diese aktiv nach.

Jane L. Curry und Jerzy Olędski beschreiben die Veränderung des journalistischen Selbstverständnisses in Polen. Ihre Aussagen basieren auf zwei Studien aus den Jahren 1976 sowie 1991 und 1997. Ihre Hauptaussage ist, dass Journalisten aus der Logik des Berufs heraus eine Motivation haben, ihre Autonomie und Absicherung auszuweiten. Innerhalb des kommunistischen Systems verstanden sie sich nicht als „kollektive Organisatoren, Agitatoren und Mobilisierer“ im leninischen Sinne, sondern als „loyale Opposition“ zur Partei. Dieses Bewusstsein wich dem Selbstverständnis der „Vierten Gewalt“ in der Demokratie. Gegen den ökonomischen Einfluss im Mediensystem existiert heute eine ähnliche Ablehnung wie früher gegen den Einfluss der Partei.

Im letzten Teil des Buches geht es konkret um die Frage: Wie kann man, angesichts der Bedeutung für die historische Forschung, für die Zugänglichkeit und Nutzbarmachung der Quellengattung sorgen? Einleitend wird von Hans Bohrmann die relevante Presse benannt und die Pressedokumentation in ihren verschiedenen Ausprägungen vorgestellt. Im Wesentlichen gibt es drei Betreiber von Pressearchiven: die Zeitungen selbst, Pressestellen und öffentliche Archive sowie Bibliotheken. Bohrmann sieht eine zunehmende Spezialisierung der schon immer – je nach Bedarf – unterschiedlichen Archivierungssysteme. Dementsprechend wird sich seiner Ansicht nach die Kooperation unter den Archiven erhöhen. Bohrmann macht zwei Hauptkriterien der Archivierung deutlich: Die Langzeitaufbewahrung von Originalen und die rechercheorientierte Aufbereitung. Das Arbeiten mit dem Original bleibt von Bedeutung aufgrund der Authentizität für Ausstellungen und Forschung. Die Langfristaufbewahrung

wird zukünftig weitgehend von öffentlichen Trägern gewährleistet, während die Digitalisierung von den Zeitungen und anderen, zumeist kostenpflichtigen Trägern übernommen wird. Die digitale Datenerfassung ist eine teure Angelegenheit und muss weiterhin von einem Archivar indexiert werden.

Piotr Dobrowolski und Karl von Delhaes stellen das Archiv des Herder-Instituts und seine Arbeit vor. Dobrowolski erläutert die fruchtbare Anwendbarkeit der vorhandenen, systematisierten Pressematerialien beispielsweise für die Untersuchung der Euroregionen bzw. der Beziehungen Deutschlands zu seinen östlichen Nachbarn. Für die Forschung bietet demnach die Presse und insbesondere die Lokalpresse eine vielfältige Quelle zum zeithistorischen Geschehen. Die Nachteile der Widersprüchlichkeit von Aussagen und vorwiegend tagesaktuellem Bezug der Printmedien müssen dabei von den Wissenschaftlern berücksichtigt werden. Zu den Vorteilen fügt Delhaes noch hinzu, dass kaum Alternativen existieren, da Akten mit Sperrfristen selten unter 30 Jahren belegt sind und man nicht davon ausgehen kann, dass angesichts der gesellschaftlichen Transformation in Mittel- und Osteuropa alle Akten vollständig vorhanden und zugänglich sind. In seinem Beitrag stellt er des Weiteren den Bestand des Herder-Instituts dar, dem in Thematik und Umfang nur noch der der Open Society Archives in Budapest, der Hoover Institution in Stanford/Kalifornien und der British Library in London entspricht. Das seit 1952 existierende Pressearchiv des Herder-Instituts kann inzwischen 667 Titel aufweisen, zu denen zusätzlich deskriptive und historische Daten erfasst sind. Über 90% des Materials sind fremdsprachig. Seit Beginn der 90er Jahre wird der Bestand verfilmt und in einer Datenbank mit Stichwortsuchfunktion dokumentiert.

Im folgenden Kapitel werden von Pavol Šalamon die Open Society Archives der Soros Foundation vorgestellt. Sie sind 1995 aus den Forschungsabteilungen der Radiosender Radio Free Europe und Radio Liberty hervorgegangen und umfassen sowohl Bücher und Periodika (3000 Titel) als auch umfangreiches eigenes Material der Sender.

Sylvia Klötzer stellt den Stand der Dinge des Pressearchives des Instituts für Internationale Politik und Wirtschaft der DDR dar. Die umfangreiche Sammlung von Zeitungsausschnitten (ca. 13 Millionen Ausschnitte) ist inzwischen an das Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam gegangen. Es existieren aufgrund der Qualität des Bestands und mangelnder Ressourcen Probleme bei der Langfristbewahrung der Bestände.

Abschließend berichtet Ronald W. Zweig detailliert über die Erfahrungen bei der Digitalisierung der Palestine Post innerhalb eines Projekts an der Tel Aviver Universität. Die jüdische Palestine Post (die Zeitung existiert bis heute als Jerusalem Post) ist insbesondere für Historiker eine außerordentlich interessante Zeitung, die zwischen 1932 und 1950 in Palästina erschien. Ihre große Relevanz erklärt sich zum einen durch das Erscheinen in englischer Sprache, die für einen großen Leserkreis zugänglich ist. Zum anderen ist die spezielle räumliche und kulturelle Einbindung der Zeitung sowohl in Europa als auch im Nahen Osten von Bedeutung. Deshalb wurde über viele wichtige Ereignisse des Weltgeschehens dort detailliert berichtet: das Schicksal der Juden in Europa, die Entwicklungen im Mittleren Osten, die Entstehung des Staates Israel. Zweig weist auf die Notwendigkeit hin, dass Recherchemöglichkeiten in solch umfangreichen Datenbanken noch in großem Maße technisch entwickelt werden müssen. Des Weiteren hält er Zeitungen für sehr geeignet als Material für den Geschichtsunterricht.

Zusammenfassend ist das Buch eine umfassende und vielfältige Quelle und Diskussionsgrundlage sowohl für die kommunikationswissenschaftliche, sozialwissenschaftliche, historische als auch dokumentatorische Auseinandersetzung mit der Presse der nahen Vergangenheit und Gegenwart im östlichen Europa.

Indira Dupuis, Berlin

20. gadsimta Latvijas vēsture. I: Latvija no gadsimta sākuma līdz neatkarības pasludināšanai (1900–1918) (Lettlands Geschichte des 20. Jahrhunderts. Bd. I: Lettland vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Unabhängigkeitserklärung [1900–1918]). Rīga: Latvijas vēstures institūta apgāds 2000, 869 S.

Aus dem verhängnisreichen Verlauf der Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert sowie den seit Anfang der 1990er Jahre günstigeren Bedingungen seiner Erforschung hat das Institut für lettländische Geschichte, angesiedelt an der Universität Lettlands in Riga, eine unmittelbare Verpflichtung für sich abgeleitet, die Entwicklungen und Geschehnisse im eigenen Land während jener 100 Jahre zusammenfassend darzustellen: Eine entsprechende Weitergabe der Ergebnisse

und Blickwinkel heutiger Historiker sei man der Nation schuldig, so Valdis Bērziņš einleitend im nunmehr vorgelegten ersten Band eines ehrgeizigen historiografischen Werks, eben der „Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert“.

Dieser erste Band, dessen Manuskript Ende 1998 nach rund vierjähriger Arbeit abgeschlossen wurde, umfasst die Zeit bis zur Staatsproklamation im November 1918. An ihm haben neben Valdis Bērziņš 15 weitere Wissenschaftler unter Einbringung ihrer Fachgebiete mitgewirkt, wobei nur anhand des Vorworts vage Zuordnungen der einzelnen Kapitel zu ihren mutmaßlichen Autoren möglich sind.

Über die Zeitmarke 1918 hinaus gibt das erste von insgesamt elf Kapiteln einen Überblick darüber, welche Archive – nicht nur im Inland, sondern weltweit – über welcherlei Bestände zur jüngeren Geschichte Lettlands verfügen. Vielfach klingt darüber hinaus an, in welchem Ausmaß jeweilige Akten bisher überhaupt von lettischen Historikern gesichtet worden sind respektive von anderen Interessierten eingesehen worden sein dürften. Diese zweifellos verdienstvolle Zusammenstellung lässt den Leser auch nachvollziehen, weshalb bereits das Vorwort besonderes Gewicht auf den Aufenthalt von insgesamt sieben der Autoren in *amerikanischen* Bibliotheken und Archiven (ermöglicht durch Stipendien) legt.

Weiter informiert das erste Kapitel recht detailliert über die Bedingungen, unter denen im Lettland des vergangenen Jahrhunderts historische Forschung betrieben wurde; es bietet für diesen zeitlich-räumlichen Ausschnitt gleichsam eine Geschichte der Geschichtsforschung selbst – und das, wie die Menge angeführter Namen glauben macht, ohne einen einzigen erinnerlichen Akteur unerwähnt zu lassen. Als ein besonderes Segment dessen, was man die ‚Forschungslandschaft‘ der Zwischenkriegszeit nennen mag, treten dabei die mit bestimmten historischen Vermächtnissen verbundenen Vereine hervor. Man erfährt dazu manch Interessantes, so beispielsweise, dass ein 1926 gegründeter Verein, der sich der Revolution von 1905 widmete, neben seiner Dokumentations- und Forschungstätigkeit die politische Forderung erhob, alle für Teilnehmer am Freiheitskampf der Jahre 1918–1920 geltenden Vergünstigungen und Pensionsregelungen auch auf Revolutionäre des Jahres 1905 anzuwenden.

Nach dieser Rückschau richtet sich der Blick ebenso eingehend auf die im 20. Jahrhundert geleistete Baltikum-Forschung außerhalb des Baltikums. Die Gewissenhaftigkeit, mit der auch dazu dutzende Namen und Buchtitel aufgeführt werden, geht so weit, dass dieser oder jener Kollege hier mehr über sich lesen wird als wahrscheinlich

vermutet. Forschung im Ausland schließt für die Herausgeber nicht nur, wie es nahe liegt, diejenige in Schweden, Deutschland oder Australien ein; Erwähnung findet vielmehr auch – ob wissenschaftlich von Belang oder nicht – in den frühen Jahren der Sowjetunion publiziertes Schrifttum über Lettlands jüngere Vergangenheit, wobei das Autorenteam sich bemüht zeigt, nicht jedweder ideologisch einseitigen Veröffentlichung jeglichen Wert abzuerkennen.

Alles dies wird im vorliegenden Buch einesteils sicher deshalb so gründlich abgehandelt, weil Wissenschaftsgeschichte in den 1990er Jahren einen Arbeitsschwerpunkt am herausgebenden Institut bildete. Vor allem jedoch soll die spezifische Schwierigkeit von Studien über das Lettland des 20. Jahrhunderts evident werden – Beschränkungen des Archivalienzugangs und der Interpretationsfreiheit im Land über die Hälfte dieses Zeitraums hinweg, während das Forschen über ältere Epochen ungehinderter möglich war. Ihre das Kapitel beschließenden Relativierungs- und Bescheidenheitstopoi in Bezug auf die eigene Leistung knüpfen die Autoren an die weiter aktuellen Erfordernisse des Nachholens – dessen, was vor Ort unter Sowjetherrschaft verwehrt war – und des Aufarbeitens – all dessen, was bis dato außer-, aber auch innerhalb der Sowjetunion hervorgebracht wurde.

Im Anschluss an das Einstiegskapitel, dessen überraschendem Umfang auch unser Resümee gerecht werden musste, gliedert sich das Werk folgendermaßen:

Bei den zehn eigentlichen Kapiteln (an deren Anfang jeweils die Forschungslage zur betreffenden Materie umrissen wird) sind die ereignisgeschichtlich konzipierten in der Minderzahl gegenüber solchen, die nach Strukturzusammenhängen zugeschnitten wurden. So gehen dem auf die Revolution von 1905 konzentrierten (siebten) Kapitel eines über den administrativen Status des lettisch besiedelten Raums um die Jahrhundertwende, eines über die demografischen und im Besonderen die ethnisch-nationalen Verhältnisse – unter beachtlicher Berücksichtigung der Liven –, eines zu soziologischen Erscheinungen aller Art, gefächert nach Stadt und Land, eines über Wirtschaft und Innenpolitik sowie eines über Bildung und Kultur voraus. Zwischen das der Revolution gewidmete Kapitel sowie diejenigen über die Zeit des Ersten Weltkriegs (Kapitel 10) und die Staatsgründung (Kapitel 11) ist als neuntes Kapitel nochmals eines über Bildung und Kultur – nun nach dem Jahr 1905 – geschaltet, während das achte die Überschrift „Lettland zwischen Revolution und Weltkrieg“ trägt und zum einen die politische Entwicklung nachzeichnet, zum anderen jedoch auch wieder strukturbeschreibend auf Konfes-

sionen, Industrie, Landwirtschaft, Bankenwesen und Ähnliches eingeht. Zum elften und letzten Kapitel gehört als Unterkapitel ein dritter Überblick zum Thema Kultur.

Dieser ist deshalb dort platziert, weil es den Autoren ein offenkundiges Anliegen ist, den Eindruck auszuräumen, der Krieg habe den Kulturbetrieb zum Erliegen gebracht. Diese Intention entspricht einem gewissen historiografischen Trend der letzten Jahre; als spezielle Facette vermerkt man allerdings die Feststellung, dass lettische Schützen gerade auch innerhalb der russischen Armee viele (dort ungewohnte) kulturelle Aktivitäten pflegten (S. 666).

Auf klare interpretatorische Akzente kommt es den beteiligten Historikern auch an, wenn sie zur Wertung der Revolution von 1905 festhalten, diese sei eindeutig weniger einer ökonomisch-sozialen Motivlage als vielmehr dem Streben nach demokratischerer Machtverteilung entsprungen (S. 400). Zu einer weniger komplexen, doch ebenso dezidierten Einordnung gelangt der Verfasser des vorletzten Kapitels, indem er vorwegschickt: Der Erste Weltkrieg sei „die viertgrößte Tragödie des Volkes“ nach den Kämpfen der lettischen Stämme um ihre Freiheit im 13. Jahrhundert, dem Livländischen Krieg und dem Großen Nordischen Krieg samt Pest gewesen (S. 537). Widersprechen mag man dem nicht.

Als typisch und unvermeidlich für Fachbücher wie dieses bestätigt sich das Phänomen der vielen unerwarteten Informationen, die beim Rezipienten neue, ihrerseits unbeantwortet bleibende Fragen hinterlassen. Wenn beispielsweise im zweiten Kapitel im Kontext von Verwaltungs- und Justizzuständigkeiten zu erfahren ist, dass eine berüchtigte Bereitschaft zur Annahme von Bestechungsgeldern dem livländischen Gouverneur Zveginov den Spottnamen „der Numismatiker“ eintrug (S. 63), so wüsste man gern auch, auf welche schriftlichen oder mündlichen Quellen die Autoren sich hier stützen können. Man hätte dann zugleich etwas über das damalige Maß an Meinungsfreiheit gelernt. Diese wird im sechsten Kapitel in Verbindung mit dem Pressewesen zwar noch thematisiert; man hinterfragt sie jedoch spätestens, wenn es auf S. 71 kurz und bündig heißt: „Das russische Imperium war ein Polizeistaat.“

Ähnlich zieht der Satz, eine Landgemeinde sei zur Zusammenlegung mit einer anderen vorgesehen worden, sofern sie weniger als 200 männliche Einwohner gehabt habe (S. 61), rasch die Überlegung nach sich, inwieweit das zaristische Russland hier ein eher singuläres oder aber ein zeittypisches, nur in der Zahl variables Kriterium anwandte, das der Leser in seiner Vorstellung auf andere Länder übertragen darf.

– Als Primärbedürfnis ihres Publikums scheinen die Autoren eher die umfassende Klärung geschichtlicher Vorbedingungen gesehen zu haben. Angesichts ihrer (immerhin geschickt eingeflochtenen und nie überlangen) Exkurse in die ältere Landesgeschichte lässt sich sagen: Der Band behandelt durchaus mehr als nur das frühe 20. Jahrhundert.

Dass auch ein über 850-seitiges Werk seinen Verfassern nicht unbegrenzt Platz bietet, zeigen die verschiedenen Abschnitte insbesondere des ersten Unterkapitels über kulturelles Leben, ob nun Literatur, Theater oder Architektur betreffend. Ihre Lektüre mag sich für viele, die hierzu Vorkenntnisse haben, erübrigen. Als Einblicke in den jeweiligen Kulturzweig sind sie gleichwohl brauchbar, zumal angesichts der, wenn auch knappen, Mitberücksichtigung des künstlerischen Schaffens von Deutschbalten und anderen „Nichtletten“ im Land.

Hoffnung auf ungeahnten Wissenszuwachs auch zum Beispiel aus Sicht des Literaturkenners weckt unterdessen der Registerteil mit seiner erstaunlichen Menge an Seitenzahlen neben einem Schriftstellernamen wie Rūdolfs Blaumanis (1863–1908). Doch blättert man nach, so zeigt sich: Am häufigsten fällt dieser Name in Verbindung mit Repertoire-Aufzählungen diverser Bühnen in Riga, der lettischen Provinz oder Städten anderswo im Russischen Reich, in denen kleine lettische Gemeinschaften seinerzeit ein Kulturleben entfaltet hatten. Mehrere weitere Nennungen ergeben sich aus der Mitarbeit des Dichters in Zeitungsredaktionen; und zu einer der letzten Blaumanis-Nennungen im vorliegenden Band (S. 654) führt der 1909 in Angriff genommene Versuch einer Ausgabe des Gesamtwerks. Am vergleichsweise gehaltvollsten erscheint die Information, dass Blaumanis' große Tragödie „Indrāni“ („Die Indrans“) das erste lettische Drama war, das eine fremdsprachige Aufführung erlebte (S. 509). – Um Missverständnissen vorzubeugen: Dem Rezensenten geht es keinesfalls darum, etwaige Versäumnisse bei der Würdigung der Lebensleistung Blaumanis' zu bemängeln; es sei nur vor Erwartungen gewarnt, die das vorzustellende Buch bei aller Kompaktheit nicht erfüllen kann.

Kein Widerspruch hierzu ist es, nochmals einen Hang zur Ausführlichkeit zu konstatieren, der sich übrigens bis in die abschließenden Register fortsetzt. Ist man bei den Personen für die Miterwähnung der wichtigsten ausgeübten Funktionen noch dankbar, so muten im geografischen Index bei Stichwörtern wie „Deutschland“ oder „Balkan“ die kommentierenden Beigaben „Staat in Mitteleuropa“ bzw. „Region im Südosten Europas von Ungarn bis Griechenland“ zunächst überflüssig an. Sie lassen uns indes, ganz unabhängig davon, ob Indices mit Erläuterungen sich als gängiger Standard für lettische

Sachbücher durchgesetzt haben mögen oder nicht, einen nirgends genannten und doch wesentlichen Adressatenkreis der „Geschichte Lettlands im 20. Jahrhundert“ ahnen: lettischstämmige Emigranten in Übersee und, soweit noch lettischsprachig, deren Nachfahren. – Der etwas schulbuchhafte Duktus vieler Passagen des Buches dürfte derweil nicht allein auf letztere Zielgruppe abgestimmt sein, sondern ebenso sehr auf inländische Generationen, denen nie ein wertfreier schulischer Geschichtsunterricht zuteil geworden ist.

Wem dieses Buch nur als Nachschlagewerk dient, dem wird der Gebrauch dadurch unnötig erschwert, dass die Überschriften der kleinsten Gliederungseinheiten – der Abschnitte der Unterkapitel – nicht im Inhaltsverzeichnis wieder zu finden sind. Streiten ließe sich selbst über die Aussagekraft mancher gewählten Überschrift. Dass man sich über den Alphabetisierungsgrad der Bevölkerung in dem Abschnitt „Volksbildung. Schulen“ informieren kann, liegt noch einigermaßen nahe; doch wähnt man die Angaben darüber auch unter der Unterkapitel-Überschrift „Volksbildung. Hochschulen und Wissenschaft“, die die Inhaltsübersicht als unterste Einheit auswirft? Erst die 15-seitige englischsprachige Zusammenfassung am Buchende fängt das mögliche Orientierungsdefizit letztlich auf.

Solange Optimierungsvorschläge im Hinblick auf die nächsten Bände einer Publikation sich auf Gesichtspunkte wie die Griffbarkeit von Überschriften beschränken, kann freilich von einem gelungenen Start eines viel versprechenden Vorhabens die Rede sein.

Andreas Fülberth, Münster

Leo Dribins, Ojārs Spārītis, Vacieši Latvijā (Die Deutschen in Lettland). Rīga: Elpa 2000, 271 S.

Seit 1995 werden vom Philosophischen und soziologischen Institut der Universität Lettlands, dem Ethnischen Forschungszentrum, in der Reihe „Ethnische Minoritäten in Lettland“ Monografien zu den einzelnen Bevölkerungsgruppen Lettlands und in seiner Geschichte herausgegeben. Nach den Ukrainern, Weißrussen, Juden, Russen und Polen folgen nunmehr die Deutschen.

Im Gegensatz zu den vorhergehenden Bänden gliedert sich der „deutsche“ Band in zwei Teile aus zwei unterschiedlichen Federn. Der

erste Part führt in die Geschichte ein, beginnend von der „Aufseglung“ über die „Umsiedlung“ bis in die Gegenwart. Die Ausführungen des Historikers Leo Dribins werden durch die kulturellen Aspekte, sozusagen den Beitrag der „Deutschen“ im Kulturdialog mit der lettischen Bevölkerung, von dem Kunsthistoriker Ojārs Spārītis ergänzt. Auch hier geht die Darstellung über die für die deutschbaltische Minderheit so wichtige Zäsur von 1939/41 hinaus. Mit den ersten Siedlungsformen einleitend, beleuchtet Spārītis kulturelle Hinterlassenschaften der deutschbaltischen Bevölkerungsgruppe in Lettland sowie darüber hinausgehend die Weiterführung und Pflege ihrer Traditionen in Deutschland. Die Wiederaufnahme von Verbindungen zum alten „Heimatland“ bilden einen weiteren Bestandteil dieses Abschnittes.

Es ist kaum erstaunlich, dass eine solche vorgegebene thematische Trennung in den einzelnen Teilen kaum durchzuhalten ist. Zu eng präsentiert sich die Verwobenheit von Kultur und Geschichte. So zeigen sich denn auch Mehrfachbelege bei Dribins, die streng genommen dem Bereich der Kultur zuzusprechen sind. Und Gleiches gilt selbstverständlich für den Beitrag des Kunsthistorikers, der zentrale geschichtliche Einschnitte nicht unkommentiert lässt.¹

Das politische Zusammenleben der beiden Völker, so könnte man den ersten Teil betiteln, wird hier aus lettischer Perspektive illustriert. In der Berücksichtigung beider Bevölkerungsgruppen gelingt es dem Autor, Grundaussagen zu treffen, die nur allzu oft in der beschränkten, auf Minderheiten zentrierten Sicht vergessen werden. So kann, wenn man denn von der „Russifizierung“ sprechen will, diese nicht allein als politischer Schritt gegen die politische, kulturelle und wirtschaftliche Führungsposition der deutschbaltischen Minderheit gesehen werden, sondern wird bei Dribins in den Kontext der „Russifizierung“ aller Bevölkerungsteile, v.a. des Mehrheitsvolkes der Letten gerückt.²

Bei der Sichtung der herangezogenen Literatur ist es jedoch bedauerlich – dies sei nebenbei bemerkt –, dass die Mehrzahl der gewählten deutschsprachigen Literatur der „klassischen“ deutschbaltischen Geschichtsschreibung entstammt.

¹ Kurz genannt seien hier exemplarisch Ausführungen zur Bildungsgeschichte auf S. 39 oder auf S. 29 zu den architektonischen Leistungen in Kurland Mitte des 18. Jahrhunderts.

² Vgl. u.a. S. 192 zu den Agrarreformen und der Landverteilung nach 1920.

Die Abhandlung baut sich entlang der wichtigsten Zäsuren der deutschen, aber auch der Geschichte des lettischen Volkes auf, deren Vergangenheit selten eine gemeinsame Geschichte bildete. Sozialgeschichtlichen Aspekten wird eine nur allzu geringe Gewichtung beigegeben, obgleich ohne diese das Verständnis, wie diese Bevölkerungsgruppe überhaupt strukturiert war, kaum erreicht werden kann. So wäre ein Ausflug in das Grundelement der deutschbaltischen Bevölkerungsgruppe, die Familie, ihr Aufbau und der ihr zugemessene kulturelle und später nationale Wert, wünschenswert gewesen. Auch die heterogene Struktur dieser über lange Zeit so mächtigen Minderheit hätte im geschichtlichen Kontext stärker betont werden müssen.

Aus der zweiten Abhandlung wird deutlich, welche enorme Rolle die größte Stadt der Region und auf dem späteren lettischen Staatsgebiet, Rīga, im deutschbaltischen Kulturleben einnahm. Hier zentrierten sich Kunst, Musik, Architektur u.v.m. Leider entbehrt dieser Abschnitt an manch einer Stelle an wichtigen Quer- oder Quellenverweisen; diese Kritik trifft auch den ersten, geschichtlichen Teil der Publikation. Doch ein 270 Seiten schmales Buch kann im Grunde nicht den Anspruch einer allumfassenden Behandlung der beiden Themenkomplexe über einen Zeitraum von 800 Jahren erheben. Es kann anregend wirken und erste, profundere Kenntnisse in der noch immer stark polarisierten Geschichte der Deutschen in Lettland vermitteln. Beiden Ansprüchen wurde hier Genüge getan.

Der lettischsprachigen Textfassung folgen deutsch- und englischsprachige Zusammenfassungen, die einen Überblick über die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema gewähren. Dennoch sei dem Lesenden geraten, nicht allein die deutschsprachige Fassung zu lesen, denn aufgrund stilistischer Mängel und Fehler der Übersetzung entstehen manche Ungereimtheiten, die für sich allein genommen den Aussagewert der Publikation schmälern.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Heidi Hein, *Der Piłsudski-Kult und seine Bedeutung für den polnischen Staat 1926–1939*. Marburg a.d.L.: Verlag Herder-Institut 2002, 512 S., Abbildungen (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung. 9).

Mit der Wiederherstellung des polnischen Staates 1918 ist vor allem ein Name verbunden: Józef Piłsudski. Allein die Nennung seiner Person konnte hitzige Emotionen erzeugen und politische Polarisierungen befördern. Stefan Dietrich stellte bereits 1980 in seiner Rezension der Piłsudski-Biografie von Andrzej Garlicki fest, es gäbe „nur zwei Arten, über ihn zu schreiben: pro oder contra. Piłsudskis historische Leistungen zu würdigen, ohne in eine kritiklose Heroisierung zu verfallen, scheint ebenso schwierig zu sein wie das andere: die schonungslose Aufdeckung seiner Fehler und Schwächen unter angemessener Berücksichtigung seiner wirklichen Größe und Verdienste“.¹

Schon zu Lebzeiten ein Mythos, bestimmte Piłsudski ganz wesentlich den Unabhängigkeitskampf und die Formierung der Zweiten Republik. Als Führer der polnischen Sozialisten und Freiheitskämpfer im Ersten Weltkrieg sowie nach 1918 als Staatschef und Erster Marschall Polens spiegelte er in seiner Biografie viele Brüche und Zäsuren wider, die eng mit seiner Sozialisierung im geteilten Polen und der Idee des Sozialismus in Verbindung standen. Piłsudskis politische Überzeugungen und dessen eigenwilliger Lebensentwurf boten seinen Gegnern zahllose Angriffsflächen. Sowohl die katholische Nationaldemokratie Dmowskis sowie die Kommunisten nach 1945 verachteten ihn. In ihrer Abneigung jedoch ging es ihnen weniger um seine Person denn vielmehr um den stetig institutionalisierten Piłsudski-Kult, der spätestens mit seinem Putsch im Mai 1926 und der Errichtung einer „moralischen Diktatur“ („Sanacja“) sakrosankte Züge trug.

Piłsudskis Biografie und die Rezeption des Piłsudski-Kultes stellten bislang eine empfindliche Lücke in der deutschsprachigen Forschung dar. Während in Polen sowie in der Emigration, je nach politischer Couleur, kräftig am Piłsudski-Kult gestrickt wurde, fand diese maßgeblich prägende Gestalt Polens zwischen den Weltkriegen kaum Interesse in Deutschland. Nun liegt mit der Düsseldorfer Dissertation

¹ Stefan Dietrich: Rezension Andrzej Garlicki, *U źródl obozu belwederskiego*, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 28 (1980), S. 142 ff.

von Heidi Hein eine erste Analyse des Piłsudski-Kults zwischen 1926 und 1939 vor. Dabei beleuchtet die Autorin Piłsudskis wichtige Funktion für Polen und untersucht schwerpunktmäßig den Kult um seine Person und dessen Rezeption. Ihre Leitfrage geht davon aus, dass der Piłsudski-Kult das Defizit an nationaler Identität abbauen sollte. Dabei instrumentalisierte man ihn als politisches Stilmittel und konnte demnach als „imagined communities“ (Benedict Anderson) und der „invention of tradition“ (Eric Hobsbawm) wirken. Symbole und Rituale dienen als bedeutende Akte der Selbstvergewisserung einer Nation, die im Falle Polens über mehr als 100 Jahre ihre staatliche Selbstständigkeit entbehrte. Um so wichtiger war daher die Einführung bestimmter identitätsstiftender Traditionen, die ein neu geformtes Staatswesen aus drei unterschiedlichen Teilungsgebieten zusammenführten. Neben der Mystifizierung der Aufstände des 19. Jahrhunderts sollte der Piłsudski-Kult als wichtiger Kitt im fragilen polnischen Gemeinwesen zwischen den Weltkriegen dienen.

Bei ihrer Untersuchung stützt sich Hein auf ein beeindruckendes Quellenkorpus verschiedenster Provenienz. Damit allein hat sie sich bereits große Verdienste erworben. Neben dem Archiv der Neuen Akten (AAN), dem Archiv der Hauptstadt Warschau (AMStW), dem Zentralen Heeresarchiv (CAW), dem Józef-Piłsudski Institut in New York (IJPA) sowie kleineren weiteren Archivbeständen, wo sie neben staatlichen Akten auch andere interessante Bestände wie beispielsweise des „Exekutivkomitees des Obersten Komitees zur Würdigung des Gedächtnisses an Marschall Józef Piłsudski“ (WWNK) ausgewertet hat, stützt sich die Arbeit auf zeitgenössische Periodika und Piłsudskis eigene Schriften. Zur Erforschung eines politischen Kults gehört auch die Hinzuziehung seiner Zelebrierung. Dabei stützt sich Hein auch auf Schulbücher, Unterrichtsmaterialien, Fotografien, Münzen und Briefmarken, die die Dimensionen der politischen Stilisierung auf breiterer Ebene demonstrieren.

Wie auch andere Formen einer gelenkten Tradition diene der Piłsudski-Kult dem Machterhalt des Sanacja-Regimes und erfüllte damit die Funktion eines herrschaftsstabilisierenden Elements. Das versteht Hein plausibel herauszuarbeiten. Dennoch bleiben Fragen offen. Bereits in der Einleitung, später aber besonders im Hauptteil, tauchen Benedict Andersons und Eric Hobsbawms Ansätze auf. Europäische Bezugspunkte wie die „Lieux de mémoire“ von Pierre Nora finden ebenfalls Erwähnung. Sie bieten der Arbeit einen theoretischen Rahmen, den die Autorin ebenfalls nachvollziehbar beschreibt. Schmerzlich lässt sie aber die Leserschaft eine europäische

Verortung des Piłsudski-Kults vermissen. Europäische Bezüge fehlen gänzlich, obwohl sich nationale und länderübergreifende Untersuchungen häufen, die eine Kontextualisierung auf breiterer Ebene ermöglicht hätten. Zu bedauern ist, nicht aber der Autorin anzulasten, dass die dreibändigen, von Etienne François und Hagen Schulze herausgegebenen „Deutschen Erinnerungsorte“ parallel zur Drucklegung der Dissertation erschienen. Noras Ergebnisse über zentrale Punkte des französischen historischen Gedächtnis lagen jedoch bereits vor. Der Piłsudski-Kult und seine innerpolnische Funktionalisierung und Rezeption lassen europäische Bezüge in einer krisengeschüttelten Periode des 20. Jahrhunderts mit vielen jungen Nationalstaaten geradezu zwingend erscheinen.

Durch dieses Defizit bleiben viele spannende theoretische Fragestellungen ihrer Einleitung in Heins Analyse unbeantwortet. Als Ergebnis steht lediglich fest, dass der Piłsudski-Kult herrschaftsstabilisierend wirkte und in der Zweiten Republik von der Sanacja als politisches Stilmittel instrumentalisiert wurde. Das ist ein wichtiges Ergebnis. Dennoch bleibt die Einbettung des Kults in die innere und äußere Geschichte der Zweiten Republik unbefriedigend.

Verdienstvoll ist das hervorragend recherchierte Literatur- und Quellenverzeichnis, das einen guten Einblick in das Spektrum der Piłsudski-Forschung und Rezeption erlaubt. Heidi Heins Arbeit besticht durch ihre dichte Materialfülle. Angesichts der immensen Quellensammlung droht jedoch allzuoft die Gefahr einer fehlenden Bändigung und Disziplinierung der Bestände, die zu Lasten einer Untersuchung geht. Dadurch erhält die Arbeit eher den Charakter eines Nachschlagewerks. Mit ihrer fundierten Kenntnis der Person und seiner Rezeption hätte Hein beherzt eine Biografie angehen sollen, mit der sie eine empfindliche Lücke in der deutschen Historiografie geschlossen hätte.

Ihr Verdienst bleibt es, wie sie selbst formuliert, den Piłsudski-Kult „nicht nur erstmals systematisch und umfassend analysiert und beschrieben, sondern auch als Werkzeug für die Inszenierung und Emotionalisierung der Politik gesehen“ zu haben (S. 29). Doch bleibt leider das oben skizzierte Manko frei nach Marcel Reich-Ranicki bestehen: „Vorhang zu, viele Fragen offen.“

Andreas Kossert, Warschau

Anja Heuß, Kunst- und Kulturgutraub. Eine vergleichende Studie zur Besatzungspolitik der Nationalsozialisten in Frankreich und der Sowjetunion. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter 2000, 385 S., 6 Abbildungen.

Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und den damit einhergehenden Entdeckungen in Museen, Bibliotheken und Archiven entwickelte sich eine politische Debatte, die unter dem Stichwort ‚Beutekunst‘ bis heute noch nicht abgeschlossen ist. Geht es bei der aktuellen Diskussion mehr um die Restituierung von Kulturgegenständen, die die sowjetischen Trophäenkommissionen ab 1945 aus Deutschland in die Sowjetunion verbrachten, handelt das vorliegende Buch von den Beutezügen des Dritten Reiches in Frankreich und der Sowjetunion.

Anja Heuß hat eine auf in vielen Archiven verstreut liegenden, vor allem deutschen Primärquellen basierende Arbeit geschrieben, die die verschiedenen Organisationen, die sich am Kulturgutraub beteiligten, vorstellt. Dabei geht es der Autorin sowohl um die konkreten Aktivitäten als auch um das an den Aktionen beteiligte Personal als auch die Geschichte der jeweiligen Gruppierungen.

Entstanden ist eine Monografie, die empirisch arbeitend detailliert festhält, was in wessen Auftrag weswegen in Frankreich und der Sowjetunion beschlagnahmt und ins Deutsche Reich verbracht wurde. Zukünftige Forschungen zum Thema verfügen damit über ein Standardwerk, an dem nicht vorbeigegangen werden kann.

Im Einzelnen werden die Beutezüge folgender Organisationen vorgestellt: das „Führermuseum Linz“ (S. 29-72), die „Kunstsammlung Göring“ (S. 73-94), der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg (ERR; S. 95-134 u. 161-204), das Ahnenerbe der SS (S. 205-250), das Sonderkommando Künsberg des Auswärtigen Amtes (S. 285-334) und schließlich die Abteilung VI G des Reichssicherheitshauptamtes. Dieser Kern des Buches wird ergänzt um einen Exkurs zur Vor- und Frühgeschichtsforschung im Dritten Reich (S. 135-160) und einer Darstellung zur Rückführung der sog. Napoleonischen Beute, d.h. derjenigen Kunstgegenstände, die französische Truppen zwischen 1792 und 1812 aus Deutschland nach Frankreich gebracht hatten (S. 251-284).

Die auf den ersten Blick überraschenden Ausführungen zur Vor- und Frühgeschichte sind für die Schilderungen des Vorgehens des ERR in der Sowjetunion von besonderer Bedeutung, denn erst vor diesem Hintergrund versteht man, weswegen zu den wichtigsten

Agenda des ERR die ‚Sicherung‘ prähistorischen Materials und die Durchführung archäologischer Raubgrabungen in Südrussland (gotische Siedlungen) zählten – mit der entsprechend hohen personellen akademischen Beteiligung vor Ort. Die prähistorischen Forschungen besaßen nämlich einen besonderen ideologischen Wert: Galt es doch, nicht nur die rassistische Überlegenheit der ‚Arier‘ zu belegen, sondern auch den Nachweis zu führen, dass eine ‚germanische‘ Hochkultur im Norden entstanden sei und nach Süden ‚ausgestrahlt‘ habe und nicht umgekehrt. Die rassistisch-ideologische ‚Beweisführung‘ versetzte die Vor- und Frühgeschichte in eine Schlüsselfunktion, deren Anziehungskraft so mancher Fachwissenschaftler erlag.

Auch an anderer Stelle kann Heuß klar belegen, dass die Beuteaktionen ideologisch motiviert waren. In Frankreich bereicherten sich die verschiedenen Organisationen in der Hauptsache an privatem Eigentum, das als ‚herrenlos‘ deklariert wurde; ‚herrenlos‘ deswegen, weil die Besitzer geflohen bzw. deportiert und ermordet worden waren: Der Großteil der geraubten Kulturgüter in Frankreich stammte aus jüdischem Besitz. Aus Sicht des Chefs des ERR Rosenberg ging es dabei darum, dem Judentum eine ‚Waffe‘ aus den Händen zu schlagen, denn das einzige Motiv für das Anlegen jüdischer Kunstsammlungen sei der materielle Gewinn: „Das Rembrandt-Bild von heute ist praktisch die Finanzierung des anti-deutschen Kampfes von morgen“ (S. 97). Diese Interpretation sprach den Juden zugleich jegliches Kunstverständnis oder gar ästhetisches Empfinden ab und entsprach damit dem rassistischen Feindbild der Nationalsozialisten.

Vice versa wurde der Raub jüdischen Kulturgutes als ‚Gegnerforschung‘ verstanden, viele der erbeuteten Judaica (Dubletten wurden meist vernichtet!) gingen an das Institut zur Erforschung der Judenfrage in Frankfurt a.M. Bolschewistische Literatur, für die dieselbe Motivation bei der ‚Sicherstellung‘ ausschlaggebend war, wurde an spezielle Ostbibliotheken oder andere mit Ostfragen betraute Einrichtungen abgegeben. Das Fazit der Autorin lautet daher: „Der Kulturgutraub war – obwohl von unterschiedlichen akademischen Fächern getragen und konzipiert – in jedem Fall ein ideologisch motivierter Raub“ (S. 345).

Der beständige Kampf um Kompetenzen und Zuständigkeiten, der die nationalsozialistische Herrschaft kennzeichnet, fand, wie Heuß immer wieder aufzeigt, seine Fortsetzung bei der kulturellen Plünderung. Insofern spiegelt der Kampf um Beute altbekannte Konfliktlinien wider: Rosenbergs ERR konkurrierte mit dem Ahnenerbe Himmlers, Ribbentrops Sonderkommando Künsberg wurde von Ro-

senberg in seiner Funktion als Reichsminister für die besetzten Ostgebiete die Tätigkeit im Reichskommissariat Ukraine untersagt (S. 323). Doch gab es auch immer wieder überraschende Konstellationen vor Ort: In Frankreich arbeitete der ERR mit Göring zusammen, der seine Luftwaffe für den Transport der Beute nach Deutschland anbot und dafür unter den beschlagnahmten Kunstwerken nach Belieben für seine Privatsammlung entnehmen konnte (S. 112). Auf eine paradoxe Situation stießen die Vertreter des Ahnenerbes beim Höheren SS und Polizeiführer Russland-Süd Prützmann, der eine vom Ahnenerbe beanspruchte Sammlung nicht seinen SS-Kollegen, sondern lieber dem ERR übergeben wollte, um mit der Rosenberg unterstehenden Zivilverwaltung gute Beziehungen aufzubauen (S. 229 f.).

Eine weitere Parallele zum nationalsozialistischen Staat und seinen Eliten im Allgemeinen weist die personelle Zusammensetzung der Beutekommandos aus: Mehr als 90% ihrer Experten waren promovierte Akademiker (S. 350), deren Motive eine typische Mischung aus ideologischer Affinität und wissenschaftlicher Profilierung und Karriere bildeten. Neben der offensichtlich ungehemmten Skrupellosigkeit, mit der diese Wissenschaftler akquirierten, ist vor allem auf den Verlust wissenschaftlicher Redlichkeit hinzuweisen. Bei der Plünderung der französischen Archive, bei der nach Provenienz gebildete Bestände mit Entnahmen aufgrund des Pertinenzprinzips verstümmelt wurden, lautete die entsprechende Anweisung: „(...) vor allem mit Feindstaaten muß oberstes Gesetz nicht die Theorie unseren engeren Fachs, sondern ausschließlich der Vorteil des Reiches sein. Praktische und politische Gesichtspunkte geben da den Ausschlag“ (S. 269). Begründungen wie die eben vorgestellte verletzen nicht nur alle akademischen Standards, sondern boten sich auch bei vielen anderen Verbrechen des Regimes als ‚Handlungsmotiv‘ an.

Bei allen Vorzügen (eine abschließende gründliche Lektorierung hätte der Arbeit nicht geschadet, um manche Tippfehler [etwa S. 230, letzter Absatz], Flüchtigkeitsfehler [auf S. 249 wird aus dem Sonderkommando Jankuhn plötzlich das Sonderkommando Künsberg], die ärgerlich uneinheitliche Schreibweise osteuropäischer Ortsnamen oder die unzureichende bibliografische Sorgfalt [fehlende Erscheinungsorte, fehlende Seitenangaben bei Aufsätzen] zu verbessern) bleibt eines festzuhalten: Um eine ‚vergleichende Studie‘, wie im Titel suggeriert, handelt es sich nicht, denn die wenigen komparativen Passagen (vor allem S. 345-350) bleiben an der Oberfläche und entbehren eines methodologischen Fundaments.

Dass die Nationalsozialisten in Frankreich hauptsächlich Privatpersonen beraubten, während sie sich in der Sowjetunion auf staatliche Einrichtungen konzentrierten, hängt eben vor allem mit der unterschiedlichen gesellschaftlichen Formation der beiden Staaten zusammen, denn die ‚Entprivatisierung‘ von Kulturgegenständen war in der Sowjetunion schon lange vollzogen worden, wie die Autorin ja selbst betont (S. 346). Ob wirklich von einem „Paradigmenwechsel“ bei den zu erbeutenden Objekten (‚schöne Kunst‘ in Frankreich – Akten, Bibliotheken, Museumsexponate in der Sowjetunion) gesprochen werden kann (S. 347 f.), ist zu bezweifeln und stellt vor allem einen Hinweis auf die fehlende komparative Methodik dar: Wären Leningrad und Moskau, Kunstzentren wie Paris [!], in deutsche Hände gefallen, würde sich das Bild sicherlich anders darstellen. Dieser gravierende Unterschied zwischen der Situation in Frankreich und der Sowjetunion wird von der Autorin zwar erkannt (S. 348), aber in seiner Tragweite für eine vergleichende Analyse unterschätzt.

Die wenigen explizit komparatistischen Passagen wären aber eigentlich gar nicht nötig gewesen, denn die grundsätzlichen Ergebnisse der Arbeit werden durch sie nicht berührt, und der Autorin ist aufgrund ihrer empirischen Ergebnisse zuzustimmen, wenn sie betont, dass aus nationalsozialistischer Sicht das besiegte Frankreich den kurzzeitigen Siegern „einen gewissen Respekt“ abverlangte, während es in der Sowjetunion gegen den ideologischen Hauptfeind ging, dessen brutale Vernichtung das eigentliche Kriegsziel darstellte (S. 7). In beiden Fällen aber, so eines der wichtigen Ergebnisse von Anja Heuß, waren die kulturellen Raubzüge vor allem ideologisch motiviert, was dem Bild der neueren Forschung zum Nationalsozialismus als einer hochgradig rassistisch-ideologisch motivierten Diktatur eine weitere Facette hinzufügt.

Joachim Tauber, Lüneburg

Barocke Sakralarchitektur in Wilna. Verfall und Erneuerung. Fotografien von Kęstutis Stoškus. Ausstellungskatalog des Herder-Instituts e.V. Marburg in Zusammenarbeit mit dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. Leipzig, hrsg. v. Andrea Langer u. Dietmar Popp. Marburg a.d.L.: Verlag Herder-Institut 2002, 210 S., 122 Schwarz-Weiß-Abbildungen.

Die Ausstellung sowie darüber hinaus die diese Ausstellung begleitende Veröffentlichung muss man als eine sehr markante Erscheinung im Bereich der regen Forschungen aus den letzten zwei Jahrzehnten zur Barockarchitektur der östlichen Teile der polnischen Adelsrepublik vom 16.–18. Jahrhundert betrachten. Diese Forschungen wurden freilich vor allem von polnischen Kunsthistorikern betrieben, bis sie in den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts auch die Aufmerksamkeit der litauischen Kollegen hervorriefen. Man darf in diesem Zusammenhang nicht verschweigen, dass das gemeinsame kulturelle Erbe Litauens, speziell die barocke Kunst Wilnas, bis heute durch verschiedene politische und emotionale Ressentiments belastet ist – und dies sowohl von polnischer als auch von litauischer Seite aus. In den Zeiten des „real existierenden Sozialismus“ und der politischen Zensur waren persönliche und wissenschaftliche Kontakte nur eingeschränkt möglich, überdies von verschiedenen Vorurteilen aus der Vor- und Nachkriegszeit geprägt, was die Zusammenarbeit zusätzlich erschwerte. Erst im Jahr 1991 erschien in Polen nach jahrelangen Verzögerungen ein Sammelband zur litauischen Kunst: „Studia Historiae Artium“ (als Einzelband der Zeitschrift „Lituano-Slavica Poznaniensis“, red. v. Konstanty Kalinowski) mit Aufsätzen litauischer und polnischer Kunsthistoriker.

Die 74 Fotografien von Kęstutis Stoškus, die den eigentlichen Anlass für die Edition dieses Bandes bildeten, wurden zum Ausgangspunkt einer neuen, synthetischen Zusammenfassung des aktuellen Forschungsstandes über die Barockarchitektur Wilnas. Die Ausstellung selbst wurde mit dem IX. Treffen deutscher und polnischer Kunsthistoriker in Leipzig verbunden.

Den eigentlichen Katalog der barocken Sakralarchitektur in Wilna, der die einzelnen Aufnahmen von Stoškus begleitet, bearbeitete Birutė Ruta Vitkauskienė (Akademie der Künste, Vilnius) in Zusammenarbeit mit Andrea Langer (Institut für Slavistik, Leipzig) und Dietmar Popp (Herder-Institut, Marburg). Er enthält neben den Fotografien 20

kleine Abhandlungen zu den von Stoškus fotografierten wichtigsten Barockkirchen Wilnas (S. 77-196). Die unterschiedliche Länge der Textpassagen ergibt sich aus der Bedeutung des dargestellten Objekts und des aktuellen Forschungsstandes. Häufig wurden vorhandene Grundrisse abgebildet, daneben auch Archivmaterial. Jeder Text ist mit einer Bibliografie versehen, die angesichts der im Ausland schwer zugänglichen neuen litauischen und polnischen Literatur eine wichtige Quelle für weitere Forschungen darstellt.

Bei einigen Texten wurden als Vergleichsmaterial alte Vorkriegsaufnahmen von Jan Bułhak, dem hoch geschätzten polnischen Fotografen und begeisterten Liebhaber des barocken Wilna, herangezogen und als Dokumentationsmaterial bei den einführenden Aufsätzen verwendet.

Beide Bildgruppen sind von gleicher Qualität. Stoškus' Aufnahmen besitzen nicht die romantische, stille Atmosphäre der Fotos von Bułhak, sie sind scharf und eindeutig, fast nüchtern und zeigen die Überreste von der romantischen Vision des barocken Wilna. Sie bilden somit eher eine nüchterne Reportage denn eine Suche nach malerischen Motiven aus der Vergangenheit: verfallene Kirchen und deren Hinterhöfe, malerische Nebengassen mit barocken Häusern, leere Kirchenräume.

Für den Kunst- und Kulturhistoriker besteht der Wert des Bandes nicht nur in dem Dokumentationsmaterial zu den einzelnen Kirchen, sondern auch in den vier Aufsätzen deutscher, polnischer und litauischer Autoren, die ein breites historisches und kunsthistorisches Panorama der polnisch-litauischen Geschichte und Kunst präsentieren.

Der Beitrag von Andrea Langer, „Wilna und das Großfürstentum Litauen – eine Skizze der politischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung“ (S. 11-22) bringt einen kurzen historischen und kulturhistorischen Abriss zu verschiedenen Aspekten der polnisch-litauischen und litauischen Geschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Der Schwerpunkt dabei liegt auf der Bedeutung Wilnas als Hauptstadt des Landes. Eine beigefügte Karte, chronologische Tafeln litauischer und polnisch-litauischer Herrscher sowie ein kurzer Exkurs über das jüdische Milieu Wilnas geben zusätzliche Informationen. Die Autorin nutzt die neueste deutsch-, englisch- und polnischsprachige Literatur für eine distanzierte Darstellung der polnisch-litauischen Geschichte und bezieht auch historische polnisch-litauische Kontroversen mit ein.

Der Überblick zur Wilnaer Barockarchitektur „Sakralbauten in Wilna“ (S. 23-42) stammt vom besten polnischen Kenner der Barockkunst der östlichen Gebiete der polnischen Adelsrepublik, Jerzy

Kowalczyk (Institut für Kunst an der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Warszawa). Hier wird ausführlich die historisch-stilistische Entwicklung der barocken Sakralarchitektur Wilnas dargestellt, die sowohl auf Forschungen des Autors als auch auf dem neuesten Forschungsstand der polnischen und litauischen Kunstgeschichte basiert.

Aleksandra Aleksandravičiūtė (Lehrstuhl für Kunstgeschichte und Theorie an der Akademie der Künste, Vilnius) wirft in ihrem Beitrag „Die Ausstattung barocker Kirchen in Wilna“ (S. 43-60) einen (neuen) Blick auf die Ausstattungen der von Kowalczyk beschriebenen Kirchen. Die Autorin präsentiert ihr Material unter verschiedenen Gesichtspunkten: „Die Innenausstattung im 17. Jahrhundert“, „Phasen der Entwicklung im 18. Jahrhundert“, „Die Wilnaer Schule“, „Die Altäre und Skulpturengruppen“, „Die letzte Phase des barocken Interieurs von 1765 bis 1790“ und „Fresken im Stil des Spätbarocks“. Gerade dieser Aufsatz bringt in vielen Einzelfragen Neues, sodass die beiden letztgenannten Abhandlungen sich gegenseitig ergänzen und ein neuartiges Bild der Wilnaer Barockarchitektur zeichnen.

Im letzten einleitenden Beitrag von Maria Kałamajska-Saeed („Gemeinsames Kulturerbe – der Umgang mit den Monumenten des Wilnaer Barocks im 19. und 20. Jahrhundert“) wird eine wenig bekannte und nur rudimentär erforschte Problematik behandelt: die Rezeption der Wilnaer Barockarchitektur. Die Autorin zeichnet die Etappen der Zerstörungen und Veränderungen in der originalen Bau-substanz und den barocken Ausstattungen der Kirchen Wilnas, die seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgrund des romantischen Interesses an der Vergangenheit begannen und bis zur nationalen Begeisterung der Zwischenkriegszeit reichen – was auch in den Fotos von Bułhak seinen Ausdruck findet.

Die Auflösung der katholischen Klöster und die Reduktion der Kirchen durch die russischen Behörden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führten zu zahlreichen Umgestaltungen der Innenausstattungen. Modernisierungen und konservatorische Maßnahmen im 20. Jahrhundert kamen hinzu, was u.a. dazu führte, dass die hauptsächlich aus Stuck geformten Altäre und Altarfiguren abgeschlagen und vernichtet wurden. Was auf den Vorkriegsaufnahmen Bułhaks noch zu erahnen ist, war bereits nur noch ein Rest der ehemaligen Pracht.

Der vorliegende Band verlangt eigentlich aufgrund seines Materialfundus weit mehr Raum zur Besprechung, als hier möglich wäre. Überdies sind ihm wichtige Impulse zur Reflexion über die barocke

Sakralarchitektur Wilnas zu entnehmen. Den wissenschaftlichen Wert erhöhen die am Ende des Bandes aufgenommenen Personen- und Ortsregister mit einer Konkordanz deutscher, polnischer und litauischer Ortsnamen. Bildnachweis, Autorenverzeichnis sowie zwei schematische Stadtpläne von Wilna (zur Lokalisierung der im Katalog und den historischen Einführungstexten erwähnten Bauten) beschließen die Publikation. Dem deutschsprachigen Leser gibt dieser Band eine ausgezeichnete Gelegenheit, eine noch viel zu wenig bekannte Kulturlandschaft Osteuropas kennen zu lernen.

Konstanty Kalinowski †

Łucja Kaprańska, *Pluralizm kulturowy i etniczny a odrębność regionalna Kresów południowo-wschodnich w latach 1918–1939* (Kultureller und ethnischer Pluralismus sowie regionale Besonderheiten der südöstlichen Kresy in den Jahren 1918–1939). Kraków: Nomos 2000, 254 S.

Um es vorweg zu nehmen – als ein Beitrag zur Minderheitenproblematik in den Ostgebieten der Zweiten Polnischen Republik darf das Werk der Krakauer Soziologin Łucja Kaprańska nicht verstanden werden. Ihr Anspruch ist es vielmehr, die vielschichtige Renaissance der Auseinandersetzung mit den Kresy – Polens historischen Ostgebieten – um eine bisher allenfalls punktuell berücksichtigte soziologische Perspektive zu erweitern. In den Blickpunkt dieser Perspektive rückt sie hierbei zwei Phänomene, nämlich das polnisch-ukrainische und das polnisch-jüdische Verhältnis auf dem Territorium der Wojewodschaften Lwów, Tarnopol und Stanisławów im Zeitraum zwischen 1918 und 1939 – eine Region, die bis 1918 zur österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie gehörte. Ausgangspunkt der Studie bildet die Annahme, diese Region nicht per se als den Ort von Konflikten und Auseinandersetzungen zu betrachten, sondern ebenso das Verbindende zu berücksichtigen, das das Zusammenleben von Menschen verschiedener ethnischer, nationaler und konfessioneller Bekenntnisse geprägt hat.

Außergewöhnlich auffällig ist, wie wenig Raum sie dabei der von ihr gewählten Phase der polnischen Geschichte gibt: Von den insgesamt 254 Seiten der Arbeit befassen sich im engeren Sinne mit der oben

skizzierten Problematik ganze 33. Diese erstaunliche Setzung der Schwerpunkte verleiht dem Werk seinen spezifischen Charakter.

Weit größeres Gewicht legt die Autorin zunächst auf die sauber ausgeführte Darlegung der von ihr verwandten Begrifflichkeit. Dieser Schritt erweist sich als ebenso berechtigt wie gelungen, sind doch die für ihren Ansatz so zentralen Begriffe wie Assimilation, Akkulturation, Volk, Region in aller Munde und gerade deshalb anfällig für Missverständnisse. Nicht minder akribisch führt sie in das Verständnis der Ostgebiete ein. Die Autorin hat Recht: ‚Kresy‘ ist ein Begriff, der sich nicht übersetzen lässt – ‚Grenzland‘ trifft den Sachverhalt eben nur vage. ‚Kresy‘, das ist ein polnischer Mythos.

Der Begriff bezeichnet generell jene Territorien, die sich östlich an das ethnisch polnische Siedlungsgebiet anschließen, und deren räumliche Ausdehnung im Laufe der Jahrhunderte starken Veränderungen unterworfen war. Ein klar definierter geografischer Raum waren die Kresy niemals. Dies trifft umso eher zu, da vor allem die romantische Dichtung des 19. Jahrhunderts den Begriff wieder aufnahm und popularisierte; wer wie die Romantiker nach den Wurzeln des Eigenen und der Exotik des Fremden suchte, setzte sich mit historisch verifizierbaren Grenzen nicht auseinander. Jemand, der sich mit der Zeit der höchsten Machtausdehnung Polens befasste, für den waren die Kresy die großen Weiten des europäischen Ostens, die in der Ukraine und in Podolien an das Herrschaftsgebiet der Osmanen angrenzten. Im 19. Jahrhundert verschob sich die Perspektive; nun galten als Kresy jene einstmals polnischen Gebiete, die der russischen Teilungsmacht einverleibt worden waren, und die jenseits der Ostgrenze des Kongresskönigreiches lagen. Auch in der Zweiten Polnischen Republik, die ihre territoriale Form in der Spanne zwischen 1918 und 1923 fand, wurde der Begriff weiterverwendet: Als Kresy bezeichnete man nun die östlichen Wojewodschaften, die, im Norden mit Wilna beginnend, im Süden mit Tarnopol endend, unmittelbar an die Sowjetunion anschlossen.

Wichtiger als die sich wandelnde geografische Ausdehnung der Kresy war zweierlei: Zum einen wurde dieses Gebiet als ein Raum verstanden, der niemals im ethnischen Sinne mehrheitlich von Polen besiedelt war, in dem die Polen aber stets – um eine gelungene Definition der Autorin zu verwenden – den Status einer dominierenden Minderheit innehatten. Und die Polen dominierten in der Lesart des Mythos dieses Land nicht nur in kultureller und ökonomischer Hinsicht, sie verteidigten es auch gegen Mächte, die als Bedrohung für die eigene und die gesamteuropäische Zivilisation angesehen wurden; das traf auf den expansiven Islam des 17. Jahrhunderts ebenso zu wie

auf den russischen Despotismus im 19. Jahrhundert und auch auf jene Ordnung, die die bolschewistische Revolution in der Sowjetunion hatte entstehen lassen. Untrennbar also ist dieses Land mit dem polnischen Sendungsverständnis verbunden, die Vormauer der europäischen Christenheit zu sein. Diese Sachverhalte arbeitet die Autorin kenntnisreich heraus, wobei sie hier auf die jüngeren und klassischen Werke der polnischen Kresy-Literatur zurückgreift.

Die Kresy waren aber nicht nur ein mit Konnotationen reich beladener historischer Raum, sie waren auch ein Grenzgebiet, in dem Menschen miteinander lebten. Ein Grenzgebiet, so betont es die Autorin, im vollständigen Sinn des Wortes: ein Ort, an dem kulturelle Bereicherung und Bedrohung der eigenen Identität nahe beieinander liegen konnten. Auch eine zweite Dichotomie macht die Autorin für die Kresy fest: Sie waren sowohl ein Grenzraum, in dem Personengruppen aufeinanderstießen (*pogranicze stykowe*) als auch miteinander in Kontakt traten und sich in verschiedenen Formen austauschten (*pogranicze mieszane*).

Dieses Verständnis von den Kresy war in vielem ein zeitlich übergreifendes; insofern nimmt sich die Autorin das Recht, auf eine klare zeitliche Struktur innerhalb ihrer Darstellung der Kresy als eines „gesellschaftlichen Raumes“ zu verzichten. Bei dieser Übersicht gehen allerdings wesentliche Spezifika der Kresy der Zwischenkriegszeit verloren, die für eine Analyse von hoher Bedeutung sind: Ukrainischer (im Norden auch weißrussischer) Siedlungsraum war durch die neue Staatsgrenze geteilt worden, die jeweils größeren Teile der betreffenden Völker lebten in der Sowjetunion, wo sie in den 20er Jahren in den Rang von Titularnationen ihrer Sowjetrepubliken aufstiegen. Die Vorgänge östlich der polnischen Grenze wurden in den Kresy – von allen Bewohnern – mit geschärfter Aufmerksamkeit betrachtet und lange Zeit als wegweisendes Vorbild bzw. als manifeste Bedrohung interpretiert. Diese geopolitische Situation benennt die Autorin ebenso wenig wie etwa die kirchenpolitischen Maßnahmen der neuen polnischen Regierung. Römisch-katholische und unierte Kirche scheinen im Betrachtungszeitraum Fixgrößen gewesen zu sein; genau das waren sie aber nicht. Ebensolches gilt für das zentrale ökonomische Problem, die Landfrage, die in der vorliegenden Arbeit bei weitem nicht in ihrer Komplexität auch nur skizziert wird, und die doch für den Rahmen, in dem Assimilation und Abgrenzung, Akkulturation und Isolation stattfinden, so wichtig war.

Dass es ihr durchaus wichtig ist, diese Rahmenbedingungen möglichst umfassend darzustellen, beweist die Autorin im folgenden

Kapitel. Hier legt sie eine Vielzahl jener landeskundlichen und statistischen Daten vor, die das materielle und ideelle Leben der ukrainischen und der jüdischen Minderheit in den drei betrachteten Wojewodschaften kennzeichneten. Dieser Abschnitt ist stark handbuchartig geprägt: Kurz und kritisch benennt die Autorin die Problematik der Volkszählungen von 1921 und 1931 und rekonstruiert die international wie national sanktionierte Rechtsposition der Minderheiten in der Polnischen Republik. Sie periodisiert den Wechsel von Spannung und Entspannung, der die Verhältnisse zwischen Polen und Ukrainern bzw. Polen und Juden kennzeichnete, leider ohne auf die Frage einzugehen, was letztlich Ursache für diese Phänomene war. Wenn Ansätze zur Verständigung und Aussöhnung von blutigem Terrorismus beider Seiten abgelöst wurden, so muss dies Gründe haben, denen nachzugehen die Aufgabe des Historikers ist, sonst bleibt er Restaurator von Ereignissen.

Nicht alle Informationen hätten so umfassend sein müssen; die Herleitung der jüdischen Siedlungsgeschichte in Polen seit dem 10. Jahrhundert führt nicht eben stringent auf den von ihr gewählten Betrachtungszeitraum 1918–1939 zu. Doch das ist es nicht, was an diesem Kapitel auffällt. Viel bemerkenswerter ist, dass eine entscheidende Gruppe gar nicht erwähnt wird, die in diesem multikulturellen Raum doch eine so große Rolle spielt – die Polen. Die Titularnation war selbst – die Autorin hat es richtigerweise deutlich unterstrichen – auf diesem Territorium eine Minderheit. Eine Minderheit, deren Pressewesen, politische Orientierung, wirtschaftliche Betätigung, Migrationsverhalten usw. der Erwähnung mehr als wert gewesen wären. Es mag üblich, wenn auch nicht gut sein, in einer minderheitenpolitischen Studie die Staatsnation als monolithischen Block zu interpretieren, dessen Kommentierung es nicht bedarf. Genau eine solche Studie aber ist die Arbeit von Łucja Kapralska nicht, deswegen hätte an dieser Stelle mit ebensolchem Gewicht der polnische Bevölkerungsanteil Berücksichtigung finden müssen. Wenn die Zweite Republik eine alles überwölbende Aufgabe hatte, dann die, die tief eingeschnittenen Folgen der Teilungszeit zu überwinden. Die Polen in Galizien waren eben keineswegs dieselben Menschen mit denselben Erfahrungen und Anschauungen wie jene in Warschau oder in Posen. Sie waren eine ebenso spezifische ethnische Gruppe in der Gemengelage der Kresy, die des Kommentars und der Erläuterung bedurft hätten. Hier fehlt Wesentliches.

Den Begriff ‚Assimilation‘ füllt die Autorin hinsichtlich des polnisch-ukrainischen Verhältnisses klug in zweierlei Weise mit Leben.

Zum einen rekonstruiert und begründet sie die über Jahrhunderte andauernde Assimilierung des ruthenischen Adels an den polnischen. An der in Europa einzigartig privilegierten Stellung der *szlachta* teilhaben zu können, war Motivation für viele ruthenische Adlige, sich in Konfession und Sprache dem westlichen Nachbarn anzunähern. Dieser Prozess verlief in unterschiedlichem Tempo und in unterschiedlicher Tiefe. Zum anderen verweist die Autorin darauf, dass es auf der Ebene des Bauernstandes ein gegenläufiges Phänomen gegeben hat, nämlich die Ruthenisierung polnischer Bauern, die sich in Sprache und Konfession der sie umgebenden Welt anpassten. Beide Vorgänge kannten eine Vielzahl von Zwischenstufen. Der Bauer, der sich zu Hause der polnischen, im Dorf der ruthenischen Sprache bediente und der nur deshalb – für sein Gewissen ohne größere Probleme – eine unierte Kirche aufsuchte, weil eine römisch-katholische nicht in der Nähe lag, ist ein treffendes Beispiel, das die Welt der Kresy bis zur Katastrophe des Jahres 1939 prägen sollte.

Dessen ungeachtet begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine schrittweise Ablösung der Ruthenen von den Polen – auch in terminologischer Hinsicht: Dem Begriff ‚Ruthene‘ setzten die Nationalbewussten den Begriff ‚Ukrainer‘ entgegen. Doch erst mit dem Untergang der Zweiten Polnischen Republik 1939 hat sich letzterer vollständig durchgesetzt. Hintergrund für die Entstehung des Bestrebens, sich von den Polen abzugrenzen, sei die nachlassende Attraktivität der polnischen Nation gewesen, der es im 19. Jahrhundert in zwei großen Aufständen nicht gelungen war, ihre verlorene Staatlichkeit wieder zu erlangen. Klug im Sinne eines *divide et impera* setzte die österreichische Politik an dieser Stelle ein, die der brennenden Frage des Eigentums an Grund und Boden entscheidende Impulse verlieh, und insbesondere hinsichtlich der öffentlichen Benutzung der ukrainischen Sprache zu Konzessionen bereit war. Die für sie so wichtige Position der polnischen Nation innerhalb des nach 1866 wankenden Staatsverbandes verstanden die Österreicher gleichzeitig in ihrem Sinne zu sichern.

Die Verhärtung des Verhältnisses begann mit dem Erscheinen nationaldemokratischer Gedankenströmungen auf beiden Seiten um die Jahrhundertwende, deren ideologischer Kern das war, was Männer wie Roman Dmowski als den ‚gesunden nationalen Egoismus‘ bezeichneten. Dieser vermeintlich ‚gesunde Egoismus‘ brach sich 1918 in den Kämpfen um die Etablierung einer Westukrainischen Volksrepublik und in der Rückeroberung Lwóws durch polnische Verbände Bahn und belastete das Verhältnis zwischen beiden Volksgruppen

massiv. Doch die Mobilisierungskraft dieser Ideologie zeigte sich auch auf anderem Gebiet: Die Ukrainer verstanden es, in der Zeit der Zweiten Republik ein einzigartig gut organisiertes Netz von Genossenschaften aufzubauen, das, ähnlich wie es die Polen im preußischen Teilungsgebiet vor 1914 getan hatten, den Nationalitätenkampf auf die Ebene von Handel und Gewerbe verlagerte. Demgegenüber standen nach wie vor pragmatische Brückenschläge zwischen Polen und Ukrainern, etwa in Form gemeinsamer Siedlungen und gemischt-konfessioneller Ehen. Diese Phänomene zu quantifizieren ist gewiss schwierig, aber möglich und notwendig. Die Autorin belässt es bei dem Verweis auf den langfristigen Rückgang dieser Erscheinungen.

Um 1935 setzte eine vom polnischen Militär getragene Aktion ein, die sich als eines der dümmsten Kapitel der Kresypolitik erweisen sollte – die ‚Wiedergewinnung‘ der ruthenisierten Bevölkerung für die polnische Nation. Insbesondere der in den Ostgebieten ansässige Kleinadel erfreute sich der zweifelhaften Fürsorge des Militärs, das mit aller Kraft versuchte, die verschütteten polnischen Wurzeln von mehreren 100 000 Bürgern zu reaktivieren. Dieser Versuch der Wiedergewinnung war typisch für die Handlungen der Staatsmacht nach 1935, dem Todesjahr Marschall Piłsudskis. Reich ist dieses Phänomen für soziologische Fragestellungen: Was hat das auf den Marschall eingeschworene Militär dazu gebracht, politische Experimente im Geiste seiner schärfsten Gegner, der Nationaldemokraten, durchzuführen? Was hat die Menschen bewogen, den neuen Adelsverbindungen beizutreten, und was erklärt den anfangs tatsächlich beachtlich großen Zulauf dieser Verbände? Auch hier rekonstruiert die Autorin leider nur, ohne sich um eine Erklärung zu bemühen.

Die gleiche Struktur, nämlich gründliche historische Herleitung, kenntnisreiche, lebendige Illustration bei zu kurz kommender Auseinandersetzung mit der Frage des ‚Warum‘, lässt sich für die zweite Untersuchung konstatieren, in der es um das polnisch-jüdische Verhältnis geht. Die Assimilation der galizischen Juden erwies sich als ein vielseitiges Phänomen, war doch zunächst das Deutsche jene Kraft, an die es sich für die relativ kleinen gebildeten städtischen Schichten des galizischen Judentums anzugleichen galt. Die Attraktivität polnischer Sprache und Kultur entfaltete ihre Kraft wesentlich später, und sie war nie unangefochten: Zionismus und Sozialismus standen ihr als mächtige Konkurrenten entgegen. Freilich galt dies wiederum vor allem in den gebildeten städtischen Schichten; Assimilation als Massenphänomen ist kein Kennzeichen der galizischen Juden geworden. Hier wäre von besonderem Interesse, wie die Autorin die gewiss

zutreffende Gegenbewegung auf polnischer Seite, einen wachsenden Antisemitismus, definierte und erklärte. Doch dieser Antisemitismus bleibt ein am Rande vermerktes Phänomen. Was Antisemitismus gerade unter den galizischen Bedingungen entstehen ließ, ihn förderte, ihn variierte, das bleibt auf wenige Beispiele beschränkt, deren Repräsentativität offen bleibt. Ein rätselhafter Satz mag die Verbindlichkeit der Aussagen illustrieren: „Der Sozialismus, eher noch der Zionismus, waren für einen Teil der Juden in den Kresy ein öfter gewählter Ausweg aus dem Ghetto als die Assimilation“ (S. 204). Wer wollte dem widersprechen?

Alles in allem leitet die Autorin die von ihr betrachteten Phänomene kenntnisreich und gründlich her, legt an sie die eingangs dargestellten Begrifflichkeiten an, versteht es, soziologischen Kategorien die Gesichter und die Anschaulichkeit lebendiger Menschen zu verleihen, geht aber nicht weit genug den Schritt der Einordnung und der Erklärung. Und sie nimmt sich nicht den notwendigen Raum dafür; die eingangs angesprochene Prioritätensetzung bleibt ein gewaltiges Manko und eines der großen Rätsel der Arbeit.

Werner Benecke, Göttingen

Stephan Selzer, Artushöfe im Ostseeraum. Ritterlich-höfische Kultur in den Städten des Preußenlandes im 14. und 15. Jahrhundert. Frankfurt a.M. (u.a.): Peter Lang 1996, 200 S., 8 Tabellen (Kieler Werkstücke, Reihe D: Beiträge zur europäischen Geschichte des späten Mittelalters. 8).

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um eine überarbeitete Magisterschrift, die unter Betreuung von Werner Paravicini, den Kenner der höfisch-adligen Welt des Mittelalters, entstanden ist. Von den untersuchten Artushöfen, in denen sich Kaufleute trafen und Feste feierten, ist derjenige von Danzig allgemein bekannt, doch gab es solche auch in den preußischen Städten Elbing, Thorn, Königsberg Altstadt und Kneiphof, Kulm, Braunsberg und Marienburg. Für den Hof in letzterem liegt allerdings nur eine einzige Erwähnung vor. Außerhalb Preußens taucht die Bezeichnung „Artushof“ für ein Trinkhaus in Stralsund und mitunter für das Haus der Schwarzhäupter (einer Gesellschaft junger Kaufleute und Kaufgesellen) in Riga auf.

Selzer meint, auf diese Einrichtungen sei die Bezeichnung vom schon früh berühmten Danziger Vorbild her übertragen worden, und geht nur sehr knapp auf sie ein.

Der Autor will mit seiner Arbeit zur jüngeren Diskussion um exklusive Gesellschaften in der Stadt beitragen und zeigen, „dass die preußischen Artushöfe ein verblüffendes Beispiel für die Rezeption ritterlich-höfischer Kultur in der städtischen Lebenswelt sind“ (S. 12). Dafür blickt er in einem umfangreichen Kapitel über „Herkunft und Vorbilder“ weit über Preußen hinaus und sucht – mit Heranziehung unter anderem von Danziger und Thorner Archivalien – namentlich das Quellenmaterial des 14. Jahrhunderts vollständig zu erfassen, aus welchem bereits Zeugnisse über mehrere Artushöfe vorliegen (mit der Existenz des Elbinger Hofes, wohl des ältesten, ist schon für 1319 zu rechnen). Die folgenden Kapitel über die innere Struktur der Höfe mit ihren „Banken“ bzw. Bruderschaften, über das von den letzteren geübte Totengedenken, die Geselligkeit der Höfe und deren sonstige soziale Funktionen fallen knapper aus und stützen sich vor allem auf Quellen des 15. Jahrhunderts.

Der Autor betrachtet den Turnierkampf als „schlechthin zentralen Prüfstein ritterlich-höfischer Kultur“ (S. 36) und beleuchtet das Tafelrundenturnier genauer. Bei einem solchen fanden Einzelkämpfe mit wechselnden Gegnern statt, die unter den Namen und Wappen der Ritter der legendären Tafelrunde des Königs Artus fochten. Von England ausgehend, griff die Sitte der Tafelrundenturniere unter anderem nach Flandern über, wo bei exklusiven Gesellschaften des städtischen Patriziats Anfang des 14. Jahrhunderts eine differenzierte Turnierkultur verankert war. Selzer nimmt an, dass die Gründer der preußischen Artushöfe ihre Vorbilder eben in Flandern kennen lernten, mit dem Preußen seit dem späten 13. Jahrhundert durch Handel verbunden war. So gelangt er zu der Deutung, dass der preußische Artushof ein „institutionalisiertes Tafelrundenturnier“ darstellte (S. 90). Dabei wertet er die Benennung nach Artus als Zeugnis dafür, dass die Hofbesucher „die eigene Geselligkeit an der prächtigen Hofhaltung ihres königlichen Vorbildes orientieren“ wollten (S. 36).

Dieser Auffassung steht die Tatsache gegenüber, dass für die preußischen Städte aus dem 14. Jahrhundert kein einziges Turnier bekannt ist. Auch aus dem 15. Jahrhundert, in dem bei den preußischen Artushöfen wie vielerorts in Deutschland turniert wurde, hören wir aus Preußen nur von einem einzigen Tafelrundenturnier, das 1494 in Danzig stattfand. Zu beachten ist außerdem, dass Selzer in einem Teilkapitel seines Buches nach literarischer, bildlicher und sonstiger spät-

mittelalterlicher Präsenz von „König Artus im Norden des Reichs“ fragt (nebenbei bemerkt, eine falsche Überschrift, da das mitberücksichtigte Preußenland nicht zum Reich gehörte). Hier erweist sich, dass es in Preußen an Zeugnissen für eine Artusverehrung fast völlig fehlt. Hinter der Bezeichnung „Artushof“ sollte also nicht zu viel vermutet werden. Für ihre nur begrenzte Bedeutung spricht auch, dass für die Höfe in Thorn und Kulm jene Bezeichnung im Mittelalter nicht üblich war; dort nannte man den jeweiligen Hof „Kompaniehaus“ oder ähnlich.

Zu weit geht der Autor außerdem bei der Betonung der Exklusivität der Artushöfe. Die für mehrere Höfe besonders wichtigen St. Georgsbruderschaften, von denen in dem Buch die Danziger besonders stark beachtet wird, waren in der Tat elitär. Es stellt aber ein Beispiel für die Überschätzung ihrer Rolle dar, wenn Selzer annimmt, dass die Georgsbruderschaft von Danzig das Leben des dortigen Artushofes bis zum späten 15. Jahrhundert, als neue Gesellschaften hinzukamen, in ihrem Sinne prägte. Die im Anhang des Buches abgedruckte älteste Danziger Hofordnung von 1390 lässt nämlich keine besondere Stellung jener Bruderschaft erkennen und zeigt ebenso wie sonstige Quellen, dass die Höfe allen Fernhändlern der betreffenden Stadt als Trinkstuben und Treffpunkte mit auswärtigen Kaufleuten dienten. Besonders dieser durch die Hofordnungen geregelte Besuch auswärtiger Kaufgäste lässt die Artushöfe bis zu einem bestimmten Grade als hansische Institutionen erscheinen. Mit Ausnahme des problematischen Falles Marienburg lagen die Höfe ja auch in der Tat in den sieben Hansestädten Preußens (die letztere Zahl ergibt sich, weil neben den anderen oben genannten Städten von der Dreistadt Königsberg die Altstadt und Kneiphof als zwei gesonderte Hansestädte zu betrachten sind). Dass die Bezeichnung der Artushöfe einen Geltungsanspruch der Besucher gegenüber dem sozialen Umfeld zum Ausdruck brachte, steht zu dieser hansischen Zuordnung nicht im Widerspruch.

Im Übrigen zeugt die Darstellung von großem Engagement des Autors und bietet erheblich mehr an nicht einfach zugänglichen Informationen und eigenständigen Erklärungen, als man von einer Magisterschrift normalerweise erwarten kann. Die gebotene grundlegende Konzeption von der Geschichte der Artushöfe ist aber in hohem Grade hypothetisch und wird meines Erachtens von der Faktengrundlage nicht getragen.

Norbert Angermann, Buchholz/Nordheide

Hansjörg Küster, Die Ostsee. Eine Natur- und Kulturgeschichte. München: Verlag C.H. Beck 2002, 357 S., 100 farbige Abbildungen, 7 Karten.

Die Ostsee ist das jüngste Meer der Erde. Ihre Geschichte beginnt mit dem Ende der letzten Eiszeit. Geologisch gesehen ist diese Geschichte mit 13 500 bis 13 000 Jahren bemerkenswert kurz. Ohne die gewaltigen Gletscher, die in der Periode der stärksten Vereisung vom Pol bis weit in das norddeutsche Tiefland hineinreichten, ist die heutige Verteilung von Land- und Wasserflächen im nördlichen Europa nicht erklärbar. Es gelingt dem Autor hier, den Prozess der vielfältigen und mehrfach nacheinander erfolgten Einwirkungen der Gletscher bis zu ihrem Abtauen auf sehr anschauliche Weise darzustellen. Stück für Stück, Jahrtausend für Jahrtausend, beschreibt er das Szenario, in dessen Verlauf es zur Bildung eines riesigen Süßwasser-Eisstausees kam, der nach zahlreichen Zwischenstufen allmählich die heutige Lage und Form der Ostsee einnahm. Erst vor etwa 8 000 Jahren, als die Verbindung zur Nordsee im Bereich der dänischen Inseln hergestellt war, erhielt sie ihr heutiges Erscheinungsbild, das allerdings noch durch spätere Landhebungen modifiziert wurde. Noch immer steigt das Land auf beiden Seiten des Bottnischen Meerbusens um etwa einen Zentimeter pro Jahr an.

Detailliert schildert Küster die Vielfalt der Veränderungen, die durch das Einwirken von Süß- und Seewasser, von Wind, Sand und anderen Sedimenten im Laufe der Jahrtausende hervorgerufen wurden und noch immer weiterwirken. Zahlreiche Beispiele aus den Küstenregionen rings um die Ostsee belegen dies und sorgen für „Aha“-Effekte, wo dem Leser vertraute Regionen angesprochen werden. Durch diese intensive Vorstellung der naturräumlichen Gegebenheiten wird dem zweiten Hauptthema des Buches, der Kulturgeschichte, der Boden bereitet.

Schon sehr früh, als die Gletscher noch den größten Teil Skandinaviens bedeckten, nutzten Menschen die tundrenartigen Gebiete an ihrem Südrand, um Rentiere zu jagen. Wo der Wald das Land beherrschte, entstanden die ersten festen Siedlungen durch eiszeitliche Menschen, die sich von der Jagd auf kleinere Säugetiere und Vögel sowie vom Fischfang ernährten. Seit etwa 5 000 bis 6 000 Jahren sind auch Ackerbau und Viehzucht im Bereich der Ostsee, in Schweden und an ihrem Südrand, nachgewiesen, und mit ihnen begann die vom Menschen verursachte Umgestaltung der natürlichen Lebensräume.

Faszinierend ist, wie klar der Autor herausarbeitet, dass die indogermanischen bzw. indoeuropäischen Sprachen im Ostseeraum schon früh mit Ackerbau und Viehzucht korreliert sind, während die finno-ugrischen Sprachen von den Völkern gesprochen werden, die noch sehr viel länger der Jäger- und Sammlerkultur verhaftet blieben.

Neben der im Titel genannten Natur- und Kulturgeschichte liefert Küster auch eine solide Wirtschaftsgeschichte der im Ostseeraum lebenden Völker: von der ersten Verarbeitung von Metall in der Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit über die Errichtung von Handelsplätzen, aus denen feste Dorf- und Stadtsiedlungen wurden, die auf dem Handel basierenden Verbindungswege und Einflussgebiete zunächst der Wikinger, später der Dänen und der Hanse. Die Gründungen, Zerstörungen, Niedergänge und Neugründungen von Hafenstädten belegen die erstaunliche wirtschaftliche Dynamik in einer begrenzten Region mit riesigen Hinterländern. Viele Neuanfänge gehen auf kriegerische Auseinandersetzungen, Neuordnungen von Herrschaftsgebieten, Änderungen in der Nachfrage wichtiger Handelsgüter, auf neue Technologien und das stete Ansteigen des festen Landes im Norden der Ostsee zurück.

Der Autor präzisiert diese Dynamik, indem er sie zunächst in chronologischer Übersicht, später nach Themen geordnet, wie parallel verlaufende, aber vielfach miteinander verwobene, Stränge einer spannenden Erzählung präsentiert.

Noch heute allgegenwärtige Unterschiede im Erscheinungsbild ganzer Landstriche, z.B. zwischen dem nördlichen und dem südlichen Schweden, gehen auf völlig unterschiedliche Nutzung des Landes für Land- und Forstwirtschaft zurück und verdeutlichen nicht zuletzt das Einwirken des Klimas. Holzhäuser überwiegen in den von Nadelwald dominierten Regionen des Nordens, während man im Süden Steinhäuser baut. Wo Natursteine fehlen, verwendet man gebrannte Ziegel, die als Backstein den gesamten südlichen und südöstlichen Rand der Ostsee prägen; Fachwerkhäuser charakterisieren Gebiete, in denen Laubwälder vorherrschen. Um die Besiedlungsgeschichte eines Landstrichs zu schildern, greift der Autor nicht nur auf historische Dokumentationen, sondern auch auf die Auswertung von Pollendiagrammen zurück. Sie vermögen das klassische Bild (z.B. Auswanderung größerer Menschengruppen, Aufgabe von Siedlungen, Einwirken der Pest) erheblich zu relativieren.

Eine kurze, rein historische Darstellung des Geschehens rund um die Ostsee seit dem Beginn des Mittelalters ist eher nebensächlich konzipiert. Sie hat die Aufgabe, die wichtigen kulturellen und wirtschaft-

lichen Abläufe transparent und erklärbar zu machen. Die Entwicklung des Bergbaus, die Gründung neuer Städte wie St. Petersburg und Helsinki und der Bedeutungsverlust anderer Zentren, die Industrialisierung mit ihrem starken Ausbau der Infrastruktur zur Nutzung aller gewinnbringenden Ressourcen – sie waren und sind die andere Seite der Medaille, deren Bild wir aus dem Geschichtsunterricht kennen.

Im letzten Kapitel geht Küster auch auf geistesgeschichtliche Aspekte im Ostseeraum ein, die besonders in den beiden vergangenen Jahrhunderten das Zusammenleben der Menschen prägten. Herders Tagebuchaufzeichnungen von 1769 auf einer Reise über die Ostsee lieferten entscheidende Impulse für ein neues Verständnis der Völker weit über die Region hinaus. Die Gedanken späterer Denker, das Interesse der Künstler seit der Romantik, aber auch die Entwicklung eines Badetourismus bis hin zu den massiven Umweltbelastungen, mit der die Ostsee seit einigen Jahrzehnten in ihrer Existenz bedroht ist – es fehlt keiner der wichtigen Aspekte, die jedem Leser beim Stichwort „Ostsee“ einfallen.

Das Buch präsentiert eine beeindruckende Gesamtschau auf die Entwicklungen, die zur Entstehung der Ostsee führten, sowie diejenigen, die von der Natur und vom Menschen hervorgerufen wurden und ihr heutiges Erscheinungsbild bestimmen. Es ist ein gutes Beispiel für den viel zu selten unternommenen Versuch, einen begrenzten Raum als Synthese der Verbindung von Natur und Kultur darzustellen. Eine gewaltige Zahl von Daten und Fakten untermauert dieses Bild, das in lockerem, gut lesbarem Stil gezeichnet wird. Natürlich war es dem Autor nicht möglich, alle Grundlagen dafür selbst zusammen zu tragen: ein 39 Seiten umfangreiches, klein gedrucktes Literaturverzeichnis führt den Interessierten in jedem Teilthema zu den Quellen. Durchgängig positiv ist zu vermerken, dass sehr viele Begriffe, Fachtermini und Ortsnamen erklärt und fremdsprachliche Sonderbezeichnungen hergeleitet werden, ohne dass der Lesefluss beeinträchtigt wird.

Ernsthafte Beeinträchtigungen des positiven Gesamtbildes vermochte der Rezensent nicht zu erkennen. Wenn nun doch einige kleine Anmerkungen folgen, die in diese Richtung zu deuten scheinen, dann nur, um sie bei einer evtl. Neuauflage oder, viel aktueller, bei einer Übersetzung in eine andere Sprache, die an den Gestaden der Ostsee gesprochen wird, zu berücksichtigen. Auf S. 64/65 liegen Unstimmigkeiten beim Umbruch vor. Der Textbeginn auf S. 65 fehlt, während die letzte Zeile derselben Seite als erste Zeile auf S. 66 wieder-

holt wird. Auf S. 61 wird von „Geflügel“ berichtet, das sich erbeuten ließ, doch wird dieser Begriff heute ausschließlich für domestizierte Vögel verwendet. Auf S. 63 wird die Silberwurz erwähnt, „die in der lateinischen Terminologie *Dryas* heißt“. Doch handelt es sich hier um die allgemein-verbindliche, wissenschaftliche Nomenklatur, die ihre Begriffe aus lateinischen und griechischen Elementen zusammensetzt – und auch in diesem Beispiel eine griechische, nicht lateinische Wurzel verwendet. Unklar bleibt, welche Art mit dem Begriff „Grönlandrobbe“ (S. 60 ff.) gemeint ist, denn ein solcher deutschsprachiger Artname ist nicht gebräuchlich. Die hiermit am zutreffendsten bezeichnete Sattelrobbe kommt in der Ostsee nicht vor, doch ist ihr deutschsprachiger Name ebenso etabliert wie die von den in der Ostsee verbreiteten Arten Seehund, Kegelrobbe und Eismeer-Ringelrobbe.

Die Marienburg soll (S. 289) „kurz vor 1880“ „im damaligen Ostpreußen“ gestanden haben. Das tat sie mitnichten, denn nach Ostpreußen kam sie erst mit dem Regierungsbezirk Westpreußen nach dem Versailler Vertrag von 1919. Vorher gehörte sie zur Provinz Preußen bzw., wenn diese aufgeteilt worden war, zu Westpreußen. Auf S. 296 wird gesagt, dass keine Badeverbote verhängt werden mussten. Doch wurde nach einer Hitzewelle im Juli 2001 im südwestlichen Bereich der Ostsee, in Schleswig-Holstein, das Baden verboten. Auch die Bezeichnungen der Ortsnamen in den farbigen Karten des Einbands sowie gegenüber dem Haupttitel sind nicht einheitlich. So erfreulich es ist, vorwiegend die deutschen Namen zu finden, wenn die Städte heute einen anderen Namen tragen, so verwunderlich ist es, die polnischen Bezeichnungen „Grudziadz“ und „Elk“ zu lesen, wo „Graudenz“ und „Lyck“ gemeint sind. Ganz abgesehen davon, dass eine korrekte Wiedergabe der polnischen Namen die Sonderzeichen hätte berücksichtigen müssen. Königsberg erscheint einmal mit beiden Namen, auf einer anderen Karte aber nur als Kaliningrad, während das ebenso lange Gdańsk genannte Danzig dort mit dem deutschen Namen bezeichnet wird.

Diese kleinen Wermutstropfen können jedoch den hohen Wert des Buches nicht mindern. Es ist vielmehr jedem, der sich ein umfassendes Gesamtbild der Ostsee machen möchte, sehr zur Anschaffung empfohlen. Vor allem aber sollte es bald in andere Sprachen übersetzt werden, denn die Ostsee grenzt auch an Küsten, an denen die Menschen Polnisch, Litauisch, Lettisch, Estnisch, Russisch, Finnisch, Schwedisch und Dänisch sprechen.

Christoph Hinkelmann, Bardowick bei Lüneburg

Regions in Central Europe. The Legacy of History, hrsg. v. Sven Tägil. London: Hurst & Co. 1999, XVI, 270 S.

Gibt es Regionen in Mitteleuropa? Und wie wären sie ggf. beschaffen? Diese Fragen stellen sich die Autoren des vorliegenden Bandes. Als Rezensent stelle ich eine weitere Frage: Was ist „Mitteleuropa“? Während die ersten beiden Fragen mehr oder weniger umfassend beantwortet werden – Mitteleuropa ist das Alte Reich und seine Marken –, suche ich nach Antworten auf meine eigene Frage vergebens. Oder wäre vielleicht genauer hinzuschauen? Regionen sind geistige Konstrukte – erfahre ich von allen beteiligten Autoren. Und Mitteleuropa? – ist eine gegebene Größe, deren Essenzialität nicht weiter hinterfragt zu werden braucht. Das ist fatal, weil eine solche Ignoranz zusammenfällt mit der Naivität, die eine Bevölkerung dazu gebracht hat, mit Kaiser und Führer dafür zu sorgen, dass eine deutsche imperial-imperialistische Konzeption mit Elementen historischer Wirklichkeit angereichert werden konnte.

Dabei wird das Problem der Konstruktivität politisch-geografischer Entitäten theoretisch durchaus erkannt und anerkannt und in einem Beitrag von Rune Johanson (Linköping) mit hohem intellektuellen Aufwand analysiert, aber ausgerechnet auf die fragliche Großregion Mitteleuropa nicht angewandt: „Mitteleuropa“ besteht weiter als der blinde Fleck aller mitteleuropäischen Subregionalisierung dieses Bandes. So bleibt der aufmerksame Leser darauf angewiesen, sich selbst ein Bild davon zu machen, was die Autoren unter dem Begriff „Mitteleuropa“ eigentlich verstehen.

Sven Tägil (Lund), der die Wurzeln historisch gewachsener Identität in Mitteleuropa in der „altgermanischen Welt“ erblickt und in den mittelalterlichen Stammeshertzogtümern tradiert sieht, fasst Mitteleuropa vornehmlich als einen vor allem vom römischen bzw. später ostfränkisch-französischen Reich und den slawisch-magyarischen Reichen abzugrenzenden Raum unter Herrschaft der deutsch-römischen Kaiser. Wie so oft erfolgt die Konstruktion einer historischen Großregion ex negativo, in Form eines ethno-territorialen Ausschlussverfahrens.

Lisbeth Lindborg (Lund) untersucht in ihrem Beitrag „regionale Tiefenstrukturen“ des „deutschen Kulturraumes“, ohne sagen zu können, woraus dieser eigentlich bestehe: einer der wichtigsten Abschnitte des Aufsatzes rekonstruiert die Vielfalt und Polyvalenz des „Deutschen“, setzt aber trotzdem einen entsprechenden Kulturraum

voraus, den sie vor allem an den (west-)deutschen Bundesländern festmacht.

Vielleicht werden wir in der ausgehenden Habsburgermonarchie fündig. Hier untersucht Fredrik Lindström (Lund) „Region, kulturelle Identität und Politik“ in einer Langzeit-Perspektive – und verlässt damit gleichzeitig den „deutschen Kulturraum“: Böhmen und Mähren, Ungarn und Transsilvanien – man darf fragen, warum nur diese – tauchen als Träger von Regionalität im Rahmen der Habsburger Vielvölkermonarchie, lokaler Eigenverortungen und nationaler Selbstzuschreibungen auf. Mitteleuropa also eine Region, in der die Herrschaftsstrukturen der Habsburger-, Wenzels- und Stefanskronen Platz haben? Nun ja: Warum nicht? Andererseits: Warum?

Nächster Versuch: Ehemalige Habsburger-Territorien unter nationalem Vorzeichen: Kärnten, Burgenland, das „austrifizierte“ Westungarn (Tom Gullberg, Turku). Der interessante Fall chiasmischer Identitäten – die Mehrzahl der Kärnten-Slovenen votierte nach dem Ersten Weltkrieg für Österreich, die Deutschen im Sopron-Gebiet für Ungarn –: die Dominanz älterer Zugehörigkeiten unter „volks“-gebundene Loyalitäten ist höchst instruktiv und gewährt tiefe Einblicke in das Phänomen palimpsester Polyidentität. Über Mitteleuropa sagt sie freilich nichts.

Palimpseste sind auch das Thema des Beitrags von Kristian Gerner (Uppsala), der sich um „Regionen in Mitteleuropa unter dem Kommunismus“ bemüht. Gerner ist sich des spiegelglatten Bodens, auf dem sich alle Regionen-Sucher befinden, hoch bewusst und entlarvt regionale Identitäten nach dem Ende des Sowjetimperialismus und -patriotismus rasch als politisch opportune Instrumente zur Begründung von Sonderbehandlungen durch die mächtigen Nachbarn. Da aber solche „Regionen“ wie Transsilvanien, Mähren, Schlesien, das Vilnius-Gebiet, Karpatho-Ruthenien oder das Kaliningrader Gebiet junge territoriale Produkte der Großmachtspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg sind, muss zur aktuellen Erschaffung regionaler Identität die historische Sachlage auf vielfältige Weise vergewaltigt werden. Mitteleuropa? Fehlanzeige.

Schließlich: Hans-Åke Persson (Malmö) über den „deutsch-polnischen Grenzraum“. Dass Regionen nicht nur über ihre Grenzräume markiert sind, sondern auch durch diese ihre Binnenstruktur erhalten können, mit anderen Worten: Grenzräume als Regionen wahrgenommen werden können, setzt sich im kollektiven Bewusstsein nur langsam durch. Das „Dreieckland“ (Südbaden, Nordschweiz, Elsass), die französisch-deutsche Saarregion oder die deutsch-dänische Zusam-

menarbeit in Nord Schleswig/Südjütland sind hier nur die bekannteren Beispiele. Solche cross-border-Regionen benötigen, um als Regionen erkennbar zu werden, regionale Identität und eine längere gemeinsame Geschichte – die auch als Konfliktgeschichte identitätsbildend sein kann. Wie lange muss eine solche Geschichte dauern? Wenn sich heute Badener und Saarländer – zugegebenermaßen mit einer gewissen Koketterie und zum Ausgleich für mangelnde Beachtung von Seiten der „Deutschen“ – gerne als „Franzosen Deutschlands“ sehen, dann hat die deutsch-französische cross-border-Identität heute eine längere Geschichte hinter sich. Im Osten, wo Deutsche und Polen über Jahrhunderte zusammengelebt haben, wird nationale Identität allerdings nicht so sehr als integrativ denn als exklusiv aufgefasst. Aus diesem Grund wird dem von deutscher Seite nach der „Wende“ vorgebrachten „Euroregionen“-Projekt an der Oder-Neiße-Grenze polnischerseits mit großem Misstrauen begegnet. Das polnisch-nationalistische Geschichtsprogramm vom deutschen „Drang nach Osten“, das Polen nach vier Teilungen und angesichts der finanziellen und politischen Übermacht der neuen Bundesrepublik nicht zu verdenken, allerdings auch durch die polnische antideutsche Propaganda nach dem Zweiten Weltkrieg kräftig gefördert worden ist, verhindert einstweilen ein kooperatives Verhältnis zwischen Ostdeutschen und Westpolen. Und was regionale cross-border-Identitäten anbelangt, so sind einzelne Posener eher dazu geneigt, sich als „Preußen Polens“ denn als „Deutsche Polens“ zu identifizieren; und Deutsche, die sich gerne als „Polen Deutschlands“ apostrophieren, wird man wohl in näherer Zukunft vergeblich suchen.

Und Mitteleuropa? Wir müssen vorerst akzeptieren, dass Historiker, die sich dekonstruktiv mit „Regionen in Mitteleuropa“ auseinandersetzen – und dabei die Schweiz, Norditalien, Elsass, Lothringen und die Benelux-Länder großzügig übersehen –, die Region „Mitteleuropa“ als gegeben annehmen.

Ralph Tuchtenhagen, Hamburg

Die politischen Systeme Osteuropas, hrsg. v. Wolfgang Ismayr unter Mitarbeit v. Markus Soldner u. Ansgar Bovet. Opladen: Leske + Budrich 2002, 916 S.

Die politologische Erforschung Osteuropas hat in den vergangenen zehn Jahren beachtliche Fortschritte gemacht und als Disziplin ein neues, weites und facettenreiches Untersuchungsfeld erschlossen. Der von dem Dresdner Politikwissenschaftler Ismayr edierte Band liefert dafür ein beeindruckendes Beispiel. Er versammelt Beiträge über 19 osteuropäische Länder sowie über Zypern und die Türkei, deren politische Systeme von ausgewiesenen Fachleuten analysiert und dargestellt werden. Dass die Türkei und Zypern in diesem Band Berücksichtigung gefunden haben, ist eher zufällig, wie der Herausgeber schreibt, da die Türkei aber auch auf südosteuropäischem Territorium liegt, sicherlich mehr als nur akzeptabel. Auch historisch-strukturelle Zusammenhänge sprechen dafür.

Nach einem kurzen Vorwort wird der Band, der weitgehend dem Konzept des von Ismayr bereits edierten Sammelwerkes „Die politischen Systeme Westeuropas“ folgt, mit einer vergleichenden Analyse der politischen Systeme Osteuropas durch den Herausgeber eröffnet. Er geht dazu zunächst auf die Verfassungsentwicklung Osteuropas und die ihr zugrunde liegenden Prinzipien ein, weist auf Traditionslinien, vorsozialistische Demokratieerfahrungen und ländertypische Spezifika hin, um schließlich die wichtigsten Elemente des alle Verfassungen gemeinsamen Wertekanons kenntlich zu machen. Dazu zählt neben der Verankerung der Grundrechte und des Prinzips der demokratischen Rechtsstaatlichkeit auch das ausdrückliche Recht auf soziale Sicherheit, das in der Hälfte der osteuropäischen Verfassungen um das Recht auf Arbeit ergänzt ist. Wenn dies angesichts staatssozialistischer Praxis in der Vergangenheit keineswegs verwundern muss, ist es andererseits durchaus bemerkenswert, dass in den Konstitutionen von mehr als zwei Dritteln der Länder der Umweltschutz als Staatsziel genannt wird, wie der Verfasser hier hervorhebt.

Im Weiteren werden von ihm die Möglichkeiten von Verfassungsänderungen und die Rolle der Verfassungsgerichtsbarkeit untersucht. Als typisch gelten können hier für erstere die in den meisten osteuropäischen Verfassungen vorhandenen direktdemokratischen Elemente und für die Verfassungsgerichte, dass sie sich von den westeuropäischen durch weitergehende Kompetenzen unterscheiden. Zuzustimmen ist in diesem Kontext Ismayrs Beobachtung, dass die Verfas-

sungsgerichtsbarkeit in ganz Osteuropa einen „Siegeszug“ angetreten habe und somit ein wichtiges Instrument der rechtsstaatlichen und demokratischen Konsolidierung geworden sei. Ausnahmen, über die die einzelnen Länderberichte Auskunft geben, bestätigen dabei nur die Regel.

Ein sehr komplexes Bild liefert Ismayrs Vergleich der Regierungssysteme sowie sein Blick auf die Rolle der Staatspräsidenten, die in fast allen osteuropäischen Staaten direkt vom Volk gewählt werden. Er spricht hier zu Recht von semipräsidentiellen Systemen, in denen die Exekutivgewalt zwischen Staatsoberhaupt und Regierung verteilt ist, aber Regierungen durch Misstrauensvoten gestürzt werden können. Dabei ist ihm zuzustimmen, wenn er M. Duverger und anderen folgend die von W. Steffani geschaffene Typologie, die sich auf die Systemtypen „parlamentarisch“ oder „präsidentiell“ beschränkt, für nicht ausreichend hält, da sie die wirklichen Verhältnisse zu undifferenziert erfasst. Der semipräsidentielle Typus erscheint zudem in den zwei Varianten präsidentiell-parlamentarisch und parlamentarisch-präsidentiell, wobei letztere ein Mitbestimmungsrecht des Parlaments bei der Entlassung der Regierung vorsieht. Sie ist zudem am weitesten verbreitet, da lediglich in Russland und der Ukraine das System nach der präsidentiell-parlamentarische Variante funktioniert, sieht man einmal vom Sonderfall Weißrussland mit seiner ganz spezifischen Präsidentenvertikale ab. Dass die zugeordneten Kompetenzen wie auch die realen Ausprägungen des Präsidentenamtes aber gleichzeitig von Land zu Land sehr unterschiedlich sind und in der Verfassungswirklichkeit von rein repräsentativen Funktionen des Amtsinhabers wie etwa in Slowenien bis hin zur „Beinahediktatur“ wie in Weißrussland reichen können, macht Ismayrs Vergleich auch deutlich.

Ein eigenes, sehr facettenreiches Kapitel bilden die formalen und informellen Regeln der Regierungsbildung, des Sturzes der Regierungen sowie die Regularien der Parlamentsauflösung. Hier sind die entsprechenden Bestimmungen und Regelungen in den einzelnen Verfassungen so unterschiedlich wie die politischen Traditionen und regionalen Erfahrungen, welche die Systeme der einzelnen Länder prägen, und sie sind auch nicht immer eindeutig. In manchen der untersuchten Staaten ernennt der Staatspräsident Regierungen schon vor der Abstimmung im Parlament, während er in anderen auf Vorschläge aus dem Parlament reagieren oder auch nur etwa die Mehrheitsfraktion „zu Rate ziehen“ muss. Für die drei ostslavischen Staaten Russland, Weißrussland und Ukraine sind dagegen die Wahlergebnisse

und parteipolitische Zusammensetzungen der Abgeordneten so gut wie kaum entscheidend.

Zu den osteuropäischen Besonderheiten zählen zudem einige Bestimmungen, wie sie in den westeuropäischen Systemen weniger häufig zu finden sind. Dazu gehören die verfassungsrechtlich festgelegte Unvereinbarkeit von politischem Amt und parlamentarischem Mandat oder auch die seltener gegebene Möglichkeit, einzelne Minister durch ein verbindliches Misstrauensvotum des Parlaments zu entlassen. Aber nur in Russland, Weißrussland und der Ukraine hat der Präsident das Recht, den Ministerpräsidenten oder auch die Regierung insgesamt zu entlassen bzw. aufzulösen. Anders auch als nach dem Westminster-System haben in keinem osteuropäischen Staat Regierungschef oder Regierung rechtliche Möglichkeiten, das Parlament aufzulösen.

Während sich Regierungstypen, Kabinettsstrukturen und Parteienkonstellationen in vielem westeuropäischen Mustern angeglichen haben bzw. eine entsprechende Entwicklungstendenz erkennen lassen, scheinen Funktions- und Arbeitsweise der Parlamente spezifischen osteuropäischen Erfahrungen Rechnung zu tragen. So tagen in den meisten Staaten die Ausschüsse der Abgeordnetenkammern grundsätzlich öffentlich, wodurch dem Transparenzgebot wohl tatsächlich ein höherer Rang eingeräumt wird, wie Ismayr betont, der dies durchaus einleuchtend auch als eine „Reaktion auf die Arkanhaltung kommunistischer Regime“ (S. 37) deutet. Außerdem besitzt im Unterschied zur westeuropäischen Praxis in fast allen der untersuchten Länder auch jeder einzelne Abgeordnete neben den unterschiedlichen Verfassungsorganen das Gesetzesinitiativrecht. Auch über die klassischen parlamentarischen Kontrollinstrumente der schriftlichen und mündlichen Anfrage oder über die Möglichkeit zur Einrichtung von Untersuchungsausschüssen zur Klärung von Missständen etc. verfügen die Legislativen aller osteuropäischen Staaten. Darüber hinaus steht anders als bei den westeuropäischen Nachbarn dieses Recht in den meisten osteuropäischen Parlamenten einer Minderheit von einem Fünftel bis einem Drittel der Abgeordneten zu. Vor allem zum Schutz von Menschen- und Bürgerrechten, der Basis der sich gerade erst entfaltenden Zivilgesellschaften, wurde in allen osteuropäischen Staaten die Institution des Ombudsmanns/der Ombudsfrau eingeführt. Vom Parlament gewählt, haben diese inzwischen in vielen osteuropäischen Staaten für die Förderung von Rechtsstaatlichkeit und bei der Gestaltung einer modernen politischen Kultur eine beachtliche Bedeutung gewonnen.

Da nur in sieben der neunzehn untersuchten Staaten Zwei-Kammer-Parlamente existieren, sind diese für Osteuropa als nicht typisch zu bezeichnen. Sie bestehen in den Bundesstaaten Russland und Jugoslawien, aber auch in unitarisch strukturierten Staaten wie Polen oder Rumänien. Sie sind sowohl mit Blick auf Wahlverfahren wie auch bezüglich ihres Anteils im Gesetzgebungsprozess recht unterschiedlicher Natur. Alle zweiten Kammern besitzen das Recht der Gesetzesinitiative und haben Kompetenzen bei der verfassungsändernden Gesetzgebung, scheinen im Übrigen aber vor allem „eine produktive, Entscheidungen verbessernde Funktion als beratende, deliberative Institutionen und als Veto-Akteure spielen“ (S. 43) zu können, folgt man Ismayrs zurückhaltender Einschätzung für die künftige Entwicklung dieser Verfassungsorgane.

Auch eine Wertung von Bedeutung und Wirkung direktdemokratischer Verfahren in Form von verfassungsändernden Referenden, des Rechts auf Gesetzesinitiative für eine bestimmte Anzahl von Bürgern oder von Volksabstimmungen auf kommunaler Ebene ist angesichts ihrer Vielfalt und sporadischen Praxis bisher noch kaum möglich und sinnvoll. Allerdings gibt es anschauliche Beispiele, wie direktdemokratische Verfahren zum Ausbau von Präsidialherrschaft instrumentalisiert werden können, wie die entsprechende Praxis vor allem in Weißrussland und der Ukraine zeigt.

Nach einem Blick auf die Wahlsysteme, die mehrheitlich Verhältniswahlsysteme sind und nach Ismayr mehr zum Parteienbildungsprozess in Osteuropa beigetragen haben als Mehrheitsysteme, geht er ausführlicher auf Parteiensysteme und Konfliktlinien ein. Die Regel sind demnach Mehrparteiensysteme, in denen es mit der Ausnahme Sloweniens keine wirklichen Großparteien gibt. Typisch sind eher stark fragmentierte Vielparteienlandschaften. Gleichzeitig ist hier zu beobachten, dass in den baltischen Republiken und den Visegrád-Staaten die anfänglichen, grundsätzlichen Regimekonflikte inzwischen von sachpolitischen Programmen abgelöst worden sind. D.h. hier haben die entscheidenden Parteien das marktwirtschaftliche System und die demokratischen Spielregeln grundsätzlich akzeptiert, wodurch die politischen Auseinandersetzungen inzwischen entsprechenden westeuropäischen Konfliktlinien ähnlich sind. Aber auch dort, wo Regimekonflikte andauern, werden diese teilweise von solchen sozialökonomischer Natur überlagert oder in den Hintergrund gedrängt.

Im Abschnitt politische Systeme und demokratische Konsolidierung fasst Ismayr die wichtigsten Erkenntnisse seiner vergleichenden Analyse zusammen. Er betont vor allem die Konsolidierungsfort-

schritte bei der Anerkennung rechtsstaatlicher und demokratischer Grundsätze durch die Bevölkerung, verweist auf die faktische Gewährleistung freier Wahlen in den meisten Staaten sowie auf die vor allem im ostmitteleuropäischen Bereich zu beobachtende richterliche Unabhängigkeit. Dass es dessen ungeachtet und besonders in der GUS-Region noch beträchtliche Mängel und Unzulänglichkeiten gibt, kann angesichts des noch kaum abgeschlossenen Transformationsprozesses dieser Staaten nicht verwundern. Dies gilt auch für die Erkenntnis, dass letztere im GUS-Bereich nach wie vor viel ausgeprägter sind als bei der überwiegenden Mehrheit der ostmitteleuropäischen Staaten, wie aus Ismayrs vergleichender Übersicht erwartungsgemäß hervorgeht.

Die regional zugeordneten Beiträge sind nach einem Muster strukturiert und in zahlreiche Kapitel untergliedert. Sie stammen aus der Feder ausgewiesener Fachleute: Für Estland, Lettland und Litauen sind dies M. Lagerspetz/K. Maier, Th. Schmidt und J. Tauber, für Polen, Tschechien, die Slowakei und Ungarn K. Ziemer/C.-Y. Matthes, K. Vodička, R. Kipke und A. Köresényi. Russland, Weißrussland und die Ukraine wurden von M. Mommsen, S. von Steinsdorf und E. Bos, Moldova, Rumänien und Bulgarien von K. Büscher, A.U. Gabanyi und S. Riedel behandelt. Die Nachfolgestaaten der einstigen Bundesrepublik Jugoslawien sind Gegenstand der Beiträge von I. Lukšič (Slowenien), N. Zakošek (Kroatien), D. Reljić (Jugoslawien), W. Oschlies (Bosnien-Herzegowina) und H. Willemsen (Makedonien). Albanien, Türkei und Zypern haben mit M. Schmidt-Neke, Ch. Rumpf/U. Steinbach und P.A. Zervakis kompetente Bearbeiter gefunden.

In den Einleitungen zu den einzelnen Staaten wird kurz auf historische und landeskundliche Besonderheiten eingegangen, werden die wichtigsten Stationen der Staatsbildung skizziert und der aktuelle Stand des Transformationsprozesses charakterisiert. Dem schließen sich Darstellung und Analyse der Verfassungsorgane, des Gesetzgebungsprozesses, des Wahl- und Parteiensystems sowie ein Überblick über Interessenverbände, Massenmedien und politische Kultur des jeweiligen Landes an. Weitere Kapitel sind Rechtssystem und Verfassungsgerichtsbarkeit, Regional- und Kommunalpolitik sowie den Internationalen Beziehungen und der Europapolitik gewidmet. Den Abschluss bilden jeweils ein kurzer Ausblick, d.h. Hinweise auf Entwicklungstendenzen, Reformvorhaben und dergleichen sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Der Minderheiten- bzw. Nationalitätenpolitik wird nicht in jedem Beitrag ein eigenes Kapitel gewid-

met. Aufschluss darüber findet man unter unterschiedlichen Überschriften, teilweise auch nur in Form knapper Hinweise zur ethnischen Zusammensetzung der jeweiligen Gesamtbevölkerung eines Landes.

Von diesem Schema weichen aus nahe liegenden Gründen die Beiträge zu Jugoslawien und Bosnien-Herzegovina in wesentlichen Zügen ab. Sie sind viel knapper gehalten, da in diesen Ländern der Systemwechsel und die Transformation gerade erst eingesetzt haben und angesichts der instabilen Verhältnisse verlässliche Informationen nur bedingt zur Verfügung stehen. Hier können daher nur Desiderata, Brüche, Cleavages und offene Fragen konstatiert und kenntlich gemacht bzw. die Rolle und Bedeutung internationaler Organisationen im Konsolidierungsprozess der durch Bürgerkrieg zerstörten Länder behandelt werden. Dass diese Beiträge dennoch ein konzises und sehr aufschlussreiches Bild der sehr widersprüchlichen Verhältnisse auf dem Territorium der ehemaligen Bundesrepublik Jugoslawien liefern, ist den Autoren angesichts der sperrigen Materie hoch anzurechnen. Dessen ungeachtet hätte man an der einen oder anderen Stelle, aber auch etwa in den Beiträgen zu Albanien und Makedonien, gern etwas mehr und Konkreteres über Art, Umfang und Struktur der informellen Systeme und Akteure, der weit verbreiteten Korruption und der organisierten Kriminalität, erfahren, die in den Balkanstaaten für die äußerst prekäre Situation von Staat und Gesellschaft mit verantwortlich sind.

Wie sehr in der Türkei politische Kultur und die diese bestimmenden Perzeptionen von Staat, Nation und Gesellschaft durch die Nachwirkung von Wertvorstellungen des Osmanischen Reiches geprägt sind und zudem in einem Spannungsverhältnis zur kemalistischen Modernisierungsideologie stehen, geht aus der Untersuchung der speziellen türkischen Verhältnisse hervor. Sie stehen einer raschen Annäherung an europäische Standards genauso entgegen wie die in weiten Teilen des Landes existierende Kluft zwischen Stadt- und ländlicher Bevölkerung, die von den Bearbeitern dieses Beitrags allerdings nur partiell angedeutet wird.

Allgemein gehören zu den Vorzügen des Bandes dessen klare Gliederung und die konzise Darstellung von Struktur, Funktionsweise und Spezifika der untersuchten politischen Systeme. Dazu vermittelt er sehr interessante Einblicke in innergesellschaftliche Prozesse und deren historische und landestypische Bedingtheit. Auch die sozialen Akteure, die Rolle der Eliten, die Bedeutung von Interessenverbänden oder auch die Intensität der politischen Partizipationsbereitschaft der

jeweiligen Landesbevölkerung werden analysiert und in ihrer jeweiligen Relevanz deutlich gemacht. Die meisten Autoren haben dazu umfangreiche empirische Studien, Umfrageergebnisse und Statistiken ausgewertet, aber vielfach auch eigene Untersuchungen, Berechnungen und Recherchen angestellt und die Ergebnisse in zahlreichen Tabellen, Grafiken, Auflistungen und Übersichten strukturiert und zusammengefasst. Wer etwa rasch etwas über die Parteienlandschaft, die Wahlergebnisse oder die Abfolge von Regierungen einzelner Länder erfahren will, wird hier genauso fündig wie der Leser, der Informationen über die Zusammensetzung der Parlamente in den einzelnen Legislaturperioden, über das Verfahren des jeweiligen Gesetzgebungsprozesses oder auch über den Aufbau des Gerichtssystems erfahren will. Darüber hinaus lassen sich Angaben über die Entwicklung von Gewerkschaftsstrukturen, zur Einstellung der Bevölkerung gegenüber Verfassungsorganen und politischen Institutionen oder auch über Art und Umfang der Gesetzgebungstätigkeit finden.

Das zudem ansprechend gestaltete Kompendium gibt aber nicht nur umfassend Auskunft über Gestalt und Funktionsweise der politischen Systeme im östlichen Europa – und darüber hinaus. Es dokumentiert auch den aktuellen Stand des osteuropäischen Transformationsprozesses mit all seinen retardierenden Momenten und zeigt die Auswirkungen, welche die sozialkulturellen und politischen Verwerfungen der vordemokratischen Vergangenheit nach wie vor auf die sich neu formierenden Gesellschaften und Staaten haben. Dazu gehören die in unterschiedlicher Ausprägung wirksamen Entwicklungsdefizite bei der Entfaltung moderner Zivilgesellschaften, die, im Schatten von Obrigkeitsdenken und Staatsgläubigkeit stehend, sich nur schwer Raum verschaffen können und deren Chancen umso geringer sind, je weiter sie im Osten angesiedelt sind. D.h. der GUS-Bereich, vor allem die Ausgangsbedingungen in Russland, Weißrussland und der Ukraine unterscheiden sich in dieser Hinsicht sehr merklich von denen der meisten Staaten Ostmitteleuropas, deren Gesellschaften an demokratische und marktwirtschaftliche Erfahrungen aus der Vorkriegszeit anknüpfen können.

Bei den meisten Beiträgen wurde auf einen Anmerkungsapparat verzichtet bzw. bleibt dieser Marginalien vorbehalten, die im einen oder anderen Fall aber durchaus mehr bieten. Dafür findet der Leser den einzelnen Texten angehängte Quellen- und Literaturverzeichnisse, die teilweise etwas knapp gehalten sind. Sie umfassen Veröffentlichungen bis 2001, aber nicht immer alles, was man erwarten würde. Von den Autoren als wichtig erachtete Titel sind dazu besonders markiert, was

vor allem Studierende und diejenigen, die einen raschen Einstieg in die Thematik suchen, begrüßen werden. Nützlich sind auch die in die Verzeichnisse aufgenommenen Internetadressen, und dass auf Register verzichtet wurde, fällt angesichts der übersichtlichen Gliederung nach Ländern nicht zu sehr ins Gewicht.

Der von Ismayr herausgegebene Sammelband stellt ungeachtet der genannten Monita eine sehr beeindruckende Leistung dar. Wer immer sich mit den politischen Systemen Osteuropas und Südosteuropas seit der großen Wende befasst, einen fundierten Einstieg in die Thematik oder leicht zugängliche Informationen sucht, dem steht mit diesem Buch ein unentbehrliches Hilfsmittel, ein verlässliches Handbuch zur Verfügung.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzgebieten, hrsg. v. Michael G. Müller u. Rolf Petri. Marburg: Verlag Herder-Institut 2002, XVI u. 232 S. (Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung. 16).

Der vorliegende Band mit acht Aufsätzen umfasst ein regional breites Feld, ausgehend von den deutsch-dänischen und deutsch-französischen Grenzgebieten in Schleswig und im Elsass bis hin zur österreichisch-slowenischen und österreichisch-italienischen Grenzregion in Kärnten und Südtirol. Die zentrale Fragestellung, die sämtliche, ausschließlich das 19. und 20. Jahrhundert in zum Teil weiten Bögen umspannenden Beiträgen bündelt, ist – folgt man den beiden Herausgebern – „in welcher Weise die Nationalisierung das Verhältnis zwischen territorialen und anderen Grenzziehungen veränderte, ob sich ein Ursache-Wirkungsverhältnis von Modernisierung und Nationalisierung nachweisen lässt, ob sprachlich gemischte Grenzregionen besonders empfänglich für von außen kommende Nationalisierungsimpulse waren oder eher ‚resistent‘ gegen diese, ob die Nationalisierung zu irreversiblen kulturellen Grenzziehungen führt und ob (...) ein verallgemeinerndes, aus der ökonomischen Entwicklung ableitbares Ost-West-Gefälle zu verzeichnen ist“ (S. XVIII f.). Nicht ganz unproblematisch bleibt bei diesem Vorhaben das Fehlen definitorischer Vorgaben, so bzgl. der Begrifflichkeiten der Modernisierung,

der Moderne als solcher oder auch der Nationalisierung im Kontrast zu „älteren“, gemeint sind wohl regionalen oder lokalen, Identitäten. Man möchte meinen, die Herausgeber gingen davon aus, dass letztlich für alle betrachteten Bereiche ein Anstoß zu einer „Nationalisierung“, d.h. einer die Grenzen des als „Heimat“ im Sinne des lokalen oder regionalen Bezugsraumes definierten Bereiches überschreitenden Bewusstseinsbildung „von außen“ kommen musste oder gekommen sei. Woher – das bleibt allerdings offen. Ob damit Bestrebungen konnationaler Gruppen oder gar Staatswesen gemeint sind (was im Falle Polens und der Slowenen von vornherein verneint werden müsste), oder ob es um den Transfer von Ideen von außerhalb der Region lebenden Eliten geht, bleibt ungesagt und ungefragt.

Darüber hinaus gehen die Herausgeber bereits zu Beginn der Einleitung von zwei Grundvoraussetzungen aus: dass Grenzregionen „(...) Exerzier- und Experimentierfelder für die vielfältigen Formen (seien), in denen sich die moderne Neuerfindung von Gemeinschaft, einer mit Territorialisierung verbundenen nationalen Identität, durchgesetzt“ habe und dass in ihnen „Prozesse ethnischer Differenzierung, des Ein- und Ausschlusses des Anderen aus der Imagination nationaler Gemeinschaften, in einem besonderen Spannungsverhältnis zu älteren oder zeitgleichen regionalen Identitäten“ stünden. Inwieweit man aus beiden Aspekten darauf schließen kann, dass „Grenzziehung mit Modernisierung ursächlich sowie im Ablauf verknüpft“ sei (alles S. VII), erschließt sich aus dem vorher Angemerkten nicht unbedingt.

Einleitend untersucht Michael G. Müller die „Identitätsgeschichte deutschsprachiger Gruppen in Großpolen/Provinz Posen und dem Königlichen Preußen/Westpreußen vor 1848“ (S. 1-12), d.h. die „Bedeutung von Grenzziehungen zwischen Sprachgruppen im Verhältnis zu anderen vor und zu Beginn der modernen Nationalisierungsprozesse relevanten Kriterien für die Demarkation kultureller Gemeinschaften“ (S. 1). Vor allem auf die Diskontinuitäten dieser Fragestellung eingehend, schlägt er eine weite Brücke vom mittelalterlichen Landesausbau bis hin zu der Migrationswelle, die Posen nach den Teilungen Polens und nach 1815 durch die Zuwanderung v.a. von Beamten u.a. Amtsträgern erfasste. Er weist dabei berechtigterweise darauf hin, dass sowohl eine „deutsche Geschichte“ im östlichen Europa als auch eine ausgeprägte deutsche Lokal- oder Regionalkultur weitgehend fehlen. Seine Anmerkung, dass „keine der deutschsprachigen Kontinuitäten in den altpolnischen Ländern (...) als Gemeinschaften real oder virtuell an deutscher Politik oder auch an deutschem Kirchenleben im Rahmen des Reichs teilgenommen hätten“ (S. 3), gilt

in vergleichbarer Weise noch für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg oder auch für die Deutschen im Baltikum oder in Südosteuropa.

Dem Phänomen des Sarmatismus wird ebenso Raum gegeben wie der Konfliktlage zwischen polnischen Eliten in der polnisch-litauischen Union und den evangelischen Deutschsprachigen in den Städten. Sodann wendet sich Müller den Auswirkungen der politischen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts – der „Besitznahme“ nach dem Wiener Kongress sowie 1848 der sog. Demarkation in einen deutschen und einen polnischen Landesteil bis hin zur Ausgliederung der Provinz Posen aus dem Deutschen Bund – zu. Im Hinblick auf diese Darstellung ist seinem Fazit, dass „die Nationalisierung als Grenzländer noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts im wesentlichen ein außen-induzierter und entsprechend fragiler Prozeß“ gewesen sei (S. 11), durchaus zu folgen.

Thomas Serrier widmet sich dem Thema „Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark“. Der Mythos vom westdeutschen Vorrang und die Grenzproblematik in der Provinz Posen (1871–1914)“ (S. 13–34). Gustav Freytags „Soll und Haben“ dient ihm dabei als Messlatte der Positionierung einer deutschen Eigenwahrnehmung im Gegensatz zu einer – den Topos der „polnischen Wirtschaft“ bedienenden – antislawischen Fremdwahrnehmung in der und für die Provinz Posen. Das Scheitern der „deutschen Kulturarbeit“ in Posen, der „Ostmark“ stellt nach seinen Ergebnissen ein Trauma preußisch-deutscher Ostpolitik dar. Wenn er feststellt, dass die Grenze primär als Abgrenzungsinstrument nach außen – und zwar sowohl territorial als auch national im sprachlichen, religiösen und wohl auch ethnischen Sinne – gedient habe, wird die Schwere dieses Konfliktes im Reich umso größer und deutlicher. Das „Behauptungs- und Profilierungsfeld (...) nationaler Eigenschaften“ (S. 15), als das er die Grenze im Falle Posens definiert, musste somit scheitern, gerade wenn er die Legitimation für die Teilung 1795 und die endgültige (Wieder-)Annexion Posens nach 1815 in der Weltgerichts-Idee sieht. Der damit „logische“ Untergang des polnischen Staates stand in untrennbarem Gegensatz zu der sich mit Rückschlägen konsolidierenden und nationalisierenden polnischen Bevölkerung als einer nationalen Bewegung im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Er sieht eine Verschärfung dieses Gegensatzes auch in der Orientierung eines großen Teiles der (immigrierten) deutschen Bevölkerung im Verlauf des 19. Jahrhunderts an dem preußischen zentralen Staatswesen als solchem. Dies, verbunden mit einer erheblichen Fluktuation und beständigen Migration musste das von Serrier konstatierte „Fehlen einer fest etablierten Gesellschaftsstruktur sowie jene

eigentümliche Mischung aus kulturellen Überlegenheitsgefühlen und regionalen Minderwertigkeitskomplexen“ (S. 23) ebenso befördern wie das Fehlen eines „Heimat“-Begriffs. „Preußisch-Sibirien“ (S. 28) wurde für die deutsche Bevölkerung auch mit der als negativ rezipierten Verschärfung der Ostmarkenpolitik zu einer Region, aus der zu emigrieren die „push-Faktoren“ wohl durchaus ein Übergewicht gehabt haben dürften.

Unter den Stichworten „Nationalismus und Konfliktgestaltung“ behandelt Ralph Schattkowsky sodann „Westpreußen zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg“ (S. 35-80). Problematisch mutet allerdings an, dass „innerhalb dieser staatlichen Gebilde“ (gemeint sind: die „dominanten Mächte Ostmitteleuropas“, wohl also die Teilungsmächte Polens; S. B.-S.) „bestimmte (...) sozialökonomische Voraussetzungen und äußere Einflüsse Grad und Tempo der Nationalisierung“ bestimmt hätten (S. 36). Belege für diese grundlegende Position lassen sich in seinem Aufsatz nicht in dieser Deutlichkeit finden. Er beschreibt ausführlich die enge Verknüpfung zwischen adligen und klerikalen polnischen Kreisen als „Träger der polnischen Nationalidee“ (S. 37), wobei er für Westpreußen – im Gegensatz zu Posen – erst am Ende der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts deutliche „ethnisch-kulturelle Trennungsprozesse“ (so zu Posen) wahrnimmt (ebenda). Er belegt dies mit Hinweisen auf die „gebrochene“ Staatstradition beider Nationalitäten (die Juden lässt er aus der Betrachtung ganz aus) sowie die demografischen Gegebenheiten in Westpreußen.

Etwas widersprüchlich ist seine Bewertung der Reichsgründung 1871: Wenn er einerseits meint, sie sei „formal sicher keine Zäsur für die Entwicklung der polnischen nationalen Bewegung“ gewesen, so bemerkt er andererseits, „der nun etablierte Reichsnationalismus“ habe „direkt, unmittelbar und tiefgehend auf die Haltung der zu nationalisierenden Massen“ gewirkt (S. 38). Die formale Komponente dürfte im Hinblick auf den von Schattkowsky beschriebenen, nahezu unmittelbar nach der Reichsgründung einsetzenden Kulturkampf eher von marginaler Bedeutung gewesen sein, betrachtet man die Erschütterung der „Lebenswelt der Polen“, die er als „elementar“ beschreibt, „zumal sie dazu angetan waren, sie (die Polen; S. B.-S.) aus ihren kleinräumigen Identifikationen herauszulösen und bestehende soziale Beziehungsebenen in Frage zu stellen“ (S. 39). Mit der Reichsgründung scheint er zumindest einen Wechsel in der Selbstwahrnehmung der polnischen Bewegung zu sehen, wenn er schreibt: „Hatte man Nationalität seitens der Betroffenen bisher (d.h. vor der

Reichsgründung; S. B.-S.) fast ausschließlich kulturell definiert, wurde dieser Begriff nunmehr mit politischen Bekenntnissen und Ansprüchen besetzt“ (S. 40). Wie wenig diese gewandelte polnische Idee jedoch mit der personalen Bezugsebene, d.h. den Exponenten der polnischen Nationalbewegung in Einklang zu bringen gewesen ist, meint man daran zu sehen, dass Schattkowsky letztere als „weitgehend elitär“, d.h. wohl: adlig geprägt beschreibt (S. 41 u. 44).

Im Folgenden analysiert der Autor verschiedene Aktionsfelder der polnischen Bewegung in Westpreußen, so das Genossenschaftswesen, polnische Vereine, das Museum in Thorn u.a. Warum mit den 1890er Jahren der Adel einen Rückzug aus den exponierten Positionen der polnischen Nationalbewegung in Westpreußen einleitete, bleibt allerdings unscharf. Die von Schattkowsky konstatierte Politik der nationalen Eliten, das „Hauptaugenmerk nunmehr auf die Arbeit in den Massen“ (S. 45) zu legen, reicht nicht aus. Insbesondere wenn man die Funktionen polnischer Geistlicher in den Vereinen, auch im Kreditwesen und in den Genossenschaften betrachtet, bleiben hier Fragen offen. Ebenfalls ungeklärt bleibt in diesem Hinblick die eher kurzlebige Existenz der Straż, der Schattkowsky eine Rolle als adliger Sammlungsbewegung zuweist (S. 75 f.). Inwieweit hierbei die Generationenfrage eine Rolle gespielt hat, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Führungselite an die Macht gespült hatte, die „nicht aus Aufständen geschlagen hervorgegangen war“ (S. 53), wäre eine interessante Fragestellung.

Regelrecht spannend zu lesen sind in diesem Zusammenhang die Überlegungen zur Funktion der „Gazeta Grudziądzka“ unter ihrem Herausgeber Kulerski. Die repressive und aggressive Haltung der polnischen Blattmacher gegenüber national indifferent scheinenden Personen und Vereinigungen wirkt befremdend auf den heutigen Leser – inwieweit sich eine gleichsam „liberale“ Gegenbewegung formierte oder ob eine solche per se nationaler Unzuverlässigkeit gezogen und damit in ein Abseits gestellt worden wäre, lässt Schattkowsky offen. Massenmobilisierung (auch durch den Klerus), die Beschwörung der Polen auch in Westpreußen als „Kinder einer Mutter Polen“ (S. 57) und die beiden „Verhaltensdoktrinen Pflicht und Kampf“ sind nach Schattkowsky integrierende Elemente für die polnische Bewegung an der Wende der Jahrhunderte. Doch sieht er für Westpreußen keine „all-polnische“ Bewegung, sondern vielmehr „regionale Identifikationen unter nationalen Vorzeichen, die durch das administrative Konstrukt Westpreußen nur grob gefasst werden“ (S. 60). Für die zweite Hälfte der 1890er Jahre konstatiert er, „daß der vielbe-

schworene Nationalitätenkampf auf die breite Gesellschaft durchschlägt“ (S. 61) – wobei allerdings wenig verständlich ist, warum dafür ein Abstraktum benutzt werden muss, dahingehend, dass „die vom *Nationalismus* (Hervorhebung durch die Rezensentin) angestrebte, gegenseitige Entfremdung der Kulturen Raum greift“ (ebenda). Darüber hinaus sieht er eine Loslösung vom Feindbild Staat hin zu einer Konfrontation mit dem Anderen, also den Deutschen. Inwieweit allerdings das Beispiel fehlender polnischer Mitglieder beim ernationalen, in weiten Teilen alldeutschen und antisemitischen „Bund der Landwirte“ tatsächlich als Beleg dafür dienen kann, muss doch bezweifelt werden (S. 64).

Die festgestellten Inklusions- und Exklusionsvorgänge werden illustriert am Beispiel der Turnvereine, der Kriegervereine sowie der zunehmend gegründeten (polnischen) Volksvereine. Der Beleg für sein Diktum, um die Jahrhundertwende habe „der Begriff vom Rassenkampf (...) den Nationalitätenkampf“ ersetzt (S. 71), bleibt unklar und erscheint doch sehr gewagt. Abschließend behandelt Schattkowsky das letzte Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg, in dem er einen Stillstand der zuvor scheinbar dynamisch fortgeschrittenen Eskalation deutsch-polnischen Zusammenlebens in Westpreußen konstatiert. Dabei darf allerdings wohl doch nicht für den ganzen Zeitraum die „anschwellende Kriegsgefahr“ und die damit aufkeimende Hoffnung auf Durchsetzung einer Wiedererrichtung eines polnischen Staates nach einem Krieg als Motivation genommen werden. Vielmehr dürften die (in der steten Hoffnung auf die Erlangung einer Eigenstaatlichkeit) ausgefeilten Instrumentarien der organischen Arbeit in Übereinstimmung mit Schattkowskys Überlegungen stehen. Der Charakterisierung dieses Zeitraums als „politisch-elitäre Phase (...)“, in der die nationale Gesellschaft als vorgestellte Massenbewegung bereits existierte“ (S. 74), stünde damit in einem engen Zusammenhang.

Den erfolgreichen „Versuch einer Historisierung“ unternimmt Dietlind Hüchtker in Bezug auf den „Mythos Galizien“ (S. 81-107). Unter Heranziehung einer Vielzahl von literarischen Erzeugnissen des 19. und 20. Jahrhunderts gelingt es ihr, überzeugend einige Grundlinien dieser – bis heute nachwirkenden – Mythenbildung aufzuzeigen. Das von ihr bereits zu Beginn geschilderte mental mapping – die Verankerung Galiziens trotz seiner kurzen staatlichen Lebensdauer als Provinz der Habsburgermonarchie – wird dabei durch verschiedene Ebenen und Diskurse gekennzeichnet: „agrarisch geprägte Armut und eine Art Multikulturalität, mithin Mehrsprachigkeit, Multireligiosität und/oder Polyethnizität“ (S. 81). Die Sozialstruktur, die offensichtlich

vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als stereotyp wahrgenommen wurde, wobei Dietlind Hüchtker v.a. für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und später die in der Literatur enthaltenen Chancen für die Region herausstellt (S. 105 ff.), ist dabei Teil einer Immobilität und „besondere(n) Reformbedürftigkeit“ der Region (S. 81). Die von ihr gestellte Frage, inwieweit der „Mythos nicht vor allem ein fiktionales Phänomen, entstanden aus nostalgischen Rückblenden als Gegenbild zu einer unerträglich harten, von nationalistischen Gegensätzen geprägten Realität“ gewesen sei (S. 83), kann wohl mit „Nein“ beantwortet werden.

Die Autorin schildert mit einem kurzen Abriss über moderne Mythen-Definitionen die Spezifik der (letztlich nicht eindeutigen) galizischen Grenzen, die Phänomene Familie und Heimat, Elend und Schmutz, Rückständigkeit und soziale sowie geschlechtsspezifische Emanzipation u.ä. Die Stärkung resp. Bestätigung der alten Eliten, also des polnischen Adels, nach dem Autonomiestatut von 1868 korrespondiert mit dem Ergebnis, dass die Produzenten der literarischen Erzeugnisse bis nach dem Ersten Weltkrieg überwiegend die (männlichen) Angehörigen dieser alten Eliten gewesen seien. Einen Schwerpunkt widmet Dietlind Hüchtker auch der Frage der Behandlung des Judentums in der galizischen Literatur. So sieht sie den Übergang Galiziens an den polnischen Staat nach 1919 als Abbruch einer Modernisierungslinie, die sie (wohl nicht nur bezüglich der Juden) für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als „Wandel (...) in einer marginalisierten, polyethnischen Agrargesellschaft“ charakterisiert (S. 98). Die Wirkung von Bildung gerade für das 19. und beginnende 20. Jahrhundert spielt demnach in der Galizien-Literatur eine zentrale Rolle, auf die Dietlind Hüchtker ebenfalls eingeht. Hingegen scheint für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg der „Zivilisationsbruch“ (S. 105) – ein eher schwacher Begriff für die Gräueltaten in der Region – durch den Holocaust von prägender Bedeutung für die (überwiegend aus Erinnerungen gespeiste) galizische Literatur gewesen zu sein.

Einen Ausflug tief in den Westen des Reiches unternimmt Günter Riederer mit seinem Beitrag „Zwischen ‚Kilbe‘, ‚Coiffe‘ und Kaisergeburtstag. Die Schwierigkeiten nationaler und regionaler Identitätsstiftung in Elsaß-Lothringen (1870–1918)“ (S. 109–136). Gemeint sind dabei Kirchweihfeste und Kopfbedeckungen bei weiblichen Trachten, anhand derer der Autor die Frage nach der Nationalisierung der Alltagskultur bei den beiden Systembrüchen 1870/71 und 1918 stellt. Der Begriff der Alltagskultur wäre hier aber – aus dem Text heraus –

zu hinterfragen, wenn Riederer selbst sagt, dass das Tragen der Trachten im Verlauf des 19. Jahrhunderts fortschreitend abnahm und erst gegen Ende des Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf quasi institutionalisiertem Wege von Interessenvereinen etc. wieder aufgenommen wurde. Auch die Verlagerung der Kilbe, also der Kirchweihfeste von den Dörfern, wo sie zunehmend zu einem Rummelplatz degenerierten, in die Städte, wäre als Veränderung der Lebenswelt in Dörfern und Städten zusätzlich zu hinterfragen. Es erscheint – zumindest im Hinblick auf die Trachten – eine gewisse Künstlichkeit im altertümlichen Sinne des Wortes, die sich verbinden lässt mit den Bestrebungen der Pflege heimatlicher Kultur und damit regionaler Identitäten. Als wichtiges Beispiel nennt Riederer hier das Elsässische Museum im Straßburg 1907. Die Annexion der traditionellen Lebensweise scheint zumindest im Hinblick auf die Kirchweihfeste nicht zwingend national gebunden gewesen zu sein, vielmehr einen so starken regionalen, identitätsstiftenden Charakter besessen zu haben, dass die Übernahme der jeweils neuen staatlichen Symbolik (nach 1871 der deutschen und nach 1918 der französischen) die Grundlagen der Feste nicht zu destabilisieren vermochte.

Ralf Worsdörfer untersucht die „Ethnisch-nationale Differenzierung in den Ostalpen: ‚Deutsch-Windisch-Slowenisch‘ (1920–1991)“ (S. 137–160). Er widmet sich dabei mit den sog. „Windischen“ einer heute nur noch ca. 1000 Personen umfassenden Bevölkerungsgruppe in Kärnten (S. 58), die sich über Jahrhunderte in einer Position regionaler Identifizierung und dialektaler Verankerung zwischen Deutschen und Slowenen befand. In anderen europäischen Regionen würde man sie (wie in Oberschlesien) als „schwebendes Volkstum“ bezeichnet haben – eine zeitgenössische Charakterisierung von „unsicheren Kantonisten“, die sich auch bei der Lektüre von Worsdörfers Beitrag aufdrängt, wenn man gewisse Beschreibungen der „Windischen“ aus der Zwischenkriegszeit liest (S. 139). Die „ethnische (...) Affinität“ zwischen Deutschen und Slowenen, die die Konstruktionen einer spezifisch windischen Idee in den 20er Jahren offensichtlich prägte (ebenda), mutierte frühzeitig in einen politisch-nationalen Raum, wenn Worsdörfer schreibt, dass mit ihr „die Spaltung der slawischen Bevölkerung in eine deutschfreundliche und in eine nationalbewusste Gruppe“ verstanden wurde (S. 140).

Neben der ausführlichen Behandlung der Dialekt/Sprachen-Fragen geht der Autor auf die Bedeutung der Volkszählung von 1920 ein, in welcher sich – so die Idee der Zeit – die „Windischen“ einheitlich für den Verbleib Kärntens bei Österreich ausgesprochen hätten. Es ging

bei der von außen geleiteten Definition der „Windischen“ also primär offensichtlich um eine Definition von deren „Haltung (...) dem ‚Deutschtum‘ gegenüber“ (S. 145). Worsdörfer stellt diese deutsch-nationale Position der „exklusiv-slowenischen Sicht“ und sodann der Eigenwahrnehmung der „Windischen“ gegenüber. Dabei charakterisiert er die Sicht der nationalen slowenischen Kreise auf die eigene Geschichte als eine Entwicklung beständiger Entnationalisierung durch die deutsche Titularnation im Habsburgerreich, wohingegen die „Windischen“ sich nach Worsdörfer als „jene in den ländlichen Regionen ansässigen Kärntner (bezeichneten; S. B.-S.), die slawischer Abstammung sind und verschiedene Etappen eines Assimilationsprozesses an die deutsche Hegemonialkultur durchlaufen haben“ (S. 149). Charakteristisch für die „Windischen“ sei dabei, dass sie die Gewährung von Minderheitenrechten ablehnten, was möglicherweise auch damit zusammenhängt, dass lt. Worsdörfer eine windische Intelligenz völlig fehlte. Das Abnehmen der Zahl der „Windischen“ sieht er v.a. durch das Fehlen eines Zwanges zur Abgrenzung von den (national-)slowenischen Eliten oder einem slowenischen Teil in Jugoslawien bzw. im SHS-Staat begründet. Interessant wäre in diesem Zusammenhang allerdings ein Vergleich zwischen den „Oberschlesiern“ und den „Windischen“, um die Gewichtung einer regionalen Identität mit diesen politischen Gegebenheiten abzugleichen.

Rolf Petri wagt einen – gelungenen – Vergleich des Heimatbegriffes „im Kontext multipler Identitäten“ für Nordschleswig und Südtirol zwischen 1815 und 1945 (S. 161-198). Er fragt dabei vornehmlich nach den Auswirkungen des Heimatbegriffes auf die Nationalisierung der beiden Grenzen aus deutscher Sicht, d.h. für die jeweilige deutsche Bevölkerung. Untersuchungsgegenstand sind „historische, geographische und volkskundliche Publizistik (...) sowie verschiedene Genres der ‚Heimatkunst‘ und des ‚Heimatschutzes‘“ (S. 161). Nach einer Schilderung der politischen Grundlagen der Entwicklung beider Regionen im 19. Jahrhundert wird schnell deutlich, dass es eine trotz der regionalen, kulturellen, konfessionellen und sozialen Unterschiede parallel zu nennende Entwicklung gibt. Petri zieht Sprache/Sprachverwendung, bei der er die Abgrenzung zwischen Eigenem und Fremdem sehr plastisch deutlich machen kann, ebenso heran wie die konfessionellen Gegensätze, die sich in beiden Regionen aber v.a. dadurch auszeichnen, dass die deutschen und die dänischen bzw. italienischen und ladinischen Bevölkerungsgruppen die jeweils gleiche Konfession besaßen. Ein wichtiger Hinweis auf die Funktionen von Ladinisch und Friesisch in diesem Spiel zweier Kontrahenten weckt

Interesse an Mehr (S. 172). Die Geistlichkeit wird für Petri auch zum handelnden Personal, wenn es um die „politische Mobilisierung“ (S. 177) der Deutschen geht; daran schließt er knappe Hinweise auf die Parteiengeschichte der deutschen Südtiroler und Schleswiger an.

Vor allem für die Jahre 1933–1945 belegt er „zeitversetzte Parallelgeschichten“ (S. 178) in Schleswig und Südtirol. Er wendet sich dabei dem Heimatdiskurs ebenso zu wie der Einbindung der sog. Heimattreuen Verbände und Vereine in den Deutschen Schutzbund. Völlig richtig ist dabei auch der Hinweis auf die eher sekundäre Wirkung, die der Nationalsozialismus bei einer völkischen Radikalisierung der beiden Gruppen besaß (ebenda). Diese Radikalisierung war – im Zusammenhang mit einem Elitenwechsel – 1933 bereits sehr fortgeschritten und letztlich irreversibel. Die Frage der Option bzw. der (erwarteten oder befürchteten) Grenzverschiebung nach einem Sieg „Großdeutschlands“ hätte man sich ausführlicher gewünscht. Der Hinweis auf die offene Frage, inwieweit eine Grenzverschiebung zugunsten Deutschlands in Schleswig wie auch in Tirol Ziel der nationalsozialistischen Außenpolitik gewesen sei, kann allerdings dahingehend ergänzt werden, dass die deutschen „Volksgruppen“ selbst zumindest noch bis zum Ende der 1930er Jahre in weiten Teilen eine „Umsiedlung“ ablehnten. Auch die vornehmlich im Auswärtigen Amt und im Verband der deutschen Volksgruppen in Europa für eine europäische Minderheitenpolitik nach dem „Endsieg“ getätigten Planungen lassen nicht darauf schließen, dass hier eine Bereinigung nach ethnischen Prinzipien hätte erfolgen sollen, die sämtliche deutschen Gruppen „ins Reich“ transferiert hätte.

Abschließend schlägt Hans Heiss einen Bogen in die jüngste Gegenwart, wenn er „Fortschritt und Grenzen des Regionalismus“ am Beispiel „Südtirol nach dem Zweiten Weltkrieg“ untersucht (S. 199–230). Nach einem ausführlichen Blick auf die Zwischenkriegszeit, v.a. die Option der Südtiroler Deutschen 1939, schildert er die Jahrzehnte nach 1945 „als weit fortgeschrittenes Beispiel der Regionalisierung im europäischen Maßstab“ (S. 199). Fast euphorisch wird da Südtirol zum „Testfall für ein ‚Europa der Regionen‘“ (S. 200). Die Option und hier v.a. der Konflikt zwischen den Optanten und denjenigen deutschen Südtirolern, die in der Heimat blieben, markieren für Heiss nicht nur einen „Dauerkonflikt“ (über dessen Wirkung bis in die Gegenwart allerdings nichts ausgesagt wird), sondern auch (zusammen mit der deutschen Besetzung Südtirols ab September 1943) „die Ausbildung eines langfristig wirksamen Südtirol-Bewusstseins und neuer politischer Kräfteverhältnisse“ (S. 209). Auf letzteres

kommt der Autor wiederholt zurück: auf die Wandlung des politischen Führungspersonals der deutschen Südtiroler und die damit einhergehenden und z.T. dadurch angestoßenen Veränderungen in der Politik der Deutschen wie der gesamten Region.

Heiss schildert ausführlich die verschiedenen Stadien der Autonomie Südtirols, beginnend beim Gruber-de-Gasperi-Abkommen von 1946 und endend letztlich mit der österreichischen Streitbeilegungserklärung vor den Vereinten Nationen im Juni 1992. Insbesondere die Jahrzehnte ab 1972 werden dabei zu einer Blüte der gesamten Region, wenn Heiss auch die problematischen Felder wie das letztendliche Scheitern des Sprachenproporzes in seiner reinen Form nicht ausspart. Die „konsequente und emphatische Regionalisierung Südtirols“ habe „in vieler Hinsicht die Etappen einer Nationsbildung durchlaufen – ein *nation-building at a provincial level*“ (S. 225). Ob dabei allerdings der kurze Hinweis auf vergleichbare Vorgänge in Spanien – mit Hinweis auf den „asymmetrische(n) Föderalismus“, der „mehrere historische Regionen und ihre Nationalitäten zunehmend vom Zentralstaat loslöst“ (ebenda) – wirklich stichhaltig ist, muss wohl doch im Hinblick auf die noch Jahrzehnte andauernde Franco-Diktatur angezweifelt werden.

Mit diesem durch ein Autorenverzeichnis (S. 231) abgeschlossenen Band liegt ein wichtiges Kompendium vor, das auch durch die weiterführende Literatur nachdenkenswert Bezüge zum Thema eröffnet, die bei einem regional stärker (auf Ostmitteleuropa) konzentrierten Band fehlen würden. Wenn die Ostmittel- und Osteuropaforschung stärker in die allgemeine Geschichtswissenschaft zu integrieren bestrebt ist, als das aus diversen (wissenschafts- und gesellschaftspolitischen) Gründen der vergangenen über 40 Jahren der Fall war, sollte diese überregionale Vergleichsebene zunehmende Berücksichtigung finden.

Sabine Bamberger-Stemmann, Lüneburg

Susanne Nies, Lettland in der internationalen Politik. Aspekte seiner Außenpolitik (1918–95). Münster: Lit Verlag 1995, 471 S. (Bonner Beiträge zur Politikwissenschaft. 6).

Susanne Nies' Doktorarbeit ist eine der ersten Monografien zur lettischen Außenpolitik in deutscher Sprache. Die Arbeit beschäftigt sich mit Lettland allein und nicht vergleichend mit allen drei baltischen Staaten wie andere entsprechende Veröffentlichungen. Dieser neue Ansatz wird durch den leicht irreführenden Untertitel jedoch relativiert: Nies beschäftigt sich nahezu ausschließlich mit der Außenpolitik der Ersten Republik Lettlands zwischen 1918 und 1940. Die Außenpolitik des von ihr fälschlicherweise als Zweite Republik bezeichneten wiederhergestellten lettischen Staates¹ seit 1991 nimmt dagegen nicht einmal 40 Seiten des über 400 Seiten umfassenden Werks ein. Daher ist Nies' Arbeit primär eine historische Aufarbeitung von Quellenmaterial und keine aktuelle politikwissenschaftliche Analyse.

Die Arbeit beginnt mit einer kurzen Einführung, in der Thema und Methodik, Quellenlage und Sekundärliteratur sowie der Forschungsstand reflektiert werden. Darin wird eine Untersuchung der lettischen Außenpolitik unter „historischem, gegenwärtigem und prognostischem Aspekt“ angestrebt. Umgesetzt wird dieses Erkenntnisinteresse aber in einer weitgehend deskriptiven und aufzählenden Betrachtungsweise der lettischen Außenpolitik. Dieser vagen Beschreibung der Methodik folgen Definitionen politischer Begriffe, ohne dass ersichtlich wird, welches Ziel damit verfolgt wird. Entsprechend enumerativ erfolgt dann eine Zerlegung des außenpolitischen Entscheidungsprozesses in verschiedene Phasen. Anschließend wird aber eingeschränkt, dass dieses Analysekonzept nicht auf die Untersuchung anwendbar sei, da angeblich „akute Problemzwänge, nicht aber detaillierte Konzeptionen außenpolitische Entscheidungen herbei[führen]“. Dieses Postulat führt dazu, dass der theoretische Analyserahmen der gesamten Arbeit verloren geht und damit eine Rechtfertigung der rein deskriptiven Vorgehensweise gefunden ist. Theoretische Ansätze der Internationalen Politik wie Kleinstaatentheorie, Konstruktivismus, Neorealismus usw. werden nicht berücksichtigt.

¹ Nach lettischem Verständnis wurde 1991 die Erste Republik wiederhergestellt und keine neue Zweite Republik begründet. Daher wurde die Verfassung von 1922 wieder in Kraft gesetzt und die Staatsbürgerschaft nur den Bürgern der Ersten Republik und ihren Nachfahren automatisch verliehen.

In jedem Fall beeindruckend stellt sich dennoch die breite Materialbasis der Autorin dar. Sie stützt ihre Ausführungen auf Archivquellen aus Lettland, Russland, Großbritannien, Frankreich, Deutschland und den USA. Dies bezieht sich jedoch ausschließlich auf die Zeit zwischen 1918 und 1940. Für die Zeit seit 1991 greift die Autorin vorwiegend auf englisch- und lettischsprachige Sekundärliteratur und Zeitungsquellen sowie Interviews zurück.

Im zweiten Kapitel werden die Voraussetzungen der lettischen Außenpolitik kurz behandelt. Die Unterkapitel Staatsgebiet und Wirtschaft werden relativ knapp dargestellt, während der historischen und sozialen Entwicklung breiterer Raum gewidmet wird.

Das anschließende Hauptkapitel (S. 45-392!) zur Außenpolitik der Ersten Republik beginnt mit einer Analyse der außenpolitischen Institutionen der Republik Lettland. So amtierten zwischen 1918 und 1940 insgesamt 18 verschiedene Außenminister, wobei lediglich Munters und Meierovičs aktiv Außenpolitik gestalteten. Nies weist jedoch darauf hin, dass der Staatspräsident „theoretisch“ (?) und „je nachdem ob er sich für auswärtige Fragen interessierte“ (S. 54), eine entscheidende Rolle bei der Gestaltung der Außenpolitik spielen konnte. Leider werden aus der besprochenen Gliederung des Außenministeriums keine Schlussfolgerungen für die Ausrichtung bzw. Gestaltung der Außenpolitik Lettlands gezogen, so dass auch hier der deskriptive Aspekt im Vordergrund steht.

Auf den nächsten fast 200 Seiten werden dann die „außenpolitischen Partner Lettlands“, das heißt jene Staaten, mit denen Lettland diplomatische Beziehungen pflegte, ausführlich behandelt. Dabei geht die Autorin von Land zu Land vor, und die Reihenfolge der Staaten ergibt sich aus der Einschätzung ihrer Bedeutung für Lettland. Folge dieser Vorgehensweise ist, dass sich dieses zentrale Kapitel der Arbeit eher wie ein Katalog der diplomatischen Beziehungen Lettlands denn als wissenschaftliche Analyse seiner Außenpolitik liest. Nicht nachzuvollziehen ist die These der Autorin, dass die Sowjetunion der wichtigste außenpolitische Partner der Ersten Lettischen Republik war. Begründet wird dies damit, dass Moskau der erste außenpolitische Partner Rigas war und auf Lettlands Außenpolitik entscheidenden Einfluss gehabt habe. Da die Sowjetunion politisch nach dem Ersten Weltkrieg zunächst außenpolitisch vollkommen isoliert war, Lettland weder über enge wirtschaftliche noch politische Beziehungen zu Moskau verfügte, ist diese These zweifelhaft. Die Darstellung des lettisch-sowjetischen Verhältnisses erfolgt unter sicherheitspolitischem und außenhandelspolitischem Aspekt in chronologischer Folge in vier Phasen.

In ähnlicher Folge behandelt die Autorin dann die Beziehungen Lettlands zu Deutschland, Polen, den beiden anderen baltischen Staaten Estland und Litauen, England, Finnland und den skandinavischen Staaten, zu Frankreich, den USA und – zusammengefasst von Italien bis Australien – zu allen übrigen Ländern. Je „unwichtiger“ die Partner werden, desto mehr stellt sich die Frage, wie sinnvoll die Analyse ihres Verhältnisses zu Lettland ist. So müssen dann Aussagen getroffen werden wie: „Mit Norwegen verband Lettland im Grunde kein Verhältnis“ (S. 197) oder: „Im griechisch-lettischen ebenso wie bulgarisch-lettischen Verhältnis hatte nur der Tabak eine Bedeutung“ (S. 225).

Gesondert behandelt werden in diesem Hauptkapitel „Lettland im Völkerbund“ und „Die Krisenjahre 1938–40“. Das Unterkapitel über die Krisenjahre 1938–1940 enthält dabei einige interessante Ausführungen über die lettische Perzeption der eigenen Lage in dieser schicksalhaften Zeit, insbesondere über die Krisenszenarien und militärstrategischen Pläne des lettischen Generalstabs.

Im zusammenfassenden Unterkapitel versucht die Autorin dann eine Gesamtschau ihrer Ausführungen über die lettische Außenpolitik der Zwischenkriegszeit. Dabei kommt sie zu weitgehend ähnlichen Schlüssen wie Georg von Rauch in seiner Geschichte der baltischen Staaten. So sieht sie Lettland als Status Quo-Macht nach dem Ersten Weltkrieg an. Die Postulierung eines Kräftedreiecks zwischen Deutschland, Polen und der Sowjetunion, in welchem die lettische Außenpolitik stattfand, vernachlässigt die Bedeutung der Westmächte England und Frankreich, die hinter Warschau standen. Aus ihren Ausführungen leitet die Autorin vier Fehlperzeptionen der lettischen Außenpolitik ab, nämlich die Annahme, dass ein deutsch-sowjetischer Ausgleich unmöglich sei, die Sowjetunion zu geschwächt für expansive Außenpolitik sei, England im Krisenfall Hilfe leisten werde und die lettischen Interessen mit den skandinavischen deckungsgleich seien. Die 1938 eingeschlagene Neutralitätspolitik Lettlands wird zu Recht als wenig aussichtsreich bezeichnet. Aber auch eine alternative Außenpolitik etwa in Form eines bewaffneten Widerstands gegen die Sowjetunion hätte die Besetzung und Annexion durch Moskau nicht verhindern können. Damit gibt sie bekannte Schlussfolgerungen und Argumente wieder.

In den anschließenden beiden Kapiteln erfolgt eine kurze Beschreibung Lettlands im Zweiten Weltkrieg und der lettischen Sowjetrepublik, die aber nur cursorisch ausfällt, da keine eigene Außenpolitik mehr verfolgt werden konnte. Interessant ist der Überblick

insbesondere über die Aktivitäten des lettischen Exils und die Reaktion der internationalen Öffentlichkeit auf die Vorgänge im Baltikum.

Die Darstellung der lettischen Außenpolitik der 1991 wiederhergestellten Ersten Republik kann nicht überzeugen. Die für Lettland wichtigen außenpolitischen Aktivitäten der Volksfront Lettlands zwischen 1989 und 1991 werden nicht behandelt und die „singende Revolution“ nur gestreift. Die Vorgehensweise aus dem dritten Kapitel wird wiederholt, also erneut Aufbau der Institutionen und dann Betrachtung der außenpolitischen Partner. Erneut wird Russland/GUS zum wichtigsten außenpolitischen Partner ernannt. Dabei werden zwar die Problemfelder der lettisch-russischen Beziehungen gestreift, übersehen wird aber, dass die lettische Außenpolitik vom Dreieck Baltikum – Russland – Westen geprägt wird. Wegen der Westausrichtung der lettischen Außenpolitik seit 1991 kann von einem partnerschaftlichen Verhältnis zu Russland keine Rede sein, ebenso wenig gab es im postkommunistischen Lettland eine Debatte über Souveränität oder ein autonomes Lettland in einem freien Russland, wie dies die Autorin in Anlehnung an den Beginn des 20. Jahrhunderts beobachtet haben will.

Die Nennung der anderen beiden baltischen Staaten Estland und Litauen als zweitwichtigste Partner Lettlands ist ebenfalls nicht nachvollziehbar. Nach Erringung der Unabhängigkeit spielten die intrabaltischen Beziehungen zunächst nur noch eine untergeordnete Rolle. Erst an letzter Stelle dieses Kapitels geht die Autorin auf die Beziehungen Lettlands zur EU ein, während die NATO im Unterschied zur UNO vollkommen unter den Tisch fällt, obwohl Lettland 1994 die Mitgliedschaft in die NATO beantragt hatte.

Das abschließende Kapitel vergleicht die Perioden 1918–1940 und 1991–1995, ohne zu weiterführenden Erkenntnissen zu kommen. Einzig die proklamierte Parallelität der außenpolitischen Zielhierarchien Selbsterhalt, Sicherheit und Außenhandel ist ohne weiteres nachvollziehbar. Die von der Autorin entwickelten Zukunftsprognosen wirken heute in Anbetracht des bevorstehenden NATO- und EU-Beitritts Lettlands eher unfreiwillig komisch. So wird der Bestand der lettischen Demokratie aufgrund der Erfahrungen der 20er Jahre in Frage gestellt (S. 377). Die außenpolitisch weitgehend bedeutungslose intrabaltische Kooperation wird zum „Non-Plus-Ultra für die Zukunft Lettlands“ (S. 378) erklärt und eine erneute Okkupation durch Russland – im Falle eines Scheiterns der russischen Reformer – bei Tatenlosigkeit der Internationalen Gemeinschaft befürchtet.

Alles in allem hat Susanne Nies eine faktenreiche Darstellung der lettischen Außenpolitik erstellt. Dies schlägt sich auch in den umfangreichen Fußnoten mit ausführlichen Erläuterungen nieder, die allerdings teilweise die Lesbarkeit beeinträchtigen. Leider fehlt der fleißigen Arbeit die analytische Schärfe. Dennoch bietet das Buch einen guten Überblick über die lettische Außenpolitik der Zwischenkriegszeit und ist in dieser Fülle einzigartig im deutschen Sprachraum.

Thomas Schmidt, München

Schwierige Nachbarschaften. Die Ostpolitik der Staaten Ostmitteleuropas seit 1989, hrsg. v. Klaus Ziemer. Marburg a.d.L.: Verlag Herder-Institut 2001, X, 219 S. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung. 14).

Bezeichnete „Ostpolitik“ bis etwa 1990 in erster Linie die Politik der Bundesrepublik Deutschland und ihrer westlichen Verbündeten gegenüber den Nachbarn auf der östlichen Seite des Eisernen Vorhangs, so fanden sich die alten und neuen Staaten Ostmitteleuropas nach dem Zusammenbruch des „Ostblocks“ plötzlich in einem veränderten internationalen Umfeld wieder, das nun seinerseits die Formulierung einer eigenständigen, bis dahin unter dem Banner der sowjetisch verordneten Völkerfreundschaft subsumierten „Ostpolitik“ erforderlich machte: Fast alle von der „Wende“ betroffenen Staaten sahen sich plötzlich mit dem Umstand konfrontiert, dass sie entweder eine neue (alte) Ostgrenze erhalten hatten (Baltische Staaten) oder an ihren Ostgrenzen neue Nachbarn (Weißrussland, Ukraine, Slowakei) vorfanden. (Paradoxiertweise verläuft die alte litauische Ostgrenze zu Russland heute im Westen des Landes, hier grenzt Litauen an die Exklave der Russischen Föderation, die Oblast' Kaliningrad/ Königsberger Gebiet.)

Gleichzeitig aber hatten zahlreiche Reminiszenzen an alte Nachbarschaftskonflikte aus der Zeit vor 1945 den Kalten Krieg überdauert, mehrheitlich in Verbindung mit Minderheiten diesseits und jenseits der alten und neuen Grenzen. Andererseits lag das Hauptaugenmerk der wieder souverän agierenden Staaten auf dem „Weg zurück nach Europa“, auf Anschluss an das Modernisierungsmodell der durch Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und wirtschaftliche Prosperität

attraktiv wirkenden Staaten der Europäischen Union sowie Beitritt zu der umfassende Sicherheit verheißenden Bündnisallianz der NATO.

Der vorliegende Band versammelt zehn überarbeitete Beiträge einer Tagung, die vom 29. November bis zum 1. Dezember 1998 vom Herder-Institut und den Fachkommissionen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft sowie für Zeitgeschichte des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates in Eschwege veranstaltet worden war, und widmet sich der Leitfrage, inwieweit die Staaten Ostmitteleuropas seit 1989/91 eine eigenständige Ostpolitik entwickelt haben und welche spezifischen Probleme dabei sichtbar wurden.

In einem einleitenden Beitrag rekapituliert Hans Lemberg (Marburg) die politische und historische Dimension des Begriffs „Zwischeneuropa“ zwischen den Weltkriegen und erinnert an die spezifischen Strukturprobleme dieser Region, die ein gedeihliches Miteinander erschwerten und teilweise bis in die Gegenwart prägend blieben. Ein wünschenswerter Aufsatz zur „Ostpolitik“ bzw. deren Spielräume und Einschränkungen während der Jahre 1945 bis 1990 fehlt leider, die Jahre des Kalten Krieges erscheinen somit als schwarzes Loch in der Geschichte der außenpolitischen Beziehungen dieser Staaten.

Gediminas Vitkus (Vilnius) skizziert den Beginn einer litauischen Russlandpolitik, die in dem referierten Zeitraum zwischen 1991 und 1995 von den Fragen des Abzuges der russischen Truppen und des Transits zwischen Russland und seiner Exklave Kaliningrad über litauisches Territorium dominiert wurde. Bedauerlicherweise ordnet er die bilateralen Beziehungen nicht in das internationale Umfeld (EU, OSZE, USA) ein, sodass eine Bewertung der litauischen Außenpolitik schwer fällt. Stefan Garsztecki (Bremen) arbeitet überzeugend das Paradoxon Polens zwischen „Rückkehr nach Europa“ einerseits und den nach einer freundschaftlichen Phase, die 1993 in einem Besuch El'cins in Warschau gipfelte, stagnierenden bzw. sich beständig verschlechternden und von innerrussischen Krisen und Demokratiedefiziten überschatteten Beziehungen Polens zu Moskau andererseits heraus.

„Osten ist nicht gleich Osten“ formuliert der Herausgeber Klaus Ziemer (Warschau) und recherchiert die Beziehungen Polens zu seinen neuen nördlichen und östlichen Nachbarn Litauen, Weißrussland und Ukraine. Während sich zu Litauen vor dem Hintergrund des NATO-Beitritts beider Länder und der gemeinsamen Probleme mit der Oblast' Kaliningrad sowie zur Ukraine als Gegengewicht zu Russland konstruktive Beziehungen entwickelt hätten, die die Konflikte der

Zwischenkriegszeit langsam vergessen ließen, bleibe Weißrussland ein Problemnachbar. Ekkehard Buchhofer (Marburg) beleuchtet die Geschichte der Wilnaer Polonia und macht deutlich, dass die polnische Minderheit in Wilna und im Wilnaer Gebiet eher ein postsowjetisches Problem darstellt, das von Polen und Litauen gleichermaßen mit Distanz bedacht wird und die litauisch-polnischen Beziehungen über vereinzelte Irritationen hinaus kaum noch belastet.

Hat die Tschechische Republik eine Ostpolitik? fragt Jaroslav Valenta (Prag) und legt dar, dass neben den Prioritäten eines EU- und NATO-Beitritts sowie der Beziehungen zur Bundesrepublik Deutschland der Aufbau solider Beziehungen zu Polen, der Slowakei und Ungarn kaum eine Rolle gespielt habe; auch die Višegrad-Idee, „vielleicht das einzige relativ originelle außenpolitische Konzept, welches in Prag nach 1989 entstand“, wurde nicht mehr in reale politische, legislative und ökonomische Schritte übersetzt – der Sog des EU-Beitritts schien alle regionalen Bemühungen überflüssig zu machen. Im Verhältnis zu Russland war für die Tschechische Republik wie auch für die baltischen Staaten der Abzug der ehemals sowjetischen Truppen von hoher Bedeutung.

Ivo Samson (Bratislava) betont, dass während der Regierungszeit Mečiar (1994–1998) eine Abwendung der Slowakei von der nach 1992 zunächst erfolgten Westorientierung des Landes hin zu einer retrospektiven, vor allem auch durch alte Wirtschaftskontakte beeinflussten Ostorientierung erfolgt sei, die zeitweilig sogar einen „weißrussischen“ Weg befürchten ließ. Zwar befindet sich das Land seit 1998 wieder auf Westkurs, aber insbesondere die Beziehungen zu Ungarn (Minderheitenprobleme) sowie zur Ukraine bedürfen noch der Ausprägung einer slowakischen konstruktiven Ostpolitik.

Zwar grenzte Ungarn als einziges Land an drei zerfallene Bundesstaaten (Tschechoslowakei, Sowjetunion, Jugoslawien), wie László Póti (Budapest) und Katrin Sitzler (München) hervorheben, dennoch habe es seit 1989 Kontinuität in den außenpolitischen Zielen der Westintegration, des Aufbaus kooperativer Nachbarschaftsbeziehungen und der Sicherung der Rechte ungarischer Minderheiten in der Slowakei und in Rumänien gegeben. Unter Ostpolitik verstehe man allerdings in erster Linie die Beziehungen zu Russland und der Ukraine, die auch von ihrer zukünftigen wirtschaftlichen Bedeutung für Ungarn her gesehen werden.

Die beiden abschließenden Beiträge behandeln regionale Probleme. Karl von Delhaes (Marburg) referiert die wirtschaftliche Bedeutung der östlichen Nachbarn für die Staaten Ostmitteleuropas vor und nach

dem Zusammenbruch des RGW, während Anneke Hudalla (Berlin) und August Pradetto (Hamburg) die so genannte Višegrad-Gruppe (Polen, Tschechische Republik, Slowakei und Ungarn) unter wirtschaftlichen Aspekten (CEFTA-Freihandelsabkommen) und in ihrem sicherheitspolitischen Verhältnis zum Westen (EU) analysieren.

Fazit: Für jeden der referierten Staaten hat „Ostpolitik“ eine andere Bedeutung, entsprechend den neuen Grenzen oder alten Konflikten. Nicht selten liegt der Osten im Norden, Süden oder gar im Westen und meint eher die Vergangenheit als die Zukunft. Diese liegt für alle Staaten Ostmitteleuropas in der EU und der NATO, und die Beitrittsbemühungen absorbieren sowohl die schmalen und jungen außenpolitischen Eliten als auch mögliche Konzepte einer Ostpolitik.

Insgesamt informiert der Sammelband ausführlich, man hätte sich aber eine straffere Strukturierung anhand vorgegebener Kriterien gewünscht, und bedauerlich bleibt, dass Estland und Lettland keine Erwähnung finden. Oder sollte es sich hier bereits – als Ergebnis einer erfolgreichen nordbaltischen Westpolitik – um nordeuropäische Staaten handeln?

Detlef Henning, Lüneburg

Ruth Büttner, Sowjetisierung oder Selbständigkeit? Die sowjetische Finnlandpolitik 1943–1948. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2000, 384 S. (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa. 8).

Am 19. September 1944 kam der Vormarsch der Roten Armee gen Finnland zum Halten. Die Sowjetunion vereinbarte mit Finnland einen Waffenstillstand, der die finnländische Nachkriegsgeschichte entscheidend mitbestimmen sollte und der sogar von den Briten mitgetragen wurde. Warum? Sollte Finnland nicht besetzt, nicht sowjetisiert werden? Wer die Geschichte der „Anti-Hitler-Koalition“ etwas genauer kennt, wird schnell eine Antwort aus der Tasche ziehen: Roosevelt und Churchill hatten in Teheran 1943 gegenüber Stalin darauf bestanden, Finnlands Selbständigkeit zu erhalten. Nur: War Finnland nach dem Krieg tatsächlich selbstständig? Eine rückblickende Betrachtung nährt Zweifel und erhitzt in Finnland überdies seit einem guten Jahrzehnt Historiker und eine interessierte Öffentlich-

keit. Anders als bei den finnländischen Kontroversen geht es Ruth Büttner allerdings nicht um eine Auf- und Abrechnung mit den finnischen Nachkriegsregierungen und ihren vermeintlichen oder tatsächlichen Nachgiebigkeiten gegenüber der Sowjetunion: Sie geht vielmehr der Frage nach, ob eine mögliche Sowjetisierung in der Zeit zwischen der Konferenz von Teheran 1943 und dem „Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand“ („YYT-Vertrag“) von 1948 notwendig und geplant war und ob andererseits das westalliierte Postulat der Selbstständigkeit in dieser Periode in praktische Politik umgesetzt werden konnte.

Was hatte Stalin mit Finnland vor? Sicherlich hat Büttner Recht, wenn sie für den finnländischen Fall den Verdacht eines Generalplans zur Sowjetisierung ablehnt. Dies gilt im Übrigen auch für die meisten anderen von der Sowjetunion am Ende des Zweiten Weltkrieges annektierten oder in der unmittelbaren Nachkriegszeit beeinflussten Länder und Gebiete des späteren „Ostblocks“. Die Suche in den sowjetischen Archiven nach einem Plan zur Besetzung und Zwangung Osteuropas unter sowjetische Botmäßigkeit war vergeblich – und wird es vermutlich bleiben. Dafür war die sowjetische Außenpolitik von Anfang an zu pragmatisch und flexibel. Für Finnland wie für die Staaten des späteren „Ostblocks“ galt, was Molotov am Ende seines Lebens über die sowjetische Taktik in der Schlussphase des Krieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit festgestellt hat: Wenn sich für die sowjetische Regierung die Chancen boten, politische Gewinne zu machen, ergriff sie sie; fehlten solche, wartete man ab. Die Ressourcen für eine sowjetische Expansionspolitik waren trotz einer furchterregenden Rüstungsindustrie von Anfang an begrenzt, und die sowjetische Führung musste sehr genau abwägen, ob sie den außen- und militärpolitischen Preis für territoriale Eroberungen oder die ideologische Durchdringung einzelner Länder bezahlen wollte oder nicht. Finnland jedenfalls gehörte nach Stalins Ansicht nicht zu den in diesem Sinne bevorzugten oder auch nur lohnenden Zielen.

Diese Aspekte arbeitet Büttner deutlich und überzeugend heraus. Davon abgesehen, macht sie ein ganzes Bündel innen- und außenpolitischer Faktoren für die Nichtsowjetisierung Finnlands in der Nachkriegszeit verantwortlich. Innenpolitisch etwa streicht sie die scharfe Konkurrenz zwischen Sozialdemokraten (SDP) und Kommunisten (SKL/SKDL) heraus, verfolgt diese These jedoch nicht in all ihren gedanklichen Konsequenzen. Ein Vergleich mit dem künftigen „Ostblock“ hätte weitergeholfen, weil ähnliche Konkurrenzverhält-

nisse ja auch in diesen Ländern herrschten. In komparativer Sicht wäre etwa zu klären gewesen, warum es in Finnland nicht zu der für die Zeit der politischen Sowjetisierung Osteuropas, besonders Südosteuropas, so typischen „Salamitaktik“, d.h. zur Vereinigung, Einverleibung und Säuberung der Sozialdemokratien gekommen ist. Eine wahrscheinliche, aber noch weiter zu untersuchende These wäre in unserem Fall die traditionelle Stärke der sozialdemokratischen Parteien in Skandinavien auch schon in der Vorkriegszeit, ihre staatstragende Rolle während des Zweiten Weltkrieges und eine andere politisch-kulturelle Tradition gewesen. Dies waren entscheidende Unterschiede etwa zu Rumänien oder Ungarn, wo wir es zwar auch mit deutschen „Vasallenstaaten“ zu tun haben, in denen die Sozialdemokratien jedoch bisher keine zentrale Rolle gespielt hatten. Büttner sieht weiterhin sehr klar, dass das Fehlen einer politischen Sowjetisierung und einer sowjetischen Besatzungsarmee auch die sozioökonomische Sowjetisierung erheblich erschwerte. Auch hier werden mögliche Konsequenzen jedoch nicht weiter ausformuliert.

Der weitgehende Verzicht auf eine vergleichende Perspektive verhindert denn auch eine eingehendere Analyse der außenpolitischen Beziehungen Finnlands jenseits der Sowjetunion, die für die Einschätzung der sowjetischen Finnlandpolitik jedoch eine zentrale Bedeutung haben. Immerhin riskiert Büttner einen Blick zum westlichen Nachbarn Finnlands: Welchen Einfluss hatte die schwedische Neutralität auf die sowjetische Finnlandpolitik? Und virtualhistorisch gewendet: Was wäre passiert, hätte Schweden sich in irgendeiner Form den westlichen Bündnissystemen angenähert oder gar angeschlossen? Büttner setzt sich mit diesen Fragen dezidiert auseinander. Ob dabei jedoch – wie sie betont – die Neutralitätspolitik Schwedens einen „mäßigen Einfluss“ ausgeübt hat, mag vorerst weiter diskutiert werden. Dass „ein mit dem Westen paktierendes Schweden“ (S. 344) – man fragt sich unwillkürlich, mit welchem Teil des Westens: Deutschland, Großbritannien, Frankreich gar? – die sowjetische Politik gegenüber Finnland auf eine andere Grundlage gestellt hätte, darüber kann freilich kein Zweifel herrschen.

Überhaupt taucht der weitere „Westen“ bei Büttner nur sporadisch auf. Dabei hätte sich hier zumindest eine zentrale Frage gestellt – nämlich die, welche Rolle eigentlich die Briten für das sowjetisch-finnländische Verhältnis spielten. Die Sowjetregierung war durch die Konferenz von Teheran 1943 und insbesondere durch die britische Politik auch in der Nachkriegszeit daran gebunden, Finnland zumindest formal selbstständig zu erhalten, wollte sie keine unkalkulierbaren

außenpolitischen Unkosten übernehmen. Dies stellte einen entscheidenden Unterschied zu Rumänien dar. Ein Vergleich mit Jugoslawien und Griechenland, wo die maritimen Interessen Großbritanniens eine ähnlich ausschlaggebende Rolle spielten, hätte ebenfalls interessante Einsichten zu Tage fördern können. Büttner beschränkt sich bei ihrer Analyse des britischen Einflusses auf die internationale Position Finnlands in der Nachkriegszeit jedoch im Großen und Ganzen auf die Verhandlungen über einen Friedensvertrag mit Finnland zwischen 1944 und 1947.

Nun sollte man von einer Dissertation nicht unbillig eine Breite des Blickwinkels verlangen, die wohl eher einer Habilitationsschrift angemessen wäre. Aber es gibt andere Versäumnisse. Bestimmt spielten militärstrategische Gründe eine Rolle für die Frage, warum Finnland nicht von der Roten Armee besetzt wurde. Mögliche Antworten liegen auf der Hand. Während Rumänien und Ungarn als deutschfreundliche bzw. verbündete Länder besetzt werden mussten, um den sowjetischen Vormarsch nach Westen zu ermöglichen, lag Finnland im Windschatten der sowjetischen Militäraktionen. Eine Besetzung Finnlands hätte zum einen Kräfte gebunden, die für einen schnellen Vorstoß in Richtung Weichsel – Oder – Berlin gebraucht wurden, zum anderen konnte von einer Nichtbesetzung Finnlands keine Gefahr ausgehen, die im Norden zu einer Teilung der Front und zur Abschneidung sowjetischer Truppenverbände geführt hätte. Die deutschen Truppen standen im Norden Finnlands und hätten nicht ohne weiteres eingreifen können. Die finnländischen Truppen selbst erwiesen sich zu diesem Zeitpunkt schon als zu schwach für eine eigenständige Offensive, und außerdem war Finnland nach der Besetzung der südlichen Ostseeküsten ohnehin isoliert; ganz im Gegensatz zu Rumänien oder Ungarn – hätten die sowjetischen Streitkräfte diese Länder nicht besetzt.

Bei allen Wünschen, die hier offen bleiben, kann man der Autorin allerdings nicht vorwerfen, dass sie oberflächlich und unsachgemäß gearbeitet hätte. Wir haben die beeindruckende Analyse eines zentralen Themas der Sowjetisierungsversuche in Nordost-, Ostmittel- und Südosteuropa vor uns, die nicht nur den Blick auf die zahlreichen historiografischen Bewertungsprobleme im Zusammenhang mit der unmittelbaren Nachkriegszeit lenkt, sondern uns auch reichhaltiges Material zu internationalen Vergleichen bietet. Dass Büttner diesen Arbeitsschritt nicht selbst geleistet hat, mag man den Erfordernissen und Begrenzungen des Textgenres einer Dissertation und dem notorischen Kampf mit der Zeit anlasten. Dass ihr Buch hochwillkommen

ist, daran möchte ich am Ende dieser Besprechung jedenfalls keinen Zweifel lassen.

Ralph Tuchtenhagen, Hamburg

Ruth Kibelka, Ostpreußens Schicksalsjahre 1944–1948. Berlin: Aufbau-Verlag 2002, 358 S.

Since the end of World War II, East Prussia, like Caesar's Gaul, "est omnis divisa in partes tres." Once an established historical unit, the region passed under three different administrations, and its parts each has traveled off onto distinct, separate paths. This is the subject of Ruth Kibelka's book, although she concentrates on just the two parts administered by the Soviet government, Königsberg/Kaliningrad and Memel/Klaipėda, giving the southern part of East Prussia, which passed under Polish rule, only minimal attention.

As it is, her picture of the differences between the Memelland as a part of the Lithuanian Soviet Socialist Republic and the "Kaliningrad oblast" of the RSFSR is rather fascinating. When Soviet troops, closely followed by SMERSH security forces and "Trophäenkommandos," occupied the region, the soldiers ravaged the countryside and the population. This, after all, was enemy land, and wartime propaganda had denounced the Germans as "fascists."

Soon, however, the fate of the two subdivisions began to diverge, and for the native Germans, this division had real significance. In his memoirs, Ilya Ehrenburg, the troubadour of Soviet wartime anti-German propaganda, complained that in April 1945 the Soviet government criticized him as having maligned the German people as a whole, and he insisted that right-thinking Soviets nevertheless sympathized with his views. (In describing his travel through this region at the end of the war, he admitted the existence of impassioned thoughts of vengeance, but he denied the existence of atrocities such as Kibelka describes.) Soviet officials, however, had launched a program to build a supporting structure among Germans. As a result, Germans in the Memelland could find ways to survive, but in Königsberg, the Germans were in the long run destined to expulsion and deportation.

The Red Army continued to administer Königsberg/Kaliningrad, and there were thoughts of establishing an ideal Communist society.

In contrast to Soviet policies in the rest of Eastern Europe, there was no native population on which the Soviet government tried to build; the military authorities distrusted all the local people. As Michael Wieck has recounted,¹ they did not even trust local Jews, saying that only collaborators could have survived Nazi rule. According to Kibelka, the Soviet authorities thought mainly of vengeance and loot. Today Kaliningrad is, of course, a Russian exclave.

In the Memelland, "Lithuania Minor," on the other hand, Lithuanian officials, particularly Lithuanian Communist Party leader Antanas Sniečkus, soon exerted considerable influence, and the region was integrated into the Lithuanian SSR. Soviet authorities, however, here established such controls over the returning and transplanted population that the anti-Soviet partisan struggles that raged in the rest of Lithuania found little echo in the Memelland/Klaipėda.

It was not Kibelka's goal to analyze the decision-making processes in the Stalinist administration at the end of World War II, but the reader can find interesting suggestions here. In 1956, after Stalin's death, Nikita Khrushchev spoke of restoring the role of the party in the administration of the country, and Kibelka notes that in the Kaliningrad region the party began to function only in 1947. Just how did Stalin run his government? This has relevance for any considerations of Stalin's so-called "totalitarian" rule.

Although Stalinist propaganda spoke of the "genius leader's" resolving questions ranging from the planning of military campaigns to the planting of eucalyptus trees, he obviously exercised his authority through others. One can be tempted to speak of a quasi-feudal system, with Stalin's ruling through his dukes. His dukes, moreover, could quarrel and struggle between themselves, perhaps appealing to Stalin's final decision or perhaps at times fearing to make such an appeal. Antanas Sniečkus was clearly the "Duke of Lithuania," and therefore ruler of Klaipėda/Memel, but he course has his conflicts with Lavrentii Beria's security system. Sniečkus nevertheless was able to survive. (Kibelka does not discuss the stories that Moscow offered Sniečkus Königsberg and that he refused.) Kaliningrad, on the other hand, lay in the purview of military and security forces, but the relationships between personalities are not completely clear.

Kibelka's focus is on the fate of the native German population. As she herself points out, there are great gaps in the documentation that

¹ Michael Wieck, *Zeugnis vom Untergang Königsbergs. Ein "Geltungsjude" berichtet*. 5. Aufl., Heidelberg 1993.

she could find. The reader has to take this into account and credit her for being bold enough to set out into this project. Yet, although she uses Russian, Lithuanian, and German materials, her rules of evidence seem to restrict the breadth of her investigation and even her perspective. In her words: "Lebensgeschichtliches Erzählen und Geschichtswissenschaft bilden zwei Diskurse, die sich gegenseitig nicht zu ersetzen vermögen, doch ist es methodisch sauberer, in einer Darstellung historischer Ereignisse gänzlich auf Erinnerungen zu verzichten, als sie zu qualifizieren" (p. 15). This would seem problematic.

The intellectual arguments between survivors of Stalinism and young historians are a well established part of contemporary Eastern European historiography, but should one really discard autobiographies and memoirs (what about interviews?) in the name of methodische Sauberkeit? Where does that leave a historian who wants to write about events in which he or she has participated? In any case, I would favorably compare Michael Wieck's Zeugnis with a great many "professional" historical works I have read.

Kibelka introduces valuable evidence from Soviet documents, yet she warns the reader about these documents: "Der Grad der Wahrfahigkeit in der sowjetischen Berichtslryrik ist häufig ein relativer; es handelt sich um schwierig auszuwertende Quellen" (p. 22). On what is the historian to rely in evaluating these documents? The result of this is of course interesting information about landholding, population movements, and schools, but the story falls short in regard to the personal dimension on the life of the population as well as in her picture of the decision-making apparatus of the Soviet system.

Regrettably, the book has no index. The reader would be well advised to take notes so as to be able to refer back to important points of reference.

Alfred Erich Senn, University of Wisconsin, USA

Ruth Kibelka, Memelland. Fünf Jahrzehnte Nachkriegsgeschichte. Berlin: BasisDruck Verlag 2002, 238 S., Abbildungen.

Ältere Deutsche können sich noch an die Bilder erinnern: der Spätheimkehrer aus dem Memelland, Ende der 50er Jahre. Einige tausend waren es – überwiegend bäuerliche Menschen, die im Land des

anbrechenden Wirtschaftswunders sehr fremd, irgendwie deplatziert wirkten. Man interviewte und fotografierte sie, der Bundesnachrichtendienst nahm zu Protokoll, was sie über ihr Leben hinter dem Eisernen Vorhang zu berichten wussten. Und dann, sehr bald, wurde es still um sie. Man vergaß oder verdrängte, dass „drüben“ an der Memel, in der Sowjetrepublik Litauen, noch Landsleute lebten, die *nicht* rausgekommen waren. Jahrzehnte später erst, mit der Wende in Europa, traten sie ins öffentliche Bewusstsein.

Die Historikerin Ruth Kibelka, selbst familiär mit der Gegend verbunden, war eine der Pionierinnen, die sich damals nach Osten aufmachten. Im Herbst 1990 führte sie erste Interviews mit Memelländern, die in der Heimat geblieben waren. Die Region – heißt es im Vorwort – steigt „aus der Vergangenheit empor, endlich ist die Zeit gekommen, in der sie von allen Seiten besichtigt und begriffen werden kann“. Und weil kaum jemand etwas darüber weiß, nimmt Ruth Kibelka einen langen Anlauf. Sie erklärt den Lesern, was die Eigenart dieser einstigen Grenzregion des Deutschen Reiches war, des „Preußischen Litauen“. Die Sonderentwicklung des Ländchens im 20. Jahrhundert, die sich mit der Abtrennung der 3000 km² und 134 000 Einwohner durch den Vertrag von Versailles vollzog. Wie das Memelgebiet von Hitler „heim ins Reich“ geholt, schließlich nach 1945 Teil des sowjetischen Litauen wurde. Landeskundig und beider Sprachen mächtig, kann Ruth Kibelka die deutsche *und* die litauische Sicht dieser tragischen Geschichte darlegen. Das eigentliche, zentrale Thema ihres Buches jedoch ist die *regionale* Perspektive – der Memelländer, die nach 1945 Sowjetbürger wurden. Sie waren zunächst bei Kriegsende nach Westen geflohen, wandten sich dann aber wieder heimwärts, 10 000 Menschen, vielleicht etwas mehr. Was uns heute völlig absurd vorkommt, damals war es das Nächstliegende: Die Flüchtlinge saßen in Lagern, sie hungerten und froren. Warum nicht dorthin gehen, wo man ein Dach über dem Kopf hatte? Viele waren Bauern, es war schon Frühjahr, wer, wenn nicht sie, sollte das Land bestellen? Von den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz hatten sie nichts gehört, unvorstellbar, dass ihre Heimat längst verloren war, ein Eiserner Vorhang durch Europa gehen könnte. Die einen machten sich als Familie oder in Grüppchen selbst auf den Weg. Andere wurden von sowjetischen „Repatriierungsoffizieren“ mit falschen Versprechungen nach Hause gelockt. Wieder anderen wurde in der Sowjetischen Besatzungszone der Flüchtlingsstatus entzogen, sprich: die Lebensmittelmärkte, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Alle beseelte die Hoffnung auf eine Fortsetzung des gewohnten Lebens an der Memel.

„Wir kamen in ein Totenland“, erinnert sich ein Walter Jurkschat. Aus Zeitzeugenberichten, etwa 40 Interviews, setzt die Autorin ein Schreckensszenario zusammen: Die Häuser geplündert, oft von Fremden bewohnt, die die Rückkehrer als „Faschisten“ und „Hitlerninkai“ beschimpften. Wer Glück hatte, kam irgendwo bei Verwandten unter, man musste buchstäblich bei Null anfangen. Allüberall sowjetisches Militär, drakonische Ordnung einerseits und vielerlei Unordnung. Allmählich wurde den Memelländern klar, es gab kein Entkommen mehr, sie waren in ihrer eigenen Heimat gefangen. Sie teilten das Schicksal der Litauer, von der Kollektivierung der Landwirtschaft bis zu den Deportationen nach Sibirien. Sowjetisierung des Lebens: neue Feiertage, der 8. März, der 7. November. Ab 1950 Wehrpflicht: Rekruten, die noch nicht einmal russisch sprachen, mussten im Fernen Osten dienen. Staatlich verordneter Atheismus: die Kirche von Ruß wurde Turnhalle, die von Willkischken Getreidespeicher, die von Prökuls ein Kino. Ende der 40er waren noch über 7000 Erwachsene bei der evangelisch-lutherischen Kirche registriert, sie hielt die kleine, versprengte Gemeinschaft zusammen. In einer Situation, da es kaum mehr sakrale Orte und ordinierte Pfarrer gab, lebte eine alte regionale Tradition wieder auf: die „Surinkimas“, die Gebetsversammlung. „Sakytójai“, Laienprediger, setzten wie einst in alten Zeiten das religiöse Leben fort. Ruth Kibelka berichtet von ihnen mit dem größten Respekt. Nicht nur von ihnen, auch von den Frauen, die die Hauptlast des Alltags trugen, von Kindern, die zu früh erwachsen werden mussten. Feinfühlig beschreibt sie die Ambivalenz – das Sicheinrichtenmüssen und das immer verzweifeltere Rauswollen.

Nach Stalins Tod 1953 wandten sich einige Mutige an die DDR-Botschaft in Moskau mit der Bitte, ausreisen zu dürfen. Wirklich hoffen durften sie erst, als im Herbst 1955 Konrad Adenauer Moskau besuchte, die Sowjetunion und die Bundesrepublik diplomatische Beziehungen vereinbarten. In Aussicht gestellt wurde – neben der Entlassung der letzten deutschen Kriegsgefangenen – die Ausreise für Sowjetbürger, die vor dem Zweiten Weltkrieg deutsche Staatsangehörige gewesen waren. Wer genau, wann und wie, das sollten weitere Verhandlungen regeln. Binnen kurzem ging eine Flut von Anträgen bei den Botschaften beider deutscher Staaten ein. Ein deutsch-deutscher Wettbewerb um die Ausreisewilligen setzte ein. Man lese und staune! Was Ruth Kibelka darüber in den Akten fand, ist spannend wie ein Krimi. Für die DDR war es eine Prestigefrage – der bessere Staat, die besseren Beziehungen zur Sowjetunion, die Zahl der Aussiedler sollte es beweisen. Die Bundesrepublik ihrerseits entfaltete

eine lebhaftere Diplomatie, Regelungen um die Rückführung der Deutschen auszuhandeln. Anfang 1958 war es soweit, für zwei Jahre, bis Ende 1959, öffnete sich der Eiserne Vorhang einen Spalt breit. 6156 Personen reisten in dieser Frist nach Deutschland aus, 453 davon in die DDR. 1871 Anträge wurden abgelehnt, 2000–3000 Anträge wurden wegen Formfehlern und fehlender Papiere nicht angenommen.

Der Politik, die sie aus Akten recherchierte, stellt Kibelka die Lage vor Ort entgegen. Geschichten vom Ausreisefieber, die ihr erzählt wurden: über die Probleme, die Papiere zu beschaffen, den Argwohn und Neid von Nachbarn, Kolchosen, die den drohenden Weggang ihrer besten Fachkräfte hintertrieben, Fälle von Bestechung – ein Fischer zum Beispiel reiste mit einem halben Sack geräucherter Aale nach Vilnius. Nicht selten gab es in den Familien Streit, wenn etwa ein Memelländer eine Litauerin geheiratet hatte und diese ihre Eltern nicht im Stich lassen wollte. Alte Leute weigerten sich auszureisen, weil sie in heimatlicher Erde begraben werden wollten. Ab 1960 war Schluss. Die dagebliebenen waren, vereinsamten, nach dem Fortgang der Landsleute veränderte das Memelland auch äußerlich sein Gesicht. Friedhöfe wurden eingeebnet, einzelne Gehöfte im Zuge von Meliorationsmaßnahmen abgerissen, mancherorts verödeten ganze Dörfer. Die 60er waren Jahre der Anpassung an die Realitäten, und weil das allgemeine Lebensniveau stieg, erlagen vor allem die jungen Leute dem Sog der herrschenden Verhältnisse. Auf die Dauer wurde der Schmerz der Zurückgebliebenen etwas linder. Ob man sich fügte oder die innere Emigration wählte, die Memelländer fielen immer weniger auf. Oder nur an gewissen, ganz besonderen Tagen, wenn der Postbote ein „Paketchen“ von Verwandten aus dem Westen brachte.

Der Fortgang der Geschichte ist eher unspektakulär, Ruth Kibelka erzählt ihn in Dekaden. Orientierungsrahmen ist die große Geschichte zwischen Mauerbau und Perestrojka. Generationswechsel fanden derweil statt, aus vielen Landbewohnern wurden Städter. Von der besonderen Rolle der Hafenstadt Klaipėda, früher Memel, ist des öfteren die Rede, dem frischen Wind, der dort wehte, wo es mehr Jeans und Jimi Hendrix-Platten gab als anderswo. Die Memelländer wurden immer mehr Teil der litauischen Bevölkerung, manchmal auch des Systems. Wäre da nicht die Erinnerung gewesen...

Was blieb? Wie veränderte sich das Nachdenken über Vergangenes? Diese Frage zieht sich als Leitmotiv durch das ganze Buch. Nicht immer kann Ruth Kibelka aus ihren Interviews genügend diesbezügliche Anhaltspunkte gewinnen. Am plausibelsten noch für die Zeit der Wende, als nach langem Rückzug ins Private die Erinnerung „förmlich

explodierte“. Als die Besuche der Landsleute aus Deutschland einsetzten, Litauen Kurs auf die Unabhängigkeit nahm, kam es zu einer Renaissance. Parallel zur „Wiedergeburt“ der litauischen Nation schien das Memelland als Region wiedergeboren zu werden. Es wurde endlos und tränenreich geredet. Vereine schossen aus dem Boden, Klaipėda bekam sein Ännchen von Tharau wieder und eine Hermann-Sudermann-Schule, einige der zweckentfremdeten evangelischen Dorfkirchen wurden instand gesetzt. Ruth Kibelka war in diesen erregenden 90er Jahren vor Ort dabei, und weil sie so intensiv beteiligt war, wurde ihr frühzeitig klar: Was da stattfand, war ein Abschied, für die Memelländer als Memelländer gibt es keine Zukunft. Vor ihren Augen vollzog sich das letzte Mal ein Exodus Richtung Deutschland. Die noch verbliebene Minderheit war viel zu klein, um eine regionale Tradition fortzusetzen. Bald wird das Memelland „nur noch eine geschichtliche und literarische Existenz haben“. Dennoch wird es sich weiterhin und auf lange Sicht von anderen Gegenden dort unterscheiden. Klaipėda wird unter den Städten Litauens eine eigenständige, man könnte sagen: liberale Rolle spielen. Auf den Dörfern werden sich, selbst wenn die Lebensart kaum mehr regionale Züge aufweist, gewisse charakteristische Merkmale der preußischen Kulturlandschaft erhalten.

Eine der schönsten Stellen im Buch ist eine kleine Reisebeschreibung. Kibelka versucht, das Memelland mit fremdem, geschichtsunkundigem Blick zu sehen: „Schon im ersten Ort, in Smalininkai, säumen Eichen beiderseits die Straße. (...) Hier und da ragt ein spitzer Kirchturm in den Himmel, weist auf die nächste Ortschaft hin. Zwar bestimmen auch in den anderen litauischen Gegenden Kirchtürme die Landschaft, aber sie pflegen von etwas anderer Art zu sein, mehr gedungen und aus Holz oder wuchtig als Doppelturm ausgeführt. Auch die roten Backsteingebäude, insbesondere die ehemaligen Dorfschulen, fallen dem aus Litauen kommenden Reisenden als fremd ins Auge. Die Straßenführungen verstärken das Gefühl der Andersartigkeit noch, denn es gibt im übrigen Litauen nur selten Kurven am Ortseingang und -ausgang – die Dörfer und Durchgangsstraßen sind linear angelegt. Kaum einer der litauischen Reisenden könnte auf Anhieb sagen, welche Dörfer das Memelland seinerzeit umfasste, wo genau die Grenzen verliefen, doch spüren sie, dass diese Gegend, die sie gerade durchfahren, anders ist, andere Formen und Zeichen hat... Regionen bewahren ihr topografisches Gedächtnis und die Zeichen sprechen für sich – auch dann, wenn die neuen Bewohner sie kaum oder gar nicht entziffern können.“

Eine Nachkriegsgeschichte des *Memellandes*, wie der Titel suggeriert, ist das Buch nicht, sondern eine Geschichte der dagebliebenen *Memelländer*, und als solche bleibt sie in einigen Kapiteln höchst skizzenhaft, häufig bloß illustrativ. Die im Schlussteil abgedruckten Auszüge aus fünf Interviews sind trotz redigierender Eingriffe kaum nachzuvollziehen in ihren Zeitsprüngen, Orts-, Themen- und Perspektivenwechseln. Ruth Kibelkas verdienstvolle Arbeit wird dazu beitragen, dass in Litauen (in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit) eine Geschichte des Memellandes nach 1945 geschrieben wird: der litauischen und russischen Neusiedler, die damals unter sowjetischer Herrschaft in der Fremde Fuß fassen mussten. Der Leute, um deretwillen Anna Blank, eine 1932 in Motzischken geborene Memelländerin, nicht nach Deutschland ausreisen will. „Hier wohnen doch auch Menschen!“ sagte sie zu Ruth Kibelka. Ein wunderbarer Satz, ein Motto für die nach Osten erweiterte Europäische Gemeinschaft.

Ulla Lachauer, Mannheim

Roland Gehrke, Der polnische Westgedanke bis zur Wiedererrichtung des polnischen Staates nach Ende des Ersten Weltkrieges. Genese und Begründung polnischer Gebietsansprüche gegenüber Deutschland im Zeitalter des europäischen Nationalismus. Marburg a.d.L.: Verlag Herder-Institut 2001, X, 434 S. (Materialien und Studien zur Ostmitteleuropa-Forschung. 8).

Die vorliegende Publikation stellt die leicht überarbeitete Version von Roland Gehrkes Hamburger Dissertation (1999) dar. Ziel des Autors ist es, den „polnischen Westgedanken“, den er als „schon lange vor 1939 existente (...) politische (...) Strömung“ (S. 1) definiert, in seiner Entstehung und Wirkungsweise vornehmlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu beleuchten. Gehrke ist dabei bestrebt, seinen ideengeschichtlichen Ansatz in die Forschungen zu verwandten Nationalismen im östlichen Europa zu integrieren.

Besonderes Augenmerk lenkt er dabei richtigerweise auf die zwischen Deutschen und Polen umstrittenen Regionen Masuren und Oberschlesien und die Verknüpfung regionaler Bewegungen und nationalpolnischer Ansprüche bzw. entsprechender parlamentarischer Vertreter in Preußen und im Reich. Diese Betrachtung verbindet er

mit dem Anspruch, die polnische „Westidee“ in die europäischen Nationalbewegungen und ihre entsprechenden Ideen einzuordnen und zugleich die preußisch-deutsche Polenpolitik als *einen* Faktor des Wandels der polnischen Gebietsansprüche und des „*myśl zachodnia*“ zu bewerten. Die Pariser Friedensverhandlungen nimmt er mit ebensolcher Berechtigung aufgrund ihres quantitativen Umfangs aus seiner Untersuchung weitgehend aus. Ob man allerdings wirklich davon ausgehen kann, dass die Pariser Verhandlungen „in der deutschen und angelsächsischen Literatur bereits erschöpfend behandelt worden“ (S. 3) sind — und hinzuzufügen wäre wohl: in welchem Verhältnis zur polnischen Historiographie dies geschehen ist —, mag hier dahingestellt sein.

Die verwendeten Quellen zeigen zugleich die Grenzen des vorgestellten Ansatzes auf. Roland Gehrke stützt seine Untersuchung ausschließlich auf gedrucktes Material, d.h. Presseerzeugnisse, politische und wissenschaftliche Literatur und v.a. während des Ersten Weltkrieges erarbeitete Denkschriften. Bei letzteren setzt er einen Schwerpunkt auf Roman Dmowski und den späteren Staatspräsidenten Ignacy Paderewski. Bezüglich der ausgewählten Zeitschriften dürften Bedenken angebracht sein. So leuchtet die Begründung der Konzentration auf Warschauer Publikationsorgane nicht ganz ein: Wieso sollte „das vornehmlich aus einer antideutschen Grundhaltung heraus motivierte Interesse an den ‚Westgebieten‘ hier am meisten verbreitet“ (S. 6) gewesen sein? Die Verwendung von Flugschriften und Broschüren aus den umstrittenen Regionen, v.a. also aus Masuren und Oberschlesien, hätte einen deutlichen Schwerpunkt auch auf der Posener, Lodzer, Kattowitzer oder Oppelner Presse nahegelegt. Das Ausblenden von ungedrucktem Aktenmaterial nimmt dem Autor die Möglichkeit, die divergierenden Strömungen der polnischen Gesellschaft in den Teilungsgebieten und im Exil tatsächlich auch in ihren ‚unterlegenen‘, d.h. weniger populären bzw. nicht auf die Tagesordnung der politisch interessierten Öffentlichkeit gelangten Teilen zu untersuchen.

Nach einer Übersicht über die polnische und die deutsche Historiographie (S. 7-12) klärt Gehrke die Begriffe „Westgedanke“ und „Westgebiete“ (S. 14-22) und führt nach einem historischen Überblick über die polnischen Grenzen seit dem Mittelalter in die besonderen Konfliktregionen (also Oberschlesien und Masuren) ein (S. 22-42). Das dabei zu Rate gezogene Periodisierungsmodell von Jan Piskorski wirkt allerdings nicht sehr erhellend für die Fragestellung.

Den Aufstand von 1863 als letztes Aufbäumen der alten, von der *szlachta* geprägten, politischen Führungselite interpretierend, wendet sich Gehrke dann den „Vorläufern“ der polnischen Westidee zu, wobei er sich vor allem an der Periodisierung durch den Wiener Kongress (S. 43-56) und die revolutionären Bewegungen der Jahre 1848/49 orientiert (S. 68-81). Der Westidee der Pariser Emigration widmet er ebenfalls ein Kapitel (S. 56-68). Mit der Betrachtung des „tiefgreifenden Umbruch(s) innerhalb der politischen Landschaft Polens nach dem Scheitern des Januaraufstandes von 1863“ (S. 82-108) schwenkt Gehrke ganz auf eine „innenpolitische“ Schiene ein. Dabei wird allerdings nicht ganz klar, welche Gewichtung er den drei Teilungsgebieten bei der Entstehung der „Westidee“ im modernen, ethnisierenden Sinne der Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts zuweist. Die Verwendung des Terminus „in Polen“ resp. „Polens“ zeigt sich hier als Hindernis für eine differenzierte Darstellung. Insbesondere die „Formierung des polnischen Parteiensystems seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts“ (S. 99-108) hätte zu einer deutlichen Differenzierung der regionalen Aspekte noch mehr beigetragen.

Dahingegen gehört das Kapitel über „das ideologische Fundament des Westgedankens“ (S. 109-127) zu den eindrucklichsten Passagen der Untersuchung. Und gerade hier sollte es nicht schwer fallen, internationale Bezüge im östlichen Europa herzustellen, die die Vielzahl nationaler Bewegungen strukturell vergleichbar machen. Zieht man dann noch die „Große Emigration“ der Polen und die im Ausland lebenden Gruppen der übrigen nationalen Minderheiten des 19. Jahrhunderts hinzu, so dürfte sich das Bild einiger Nationalismen von einer auf die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg hinführenden Stringenz abwenden. Auch die Beeinflussung durch die Gastländer wie Frankreich o.ä. wird dabei eine enorme Rolle spielen, die bisher vernachlässigt wurde.

Roland Gehrkes flüssig durchkonzipierte Darstellung leidet an einigen Stellen unter Unschärfen. So erklärt er in seiner Zusammenfassung seine Aussage von der „Erkenntnis der eigenen politischen und ökonomischen Inferiorität, die den polnischen Staat im 18. Jahrhundert trotz in letzter Sekunde unternommener Rettungsversuch zur Beute seiner Nachbarmächte hatte werden lassen“ (S. 349), nicht. Da er aus dieser Darstellung aber den Beleg für ein Minderwertigkeitsgefühl gegenüber Preußen zu ziehen geneigt ist, hätte es einer ausführlicheren Darstellung bedurft. Des Weiteren hätte man sich eine deutlichere Beachtung der Verschiedenheiten der drei Teilungsregime in ihren Auswirkungen für die polnische „Westidee“ gewünscht. Der in der

deutschen Historiografie immer noch vernachlässigte Bezug zwischen dem polnischen West- und dem polnischen Ostgedanken in Verbindung mit der Politik der Teilmächte und dem völlig verschiedenen Widerstand der nationalen Bewegungen in den drei Teilungsgebieten hätte gerade bei einer Berücksichtigung der Folgen des letzten gescheiterten Aufstandes 1863 für den Westgedanken einiges an Ergebnissen erwarten lassen dürfen.¹

Mit den Kapiteln „Die wissenschaftliche und literarische Ebene des Westgedankens“ (S. 128-186) und „Die politische Ebene des Westgedankens“ (S. 187-257) präsentiert der Autor eine bemerkenswerte Vielfalt weitgehend propagandistisch zu nennender Texte zur Thematik. Hier wie auch an anderen Stellen seiner Untersuchung legt er großen Wert auf die sprachliche Bewertung der Texte. Sprache, terminologische und inhaltliche (i.e. vorwiegend politische) Forderungen der Quellen stehen im Mittelpunkt seiner Betrachtung. Die beiden Kapitel werden zum Parforce-Ritt durch die gesamte Bandbreite der regionalen Identitätsfindung, der Sammlung letztlich politischer Bewegungen um eine zwar eng begrenzte, aber mit einem ungeheuren historischen wie geostrategischen, demografischen wie sozialen Ballast aufgeladene Debatte. Von dieser theoretischen Ebene, die er auch – und hier liegt ein weiterer enorm wichtiger Ansatz der Arbeit – den Parteien außerhalb des rechten Spektrums zuordnet, gelangt Gehrke „Vom Gebietsanspruch zum konkreten politischen Konzept“ (S. 258-289). Er verfolgt hier die Möglichkeiten und die tatsächlich artikulierten Positionen der polnischen Nationalbewegung, v.a. in personae der Nationaldemokraten, um die unversehens mit dem Ersten Weltkrieg auf die politische Tagesordnung gelangte territoriale Frage des östlichen Europa zugunsten eines wiederzuerrichtenden polnischen Staates zu lösen. Hier trifft sich die Arbeit auch mit der fast gleichzeitig erschienenen Dissertation von Werner Benecke, der die *kresy* der Zweiten Republik untersucht – und ebenfalls die divergierenden territorialen Konzepte der beteiligten politischen Bewegungen zum Thema zu machen hatte.² Allerdings fehlt bei beiden – Gehrke wie Benecke – die Sicht auf die „österreichische“ Option: Polen zwischen Russland und Deutschland stehen im Mittelpunkt der Überlegungen (S. 267-282).

¹ Klaus Zernack, Polen und Russland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte. Berlin 1994 (Propyläen Geschichte Europa. Erg.-Bd.).

² Werner Benecke, Die Ostgebiete der Zweiten Polnischen Republik. Staatsmacht und öffentliche Ordnung in einer Minderheitenregion 1918–1939. Köln/Weimar/Wien 1999 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas. 29).

Abschließend unternimmt Roland Gehrke einen „Ausblick“ auf die Akzeptanz der nach dem Ersten Weltkrieg in Versailles gezogenen Grenzen sowohl in Deutschland als auch in Polen (S. 332-344). Hier jedoch neigt er zu wenig konkreten Aussagen und einigen in der Kürze recht missverständlichen Bewertungen. Wenn er z.B. meint, der deutsch-polnische Freundschaftsvertrag von 1934 habe „die bilateralen Beziehungen auf ein beinahe gutnachbarschaftliches Niveau gehoben“ (S. 342; dsgl. das Folgende), so blendet er damit das taktische Kalkül beider Seiten und die Folgen für die im jeweils anderen Land lebenden nationalen Minderheiten aus. Die „äußerst erfolgreiche(n) Mobilisierungsstrategien“ der Nationalsozialisten nach der Macht-ergreifung in Deutschland wären in ihren Motivationen und Auswirkungen durchaus erklärungsbedürftig. Und wenn man die „strikte Zurückweisung des Ende Oktober 1938 von deutscher Seite unterbreiteten Vorschlages einer ‚Generalbereinigung‘ aller strittigen Fragen durch das gesamte politische Spektrum“ in Polen damit erklärt, diese Absage „stellte die gewohnten Fronten dann endgültig wieder her“, dann übersieht man die Tatsache des Abschlusses des Münchner Abkommens wenige Wochen zuvor. Polen musste sich im Klaren darüber sein, dass es den nationalsozialistischen Territorialansprüchen kaum weniger schutzlos ausgeliefert sein würde als die Tschechoslowakei und dass die alten Beziehungen der Assoziierten zu den Alliierten des Ersten Weltkriegs hier mitnichten eine Hilfestellung sein würden.

Gehrkes „Schlussbetrachtungen“ (S. 345-358) sind weniger eine Zusammenfassung seiner Ergebnisse als dankenswerte weitergehende Überlegungen zu einem internationalen Rahmen für die polnische Westidee, die noch einen großen Spielraum lassen. Der Anhang enthält die prozentuale Verteilung von polnischer Bevölkerung in den umstrittenen Gebieten auf Basis der Volkszählung von 1900 sowie die Wahlergebnisse polnischer Kandidaten für die Jahre 1903, 1907 und 1912. Der Kartenanhang zeigt eine ganz Reihe von Grenzkonzeptionen für das „neue“ Polen. Leider sind diese nicht maßstabsidentisch eingerichtet, was den Vergleich im Einzelnen nicht ganz einfach macht. Eine Gegenüberstellung mit den — auf der letzten Karte gezeigten — tatsächlichen Grenzen der Zweiten Republik hätte man sich v.a. als Lehrender gewünscht.

Sabine Bamberger-Stemmann, Lüneburg

Deutschbalten, Weimarer Republik und Drittes Reich. Bd. 1, hrsg. von Michael Garleff. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2001, 444 S.

Die Geschichte der Deutschbalten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist gekennzeichnet durch Wandlungen und Zäsuren außergewöhnlicher Art: vom Verlust sozialer und politischer Führungspositionen im Zarenreich zur Minderheit in den unabhängigen Staaten Estland und Lettland; von der Umsiedlung aus dem Baltikum und der Ansiedlung im „Warthegau“ bis zur Flucht vor der Roten Armee 1945 lauten die Stationen der deutschbaltischen Erfahrung. Diese politischen, sozialen und geografischen Umbrüche vollzogen sich dabei nicht in einem Vakuum, sondern waren Ausdruck der politischen Entwicklung in Europa, die maßgeblich durch das Deutsche Reich (mit-)bestimmt wurde.

Der Einbindung der deutschbaltischen Geschichte in die Politik der Weimarer Republik und des Dritten Reiches gilt der vorliegende Sammelband, der damit *cum grano salis* Neuland beschreitet: Wohlfeile Apologien oder ideologische Verdammung prägten fast 50 Jahre die Debatte um die Rolle der deutschbaltischen Minderheit.

Im vorzustellenden ersten Teilband, dem ein zweiter folgen soll, geht es um vier Themenbereiche: politische Gruppierungen der Deutschbalten (Baltische Bruderschaft, Baltische Arbeitsgemeinschaft), Biografien (Victor von zur Mühlen, Max Erwin von Scheubner-Richter, Alfred Rosenberg, Paul Schiemann), die Rolle der Kirche und schließlich die kurze Periode im „Warthegau“. Im Mittelpunkt des Bandes steht die Frage, wie die Deutschbalten auf die Entwicklungen in Deutschland, vor allem auf den Nationalsozialismus reagierten.

Bereits die Beiträge von Bastian Filaretow zur Baltischen Bruderschaft sowie von Carla Siegert zur Baltischen Arbeitsgemeinschaft zeigen Verhaltensmuster, die denen aller Deutschen entsprechen: Die Anziehungskraft des Nationalsozialismus war deswegen für viele so groß, weil es Berührungspunkte gab, die national-völkisch oder konservativ geprägte Überzeugungen widerspiegelten. Diese Teilidentifikation, zweifellos im Einzelnen unterschiedlich ausgeprägt und differenziert zu bewerten, erodierte von vornherein mögliche Abwehrhaltungen.

Die Aufsätze zur Rolle von deutschbaltischen Theologen und der kirchlichen Presse vollziehen dieses Dilemma nur zum Teil nach. Die von Heinrich Wittram in seinem Beitrag über „Deutschbaltische

Theologen zwischen völkischer Sogkraft und reformatorischer Besinnung in Lettland und Estland in den 1930er Jahren“ (S. 217-243) benutzten Zitate lassen teilweise diese Affinität unter völkischen Vorzeichen klar erkennen, ohne dass der Autor ihnen nachspürt. Einen ähnlich zwiespältigen Eindruck hinterlässt die Darstellung Lore Poelchaus zum „Christentum und Nationalsozialismus im Spiegel der deutschbaltischen kirchlichen Presse der 1930er Jahre“ (S. 245-265). Nach anfänglichem Zögern im Jahre 1933 ist die Ablehnung der ‚Deutschen Christen‘ in den deutschbaltischen kirchlichen Medien, wenn auch vorsichtig formuliert, klar nachzuweisen, wie die Autorin zutreffend ausführt. Sieht man jedoch einmal von Kritik an einer „Überbetonung von Rassereinheit und Einfluß des Blutes in Hitlers Mein Kampf“ (S. 263) ab, fallen wieder Berührungspunkte ins Auge, wie der Auszug aus einem Artikel zum Nationalsozialismus zeigt, der im August 1933 im Kirchenblatt Revals erschien (S. 263) und den Lore Poelchau in eine Reihe mit NS-kritischen Zitaten stellt: „In kurzer Zeit ist der Nationalsozialismus aus einer kleinen Partei herangewachsen zu einer gewaltigen Volksbewegung. In kürzester Frist hat diese Bewegung den Staat umgestaltet, das Volk aufgerüttelt, hat ihm neue Ideale und Ziele gegeben ... Wer den Nationalsozialismus beurteilen will, soll ihn als Anfang eines neuen Zeitalters verstehen. Es gibt nichts Verkehrteres als ihn nach den Fehlern, die gemacht worden sind, zu beurteilen. An solchen Irrungen fehlt es ja nie, wo Menschen am Werk sind.“ Die Apologie der Hitler-Bewegung, die in diesen Worten zum Vorschein kommt, ist offenkundig, und sie entspricht exakt der in Deutschland so weit verbreiteten Meinung, das Regime sei trotz gewisser ‚Auswüchse‘, von denen der ‚Führer‘ nichts wisse, positiv zu bewerten. Diese Haltung verschaffte der Diktatur eigentlich erst ihr Fundament in der Gesellschaft.

Mit ihrer apolitischen, sich auf Glaubensfragen konzentrierenden Haltung und der ambivalenten Berichterstattung über die Geschehnisse in Deutschland vermittelte die Kirche ihren Gläubigen ein Bild, das faktisch den Nationalsozialisten zugute kam, weil es an klaren Worten fehlte, wie sie Paul Schiemann bereits 1930 gefunden hatte (S. 202): „Innenpolitisch ist der Nationalsozialismus aggressiver Nationalismus in einer Brutalität und Einseitigkeit, wie ihn die Geschichte noch nicht kannte... Das baltische Deutschtum hat ein halbes Jahrhundert lang unter dem aggressiven Nationalismus gelitten, sich gegen ihn wehren müssen... Das baltische Deutschtum kann dieses Gift nicht plötzlich für einen Heiltrunk halten, weil es von Volksgenossen kredenzt wird.“ Im biografischen Teil des Buches stellt

Paul Schiemann, dessen publizistischer Widerstand von Helmut Kause untersucht wird (S. 197-216), die Ausnahme dar, denn alle anderen Persönlichkeiten (Niels von Redecker zu Victor von zur Mühlen, S. 77-117; Stephan Bitter zu dem Theologen Erich Seeberg, S. 267-296) standen quasi auf der anderen Seite. Hervorzuheben sind die Ausführungen von Karsten Brüggemann zu Erwin Scheubner-Richter, der während des Hitler-Putsches 1923 an der Feldherrnhalle in München erschossen wurde und so ab 1933 zu einem der ‚Blutzeugen der Bewegung‘ geriet (S. 119-145) sowie Frank-Lothar Krolls Darstellung zu Alfred Rosenbergs Ideologie (S. 147-166). Karsten Brüggemann zeichnet das differenzierte Bild einer bislang eher unbekannteren Persönlichkeit, die sich nicht in gängige Klischees einpassen lässt, während Frank-Lothar Kroll überzeugend nachweisen kann, dass Kernstücke der Rosenbergschen Ideologie (etwa die Begründung des Antisemitismus) überraschenderweise nicht mit der propagierten NS-Weltanschauung übereinstimmen. Demgegenüber fällt die Darstellung der „Ostpolitik Alfred Rosenbergs 1941–1944“ (S. 167-197) von Christine Pajouh deutlich ab, da die Autorin, vor allem deutschsprachige Literatur rezipierend, zu stark der Berliner Perspektive verhaftet ist und den nach 1945 weit überbewerteten politischen Alternativentwürfen im Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete breiten Raum gibt. Da das Ministerium die Verantwortung für die Zivilverwaltung trug, wäre es sicherlich sinnvoll gewesen, neuere Regionalstudien heranzuziehen, die klar zeigen, dass die Rosenberg unterstehenden Beamten vor Ort in einem Umfang in die mörderische deutsche Besatzungspolitik involviert waren, der weit über das hinausging, was die bisherige, auf die Berliner Zentrale und ihre Protagonisten konzentrierte Forschung zu erkennen glaubte.

Den Band beschließen zwei gehaltvolle Beiträge zur Situation der Deutschbalten im „Warthegau“, wobei Lars Bosse im umfangreichsten Aufsatz des Bandes (S. 297-387) nicht nur einen Forschungsbericht liefert, sondern eigene Forschungsergebnisse in die Darstellung einbindet. Dies ist umso wichtiger, als die kurze Phase der Ansiedlung im „Warthegau“ bislang fast nicht kritisch bearbeitet wurde. Ergebnisse zur sozialen und ökonomischen Lage der deutschbaltischen Umsiedler, die über Erinnerungen und persönliche Eindrücke hinausgehen, zeichnen den Beitrag ebenso aus wie die gelungene Darstellung des Stimmungswandels unter den Deutschbalten oder die gegenseitigen Vorurteile zwischen ‚Volks-‘, ‚Reichs-‘ und ‚Baltendeutschen‘. Den Abschluss bildet die Studie von Roland Gehrke zum deutschbaltischen Lehrkörper an der Reichsuniversität

Posen, die der Autor völlig zu Recht als nationalsozialistische Hochschule bezeichnet. In Bezug auf Dozenten aus dem Baltikum lautet das Fazit (S. 416): „Was bleibt, ist ein hohes Maß an aktiver oder zumindest passiver Kollaboration, sei es aus persönlicher Überzeugung oder auch in der Hoffnung, in Posen schneller als anderswo wissenschaftliche Karriere machen zu können...“

Den Forschungsstand und die Desiderata hat der Herausgeber selbst in seinem Beitrag „Deutschbalten in Auseinandersetzung mit der Weimarer Republik und dem Dritten Reich. Zur Forschungssituation und Problemlage“ (S. 1-10) in knapper Form überzeugend dargestellt. In seiner Einführung hebt Michael Garleff völlig zu Recht neue Forschungsergebnisse zur deutschen Besatzungspolitik hervor, die auch die deutschbaltische Erfahrung betreffen, denn die funktionale Abhängigkeit von Um- und Ansiedlung, von Aussiedlung und Vertreibung, schließlich der Holocaust selbst, lassen sich, wie Götz Aly gezeigt hat, unter dem Stichwort der NS-Volkstumspolitik als positive bzw. negative Bevölkerungspolitik verstehen. Mit dieser Fragestellung, so Garleff, werde sich „auch eine Darstellung deutschbaltischer Geschichte jener Epoche künftig auseinandersetzen müssen“ (S. 6).

Der vorgestellte Band ist ein erster Schritt auf diesem Weg. Auch wenn der ein oder andere Beitrag noch älteren Interpretationen und Deutungen verbunden ist, ändert das nichts am grundsätzlich positiven Urteil, das den zweiten Band mit Spannung erwarten lässt.

Joachim Tauber, Lüneburg

Juden und Armut in Mittel- und Osteuropa, hrsg. im Auftrag des Simon-Dubnow-Instituts für jüdische Geschichte und Kultur e.V. v. Stefi Jersch-Wenzel in Verbindung mit François Guesnet, Gertrud Pickhan, Andreas Reinke u. Desanka Schwara. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2000, 476 S.

Der Band stellt 21 für den Druck überarbeitete Beiträge einer Konferenz zusammen, zu der das Simon-Dubnow-Institut im September 1997 nach Leipzig eingeladen hatte. Es war die erste größere Veranstaltung der 1995 gegründeten, vom Land Sachsen finanzierten Forschungseinrichtung. Als Herausgeber zeichnet mit der Gründungsdirektorin Stefi Jersch-Wenzel die erste Generation der wissenschaft-

lichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts. Die Gruppe ist auch an dem Band beteiligt und umschreibt mit ihren Beiträgen zum Judentum in Deutschland (A. Reinke), Polen und Russland (F. Guesnet, D. Schwara) das weitgespannte Arbeitsfeld des jungen Institutes. Dass man, um der immensen Aufgabe zu genügen, sich von Anfang an auf eine breite internationale und interdisziplinäre Zusammenarbeit stützen will, zeigt die lange Liste der externen Konferenzteilnehmer. Sie kamen aus sieben Ländern und vertraten, von der Judaistik bis zur Medizin- und Wirtschaftsgeschichte, eine Vielzahl kulturwissenschaftlicher Disziplinen.

Zwei verbreitete Vorstellungen möchten uns glauben machen, dass ein Jude immer reich sei und dass „Ostjuden“ mit Juden im Westen wenig Gemeinsames hätten. Der Tagungsband korrigiert die erste Vorstellung gründlich und ist dazu angetan, die zweite sehr zu relativieren. Im Unterschied zur christlichen Tradition galt zwar, wie Birgit Klein einleitend darlegt, im Judentum seit jeher Reichtum als Wert, ja als Bedingung für ein Gott gefälliges und den Menschen zuträgliches Dasein, vorausgesetzt, dass sie mit Reichtum keinen Missbrauch trieben. So wenig aber die christliche Geringschätzung irdischer Güter dem Reichtum gefährlich geworden ist, so wenig konnte die jüdische Umkehrung Armut verhindern. Stattdessen trafen sich, von entgegengesetzten Werten ausgehend, jüdische und christliche Gesellschaften in einer prekären Mitte. Juden wie Christen nahmen Armut als dauernde, nicht behebbare Gegebenheit hin, machten es aber der Glaubensgemeinschaft insgesamt und ihren einzelnen Mitgliedern, voran den Reichen, zur Pflicht, durch Caritas und stützende Institutionen Armut zu lindern oder womöglich partiell überwinden zu helfen. Ein Beitrag fragt eigens nach solchen „Gemeinsamkeiten jüdischer, katholischer und orthodoxer Bruderschaften im Polen-Litauen der Frühen Neuzeit“ (Christophe von Werdt). Auch die Einbruchstellen des Mangels, die Armut erzeugenden Situationen sahen in mancher Hinsicht unter den Juden nicht anders aus als in ihrer christlichen Umgebung. Auf der persönlich-familiären Ebene waren alle, die allein nicht überleben konnten, Waisen und Witwen, Kranke und Alte, immer besonders gefährdet. Schubweise auftretende Katastrophen, Handelsflauten, ein Stadtbrand, der Krieg produzierten Armut durch Verarmung auf lokaler oder regionaler Ebene. Langfristig und weiträumig führten strukturelle Veränderungen in Ostmittel- und Osteuropa im 19. und 20. Jahrhundert zu massenhafter Deklassierung und einer durch Generationen sich reproduzierenden Armut, als eine Schere zwischen Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum sich auftut

und immer weiter auseinander klaffte. Im Falle der Juden freilich kamen zu diesen allgemeinen, Armut schaffenden Ursachen die spezifischen Verschärfungen hinzu, denen eine lange diskriminierte, oft von wichtigen wirtschaftlichen Ressourcen ausgeschlossene und immer wieder verfolgte Minderheit in Mittel- wie in Osteuropa ausgesetzt war.

Der Tagungsband unternimmt es, von Genesen, Spielarten und Behandlung jüdischer Armut in diesem Raum vom 16. bis in das 20. Jahrhundert einen Eindruck zu vermitteln. Teils leisten dies Übersichten über größere Regionen und Zeiträume, zum Beispiel über die polnische Adelsrepublik bis zu den Teilungen (Jakub Goldberg) oder Kongresspolen im 19. Jahrhundert (François Guesnet). Teils geschieht es in Fallstudien zu einzelnen jüdischen Gemeinden oder Gemeindeinstitutionen, zum Beispiel zum Frankfurter Ghetto in der frühen Neuzeit (Fritz Backhaus) oder der Hamburger Henry Jones-Loge vor dem Ersten Weltkrieg (Sabine Knappe). Durchgehend aber sind die Beiträge chronologisch angeordnet, stehen also quer zur geläufigen Trennung zwischen mittel- und osteuropäischem Judentum und laden ein zu synchron vergleichenden Fragen längs durch die Jahrhunderte.

Ich formuliere einige davon in der Form vorsichtiger Hypothesen. Armut, das zeigt der Band auf eindrucksvolle Weise, war im aschkenasischen Judentum der ganzen Neuzeit überall ein beständiges und verbreitetes Phänomen. Waren nicht aber, was Ursachen, Ausmaß und Behandlung der Armut angeht, während der frühen Neuzeit die Mitte und der Osten Europas sich ziemlich nahe und viel ähnlicher als danach? Laufen nicht während des langen 19. Jahrhunderts die Armutskurven krass auseinander, steil ansteigend im Osten und deutlich fallend im Westen? Und brachte nicht das 20. Jahrhundert eine neue, gewaltsame Annäherung, als das nationalsozialistische Deutschland, noch bevor es zur Vernichtung der europäischen Juden überging, sie in seinem wachsenden Herrschaftsbereich systematisch zu verelenden begann? Zwei Beiträge, die die „Verarmung“ der deutschen Juden seit 1933 und die aussichtslosen Versuche, sich ihrer zu erwehren, behandeln (Trude Maurer, Wolf Gruner), stehen fast am Ende des Bandes und sind ein letzter Beleg dafür, wie nahe uns das Thema angeht, das das Dubnow-Institut über seine erste große Konferenz gestellt hat.

Rex Rexheuser, Lüneburg

J. Šteimanis, Latgales ebreju vēstures historiografija (Historiografie der Geschichte der Juden von Lettgallen). Rēzekne: Latgales Kultūras centra izdevniecība 2000, 148 S.

In der vorliegenden Monografie werden wissenschaftliche Forschungen, publizistische Veröffentlichungen und Nachschlagewerke analysiert, die verschiedene Aspekte der Geschichte der Juden von Lettgallen – dem östlichen Lettland – beleuchten. Die Aufmerksamkeit des Autors ist nicht nur wissenschaftlichen Werken, sondern auch den einem breiteren Leserkreis bestimmten Publikationen gewidmet. Sie zeugt von einem konsequenten historiografischen Ansatz: In dieser Monografie sollen einerseits wissenschaftliche Erkenntnisse, Konzeptionen und theoretische Urteile erforscht werden, andererseits soll gezeigt werden, wie Erkenntnisse der Wissenschaft dem Niveau des breiten Publikums angepasst werden und wie sie die gesellschaftliche Meinung beeinflussen.

Die Reihe der analysierten Publikationen ist sehr lang. Chronologisch gesehen sind in ihr Bücher, Essays und Artikel enthalten, die von den 1920er Jahren (die Forschungen von M. Šacs-Aņins, erstmals 1924 publiziert) bis zum Ende des 20. Jahrhunderts veröffentlicht wurden, wobei der Schwerpunkt auf den Werken der 70er bis 90er Jahren liegt. Die herangezogenen Veröffentlichungen stammen sowohl aus Lettland als auch aus anderen Ländern: Israel, den USA und Schweden. Auch thematisch zeigt sich die Vielfältigkeit der untersuchten Publikationen. Nur wenige Forschungen und Essays sind ausschließlich der Geschichte der lettgallischen Juden gewidmet, die übrigen streifen das Thema im Kontext der Geschichte Lettgallens oder Lettlands. Ungeachtet dessen, dass in diesen Werken Aspekten der Geschichte der lettgallischen Juden wenig Raum zugewiesen wird, betont Šteimanis den Nutzen, alle vorhandenen Informationen dem Leser mitzuteilen (S. 3). So wird in der vorliegenden Arbeit die gesamte sich in der einen oder anderen Weise mit der Geschichte der Juden in der Region Lettgallen befassenden Literatur zusammengefasst, was ihr einen hohen Stellenwert verleiht.

Die Zielsetzung der Arbeit liegt darin, den Spezialisten einen vollständigen historiografischen Überblick zu gewähren und gleichzeitig die ausreichend erforschten Aspekte der Geschichte der Juden Lettgallens sowie die Desiderate der Forschung hervorzuheben. Šteimanis selbst charakterisiert seinen Anspruch als Versuch, „eine konkrete Vorstellung über die Inhalte der analysierten Werke und dadurch

auch über die Leitlinien der Geschichte der lettgallischen Juden, ihre Besonderheiten, über die Veränderungen in ihrem Leben und deren Gründe zu verschaffen“ (S. 140).

Die wissenschaftliche Ausrichtung des Buches ermöglicht dem Historiker einen Einblick in die sorgfältige historiografische Analyse. Die vorgenommenen Bewertungen vermitteln weiterführende Anschauungen des Autors. Auf der anderen Seite kommt dem geschichtlich Interessierten die klare und verständliche Sprache Šteimanis' zugute, die den Einstieg in geschichtliche Zäsuren wie die „polnischen Zeiten“, die „russischen Zeiten“, die sowjetische Okkupation und den Holocaust erleichtern.

Die Monografie besteht aus vier Teilen. Der erste Teil, „Die Bücher der israelischen Historiker“, ist der Leistung israelischer Forscher in der Historiografie der Geschichte der lettgallischen Juden gewidmet. Da keine Spezialuntersuchung der lettgallischen Bevölkerungsgruppe vorliegt, beschränkt sich die Untersuchung auf zwei Werke zur Geschichte der Juden Livlands, Kurlands und Rigas (M. Bobe, Ebreji Latvijā. Telaviva 1972; D. Levins, Ebreju vēsture Latvijā. Rīga 1999). Kritisch hebt Šteimanis die Mängel und Unzulänglichkeiten (S. 6 u. 12) der Publikationen hervor, die gleichwohl einen wichtigen Bestandteil (insbesondere die Arbeit von Levin, S. 23) der Geschichtsschreibung zu den Juden Lettgallens ausmachen.

Die Analyse des Autors beinhaltet die Sondierung der wichtigsten Fakten, Interpretationen, Thesen und Konzeptionen. Die anschließende Bewertung mit Kommentierung vermittelt dem Leser einen genauen Einblick in die thematische Auseinandersetzung und den Stellenwert der Arbeit.

Der zweite Teil, „Die Forschungen der Historiker der USA und anderer Exilletten“, behandelt u.a. die herausragende Monografie von Andrievs Ezergailis („Holokausts vācu okupētājā Latvijā, 1941–1944.“ Rīga 1999), der Šteimanis größte Aufmerksamkeit widmet (S. 31–63), die Publikationen mit regionalem Bezug von S. Škutāns, M. Bukšs und T. Puisāns sowie die Bücher zur Geschichte der Juden Lettlands von E. Dunsdorfs, E. Andersons und Ā. Šilde. Einen besonderen Schwerpunkt bei der Analyse dieser Werke setzt Šteimanis in der Hervorhebung der Stellung der Juden im Gesamtbild der Geschichte Lettgallens und Lettlands. Im Vergleich aller genannten Forschungen treten einzelne Mängel zutage, die Šteimanis glaubwürdig korrigiert (z.B. auf S. 36).

Im dritten Teil, „Die Bücher und Essays Rigaer Wissenschaftler und Publizisten“, analysiert der Autor sowohl die sowjetische als auch die

jüngere Forschung der 90er Jahre. Neben Forschungsarbeiten und Essays werden auch Biografien herangezogen. In der Zusammenschau zeigt sich die Abhängigkeit der Interpretation von der ideologischen Ausrichtung ihres jeweiligen Verfassers. So präsentieren sich die Autobiografien von kommunistischen Juden als „partiisch und ideologisiert. Die dort auftretenden Schlussfolgerungen sind nicht begründet. Jedoch sind viele Tatsachen (...) real, und ein objektiver Forscher ist imstande, sie korrekt auszuwerten“ (S. 68). Allen untersuchten Werken liegt die Behandlung einzelner geschichtlicher Aspekte: die politischen Aktivitäten der Juden im 19. und 20. Jahrhundert, die Tätigkeit des Allgemeinen Bundes der jüdischen Arbeiter in Litauen, Polen, Russland und in Lettgallen, die Tätigkeit der kommunistischen Juden, das Zusammenleben mit anderen Bevölkerungsteilen, die Lebensart, ihr kulturelles Leben, die Geschichte der jüdischen Gemeinschaft, demografische Fragen und die soziale Struktur der Bevölkerungsgruppe zugrunde. Daneben finden herausragende Persönlichkeiten Erwähnung. Bilanzierend stellt Šteimanis jedoch eine Vernachlässigung der Geschichte der Juden Lettgallens in den Forschungen der Rigaer Wissenschaftler fest, wenngleich sie bei einigen Forschern in den Kontext der Geschichte Lettlands eingeordnet werden. In dieser Hinsicht sind die Forschungen von M. Šacs-Aņins (S. 79 ff.), L. Dribins (S. 81 ff.) und A. Stranga (S. 85-88) von besonderer Bedeutung.

Im vierten Teil, „Werke der Daugavpils Historiker und Heimatkundeforscher“, stehen die Leistungen der Forscher der Universität Daugavpils im Vordergrund (J. Šteimanis, B. Volkovičs sowie der Heimatkundler Z. Jakubs). Im Zentrum des Forschungsinteresses steht die Frage nach der Geschichte der Juden in Daugavpils, zum Teil unter Einbeziehung einzelner Aspekte der Geschichte der Juden der gesamten Region Lettgallen oder Lettlands. Analog zu den Rigaer Arbeiten werden Themen der jüdischen Kultur, politischer und gesellschaftlicher Aktivitäten, Glaube und Einzelpersönlichkeiten behandelt. In der Vielfalt dieser Werke nehmen die Publikationen von Šteimanis sowie die Sammlungen „Die Juden in Daugavpils“ (3 Bde., Daugavpils 1993, 1999, 2002) eine zentrale Rolle ein.

Die vorliegende Monografie stellt nicht nur im Bereich der Historiografie zur Geschichte der Juden in der Region Lettgallen und im gesamten lettischen Gebiet eine bedeutende Leistung dar, ihre gesellschaftspolitische Relevanz ist ebenfalls zu betonen (vgl. dazu S. 140).

Aleksandrs Ivanovs, Daugavpils

Tanja Rigitta Schumacher, *Mellem nationale interesser og mindretalsloyalitet. Det danske mindretal og samarbejdet i Forbundet af nationale Mindretal i Tyskland 1924–1939 (Zwischen nationalen Interessen und Minderheitenloyalität. Die dänische Minderheit und die Zusammenarbeit im Verband der nationalen Minderheiten in Deutschland 1924–1939)*. Aabenraa: Institut for graenseregnionsforskning og forfatteren 2002, 136 S., Karte.

Die Magisterarbeit von Tanja Rigitta Schumacher fügt sich in eine zunehmende Zahl von Arbeiten über die Kooperation nationaler Gruppen und das europäische Minderheitenschutzsystem der Zwischenkriegszeit ein.¹ Mit dieser Untersuchung liegt allerdings erstmals eine ernstzunehmende Arbeit über den Dachverband der nationalen Minderheiten im Deutschen Reich vor. Dieser Verband der nationalen Minderheiten in Deutschland umschloss die überwiegende Mehrheit der Minderheitenorganisationen im Deutschen Reich.

Tanja Schumacher verwendet weitestgehend das zugängliche Archivmaterial. Die problematische Archivlage bzgl. des Verbandes der nationalen Minderheiten in Deutschland wird für ihr – auf die dänische Minderheit im Reich konzentriertes – Thema infolge des Vorhandenseins einer umfänglichen Überlieferung in Flensburg und v.a. in Kopenhagen, soweit es die Beziehungen zwischen den dänischen Organisationen und der konnationalen Regierung betrifft, gemildert. Das seit der Beschlagnahme durch die Gestapo nach dem 1. September 1939 verschollene Material aus dem Verbandarchiv und die Gegenkorrespondenz des polnischen „Związek Polaków w Niemczech“ („Verband der Polen in Deutschland“) reißen in die Darstellung naturgemäß große Lücken, v.a. soweit es die Kooperation der Minderheitengruppen untereinander betrifft. Allerdings fehlen in der Arbeit auch die umfangreichen Bestände der preußischen Staatsregierung ebenso wie (bis auf wenige Ausnahmen) jene des Auswärtigen Amtes und der Reichsministerien, insbesondere des Reichsministeriums des Innern. Letzteres mag jedoch der Arbeitsökonomie geschuldet sein – schließlich handelt es sich eben *nicht* um eine Dissertation.

Die Arbeit ist in drei zentrale Kapitel unterteilt. Nachdem die Autorin methodischen Ansatz, verwendete Literatur und Archivalien

¹ Aktuell dazu: Thomas Göthel, *Demokratie und Volkstum. Die Politik gegenüber den nationalen Minderheiten in der Weimarer Republik*. Köln 2002 (Kölner Beiträge zur Nationsforschung, 8).

sowie einen kurzen theoretischen Abriss zum Thema geboten hat, konzentriert sie sich auf die Minderheitenpolitik des Deutschen Reiches (S. 21-30). Hier gibt sie – chronologisch an der Machtübernahme 1933 orientiert – sehr geraffte Hinweise auf die Minderheitenpolitik der Weimarer Jahre, insbesondere den Artikel 113 der Reichsverfassung und die preußische Nationalitätenpolitik, sowie die damit in Zusammenhang stehende Minderheitenpolitik des Völkerbundes. Die Einbeziehung dieser internationalen Komponente überzeugt in der Art der Darstellung indes nicht. Noch summarischer fällt die Übersicht über die Jahre nach 1933 aus.

Zentrale Themen sind die Definition des Minderheitenbegriffes und der ganz praktische Aspekt einer „Minderheit“ als Gruppe, also die zeitgenössische Diskussion um einen objektiven oder einen subjektiven Bestimmungsfaktor. Jan Skala, der sorbische Redakteur der verbandseigenen „Kulturwehr“, stand dabei im Mittelpunkt einer Diskussion, die die gesamte Minderheitenlandschaft in der Zwischenkriegszeit ergriff und bis hin zu erbitterten Auseinandersetzungen gerade zwischen den nationalen Gruppen im Reich und den deutschen Minderheiten im östlichen Europa führte. Schumacher konzentriert sich auf die verschiedenen Positionen v.a. für die preußische Minderheitenpolitik und hier die Schulordnung. Gerade für die Zeit nach 1933 wäre aber eine Kontrastierung der Minderheitenbegriffe mit dem Begriff des Volkstums und den nationalsozialistischen Rassedefinitionen angebracht gewesen.

Wie zentral sich diese Problematik für die nationalen Minderheiten im Reich erweisen sollte, sieht man an der kurzzeitigen völligen Überschätzung der Politik der neuen Machthaber ab 1933 in Bezug auf die sofortige Trennung der Lebensbereiche von deutschen und nichtdeutschen Bevölkerungsgruppen im Reich, die auch die Autorin schildert. Die Fehlwahrnehmung durch den Verband, den ihn beherrschenden „Związek Polaków w Niemczech“ und die „Kulturwehr“ sollte eklatante Folgen für die nationalen Minderheiten im Reich besitzen: Man glaubte, einer preußischen und Weimarer Germanisierungspolitik entronnen zu sein, und verstand die Absage der Nationalsozialisten an eine „Vermischung“ der deutschen Bevölkerung mit den nichtdeutschen Gruppen im Staate als Möglichkeit der Wahrung einer eigenständigen Identität. Dass hier die Vorstufe zu einer – mit den Nürnberger Gesetzen implementierten – rassistisch begründeten Segregation erreicht worden war, schlug sich in den Verbandspublikationen erst viel später nieder. Hier hätte man sich weiteren Aufschluss aus dem vorliegenden Buch gewünscht, so z.B. inwieweit

eine Diskussion innerhalb des Verbandes womöglich bereits 1933 (oder früher?) eingesetzt hatte.

Dann wendet sich die Autorin ihrem eigentlichen Thema zu: der Charakterisierung des Verbandes der nationalen Minderheiten in Deutschland (S. 31-42) und den Aktivitäten des Verbandes im Zusammenhang mit den Beziehungen der dänischen Minderheit zum dänischen Gesamtstaat (S. 43-88). Sie schildert die Gründung des Verbandes 1924 und die anfänglichen Bestrebungen, die v.a. aus einer Ausgestaltung des § 113 der Reichsverfassung, einer Schulordnung und der Teilnahme an den Wahlen im Reich und in Preußen bestanden. Die Reaktion der Reichs- und preußischen Behörden auf die Gründung schildert sie als unaufgeregt. Ausführlicheren Raum gewährt die Arbeit der Charakterisierung der am Verband beteiligten nationalen Minderheitenorganisationen, also jenen der Polen, der Dänen, Friesen und Sorben sowie der Litauer und der weitgehend unbedeutenden tschechischen Vereinigung.² Die Motivation zu dem Zusammenschluss derart verschiedener Minderheitengruppen bleibt allerdings unscharf. Insbesondere die Kopenhagener und die Warschauer Interessen werden – vermutlich infolge fehlenden Materials – nicht geklärt.

Die Stärke des Buches liegt eindeutig in dem Kapitel über die einzelnen Tätigkeitsbereiche des Verbandes und die Beziehungen der dänischen Minderheit nach Kopenhagen („Forbunders maerkesager, det danske mindretal og Danmark“; S. 43-88). Schumacher teilt die 16 Jahre des Bestehens des Verbandes in drei Perioden ein: 1924–1929, 1929–1933 und 1933–1939. Dieser Periodisierung mag man aus vielerlei Gründen folgen, wobei nicht nur die Verbandsgeschichte als solche, sondern auch die Umbrüche in der Nationalitätenpolitik der Reichsregierungen von ausschlaggebender Bedeutung sind. Ganz sicher zu folgen ist der Autorin auch, wenn sie die ersten Jahre 1924–1929 als die fruchtbarsten des Verbandes schildert, und dies trotz des eklatanten Rückschlages bei den Wahlen des Jahres 1928.

Erstaunlicherweise konnte der Verband gerade in den Jahren seiner Konsolidierung, d.h. vor dem Stresemannschen Vorstoß in Madrid, mit dem Deutschlands Anspruch als Anwalt der Minderheiten auf die

² Teile der litauischen Verbände standen eher am Rande und in einer beständigen Konfliktsituation mit dem Verband. Darüber hinaus spielten sie in ihrer Zersplitterung und teilweisen Zerstrittenheit für die Politik des Deutschen Reiches gegenüber den nationalen Gruppen eine eher marginale Rolle und blieben weitgehend ein innerpreußisches Problem.

Landkarte des Völkerbundes gehoben werden sollte, die meisten Erfolge erzielen. Dies gilt sowohl für die innere Organisation als auch für die Außenwirkung. Nach 1929 scheint auch dem außenstehenden Betrachter – letztlich schon bei der Analyse der „Kulturwehr“ – die Übermacht des „Związek Polaków“ so stark zu sein, dass eine gemeinsame Aktivität unter dem Stichwort der Minderheitensolidarität wohl weitgehend partikularen Interessen geopfert wurde. Bereits 1927 hatte diese Dominanz der polnischen Seite scharfe Kritik aus Kopenhagen nach sich gezogen, die in der Forderung nach Abbruch der polnisch-dänischen Zusammenarbeit mündete.

Die Themen Schule, Friesenfrage (d.h. die Anerkennung der friesischen Minderheit bzw. eines Teiles der friesischen Bevölkerung als nationaler Minderheit) sowie die Etablierung der Zeitschrift „Kulturwehr“ (als „Kulturwille“ 1925 gegründet) u.a. werden ausführlich behandelt. Das Schema behält die Autorin zumindest in Ansätzen für die übrigen Abschnitte des Kapitels bei. Insbesondere jedoch für die „Kulturwehr“ hätte man sich ausführlichere Erörterungen gewünscht. Schließlich war sie das einzige über den engeren Kreis der Minderheitenangehörigen hinausreichende Sprachrohr des Verbandes und fand auch international Gehör. Insbesondere die Sammlungen der Klagen und Eingaben v.a. der polnischen Minderheit an die Reichs- und preußischen Behörden setzten das Reich beständig unter einen erheblichen Legitimationsdruck. Schumacher erwähnt die Konfliktlage um die Anerkennung der Friesen und streift dabei die Diskussion über die Anwendbarkeit der Kulturautonomie als Mittel der minderheitlichen Selbstverwaltung. Beide Themen hatten den Verband in scharfen Gegensatz zu dem – von den deutschen Minderheiten dominierten – Europäischen Nationalitätenkongress gebracht (bis hin zum Austritt der Verbandsmitglieder aus dem Kongress 1927 ff.) und führten damit letztlich mit zu einer weitgehenden Marginalisierung des Verbandes auf internationaler Ebene.

Nicht ganz deutlich wird die Motivation der Kopenhagener Regierung, die Minderheit nach 1933 nachdrücklich zur Distanz zum „Związek Polaków“ aufzufordern. Welche Auswirkungen darauf möglicherweise das deutsch-polnische Abkommen vom Februar 1934 gehabt haben könnte, muss hier Spekulation bleiben. Der Schlussfolgerung der Autorin, dass sich die dänische Minderheit in Südschleswig während der gesamten Zwischenkriegszeit und so auch in ihrer Tätigkeit im Verband der nationalen Minderheiten in Deutschland in einer beständigen Konfliktlage zwischen den eigenen Interessen, den Erfordernissen minderheitlicher Zusammenarbeit in

einem fremdnationalen Staat und damit einhergehend minderheitlicher Solidarität sowie der Notwendigkeit der Anpassung an den (sie auch finanziell unterstützenden) konnationalen Staat befand, ist eindeutig zu folgen. Dass diese Bestandsaufnahme letztlich für alle nationalen Gruppen in Europa in ähnlicher Weise galt, sei nur ergänzt. Umso mehr wünschte man sich Einzeluntersuchungen auch zu anderen multinationalen Verbänden oder Kooperationen sowie zu den Publikationen der nationalen Minderheiten im Sinne einer gesamt-europäischen Zusammensetzung der Verbandsarbeit dieser die Zwischenkriegszeit in nicht unerheblichem Maße mit prägenden Organisationen.

Sabine Bamberger-Stemmann, Lüneburg

Kollektivität und Individualität. Der Mensch im östlichen Europa. Festschrift für Prof. Dr. Norbert Angermann zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Karsten Brüggemann (u.a.). Hamburg: Verlag Dr. Kováč 2001, 458 S. (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit. 23).

Am 2. November 2001 wurde Norbert Angermann, Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Hamburg, 65 Jahre alt. Zu diesem Anlass hielten es Schülerinnen und Schüler, Freunde und Bekannte für angezeigt, eine umfangreiche Festschrift zu veröffentlichen – die zweite innerhalb von fünf Jahren; die erste war bereits 1996 zu seinem 60. Geburtstag erschienen. Wem so viel Ehre zuteil wird, der muss es wohl gut können mit seinen älteren und jungen Mitstreitern im Kampf um historische Wahrheiten. Dies lässt sich auch an anderen Merkmalen dieses Bandes erkennen. Anders als bei vielen anderen Kollektivwerken dieser Art haben sich die Autoren einmal an die ihnen gestellte Aufgabe gehalten. Im Mittelpunkt der Beiträge stehen – ganz wie es der Titel verheißt – Individuen und Kollektive, Reisende vieler Welten, und Deutschlands und des russländischen Zarenreiches in Sonderheit. Zarrinnen, Kaufleute und Ärzte, Kleinbürger, Handwerker und Dienstvolk, Rentiertreiber, Ideologen, Frauen und Männer, gar Tote bevölkern diesen ganz am historischen Menschen orientierten Band.

Wie bei Festschriften üblich, sind die Beiträge von völlig unterschiedlicher Qualität, wissenschaftlicher Relevanz und thematischer

Orientierung. Es ist darum nicht möglich, alle 23 Beiträge auch nur kurz zu charakterisieren oder einzelne beispielhaft herauszugreifen. Sie erstrecken sich zeitlich nicht allein auf die von Angermann selbst häufig bearbeiteten Perioden des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit – diese machen sogar den geringeren Teil der Texte aus –, sondern reichen bis in die jüngere Zeitgeschichte (bis 1968) hinein. Räumlich decken sie ein Feld ab, das sich in Nord- und Osteuropa von Lappland über die baltischen Länder, Polen und Russland bis nach Bulgarien und die Krim erstreckt. Dieser Raum wird über Einzelpersonen und Gruppen mit Deutschland verknüpft.

Oft stehen Menschen in Städten (Riga, Novgorod, Königsberg, Reval, St. Petersburg, Moskau, Narva) im Mittelpunkt – ein Thema, das auch Norbert Angermann über viele Jahrzehnte beschäftigt hat. Bei dieser Dispersität verbietet sich ein allgemeines Urteil über die Qualität des Bandes. Das bunte Bild, das er bietet, wird diejenigen ansprechen und bereichern, die Geschichte gerne aus der Perspektive des menschlichen Handelns betrachten und an Einzel- und Gruppenschicksalen im Rahmen der Mikro-, Alltags- und Genusgeschichte interessiert sind. Liebhaber makrohistorischer politik- und sozioökonomischer Ansätze werden den Band enttäuscht zur Seite legen. Aber wie auch immer die verschiedenen Perspektiven beurteilt werden mögen – kein Zweifel besteht daran, dass es Freude macht, in diesem Buch zu lesen und darin die Frucht eines offensichtlich erfüllten, spannenden und menschenzugewandten Forscherlebens wiederzuerkennen.

Ralph Tuchtenhagen, Hamburg

Die Autoren der Abhandlungen

Ruta Baltause, Katharinenstraße 21, 10711 Berlin. E-Mail: Baltause@web.de

Studium der Geschichte an der Universität Lettland 1990–1998, Hospitation an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz 1994/95. Frühe Spezialisierung auf dem Gebiet der deutschbaltischen Geschichte in Lettland im 19. Jahrhundert; ab 1992 Schwerpunkt der Forschung: Schulwesen Rigas im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der 1830er bis 1850er Jahre und der Verwaltungsfragen des Schulwesens. Derzeit Diplomatin, tätig an der Botschaft der Republik Lettland in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin. Bisherige Veröffentlichung: Rīgas skolas 19. gadsimta 30.–50. gados (Schulen Rigas in den 1830er bis 1850er Jahren), in: Latvijas Zinātņu Akadēmijas Vēstures Institūta Žurnāls (1995), Nr. 3 (15), S. 51–72.

Prof. Dr. Marek Bobéth, Waldallee 64, 14089 Berlin

Geboren in Riga, Schulbesuch in Naumburg a.d.S., Studium in Berlin (Klavier, Dirigieren, Musik- und Theaterwissenschaft), Promotion zu Borodins Oper „Fürst Igor“, Verfasser des Standardwerkes über Hermann Goetz, derzeit steht Hans von Bülow im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit sowie die Musik Ost- und Nordosteuropas. Konzerte in vielen Ländern Europas, in Amerika und Japan, Lehre an deutschen und ausländischen Universitäten und Hochschulen, z.B. in Berlin, Rostock, St. Petersburg, Riga, Tallinn, Vilnius; Ruf der Moskauer Universität auf eine Professor für Musikpädagogik und -wissenschaft, zahlreiche Diplome und Preise für vielseitige wissenschaftliche, künstlerische und pädagogische Tätigkeit.

Māris Brancis, Latvijas Valsts arhīvs, Bezdelīgu iela 1, LV-1007 Rīga. E-Mail: maris@archiv.org.lv

Geboren 1947, Studium an der Kunstakademie Lettlands, Abteilung für Kunstgeschichte und Kunsttheorie von 1977–1983, 1999 Erwerb des Magisters der Kunstwissenschaften. Nach dem Studium wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Direktion der Kunstmuseen und Ausstellungen, als Leiter der Abteilung für Malerei und als stellvertretender Direktor, 1983–1990 Direktor des Kunstmuseums „Arsenāls“, 1990–1993 Arbeit am Institut für Literatur und Kunstgeschichte an der Akademie der Wissenschaften Lettlands, seit 1993 Leitung der Ab-

teilung für Personenbestände und Exildokumente am Staatsarchiv Lettlands. Forschungsschwerpunkt: Lettische Kunst im 20. Jahrhundert. Zahlreiche Publikationen zu aktuellen Kunstfragen und Ausstellungen, u.a.: Jēkabs Bīne. Rīga 1995; Jānis Roberts Tillbergs. Rīga 1996; Den Berg der Musen besteigen. Marta Alberinga. Rīga 2002.

Indira Dupuis, Mansteinstraße 4, 10783 Berlin.

E-Mail: indira_dupuis@web.de

Grundstudium der Sozialwissenschaften in Hannover, Studium der Kommunikationswissenschaften und Osteuropastudien an der FU Berlin, mehrere Semester an der Medienakademie Babelsberg mit eigenem Dokumentarfilmprojekt. Forschungsaufenthalte, u.a. in Riga, im Rahmen eines internationalen Netzwerks von acht Universitäten der Ostsee-Anrainerstaaten (Baltic Sea Area Studies). Derzeit Arbeit zum Schwerpunktthema „Massenmedien in Lettland“. Verschiedene Tätigkeiten im Medienbereich, vorwiegend Film und Fernsehen.

Andreas Fülberth M.A., Abteilung für Osteuropäische Geschichte der Westfälischen Wilhelms-Universität, Rothenburg 32, 48143 Münster

Geboren 1968, Studium der Fächer Osteuropäische Geschichte, Neuere und Neueste Geschichte, Skandinavistik und Baltische Philologie in Münster, 1999–2001 Wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem von der Volkswagen-Stiftung geförderten Projekt über „Hauptstadt-Planung im autoritären Staat“, 2001 Promotion (Dissertationsthema: „Hauptstadt-Ausbau im Baltikum während der 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts. Eine vergleichende Analyse von Plänen und Pressestimmen vor dem Hintergrund des Übergangs zum Autoritarismus“), 2002 Mitarbeit an einer von Frank Kämpfer geleiteten Neuedition der „Rerum Moscoviticarum Commentarii“ des Sigismund von Herberstein, daneben Lehrauftrag am Slavisch-Baltischen Seminar der Universität Münster. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter interessant zu Riga: Radikālie projekti (Die radikalen Projekte), in: *Latvijas arhitektūra* (2000), H. 2, S. 86–89, sowie Aufsätze in den Tagungsbänden: Beiträge zur Kunstgeschichte Ostmitteleuropas, hrsg. v. Hanna Nogossek u. Dietmar Popp. Marburg 2001; Stadt und Öffentlichkeit in Ostmitteleuropa 1900–1939. Beiträge zur Entstehung moderner Urbanität zwischen Berlin, Charkiv, Tallinn und Triest, hrsg. v. Andreas R. Hofmann u. Anna Veronika Wendland. Stuttgart 2002; Bauen für die Nation. Selbstdarstellungsstrategien

kleiner Völker zwischen nationaler Eigenart und politisch-sozialer Ambition, hrsg. v. Michaela Marek. München 2003.

Mark R. Hatlie, Sieben-Höfe-Str. 30, 72072 Tübingen. E-Mail: mhatlie@faculty.ed.umuc.edu

Nach Erlangung des B.A. in den USA Studium der Geschichte und Politikwissenschaften in Konstanz bei Karl Schlögel zur russischen Emigration im Deutschland der Zwischenkriegszeit. 1996 Magisterarbeit zur „Kollektivierung der Landwirtschaft in Lettland“, 1998 bzw. 2001 Lehraufträge zur Geschichte des Baltikums im 20. Jahrhundert in Konstanz und Tübingen, 2002 Lehraufträge an der University of Maryland Universtiy College. Seit 1999 Arbeit an der Dissertation „Riga im Krieg: 1914–1920“ im Sonderforschungsbereich 437 und am Institut für Osteuropäische Geschichte und Landeskunde Tübingen. Publikationen u.a.: Die Zeitung als Zentrum der Emigrations-Öffentlichkeit: Das Beispiel der Zeitung Rul', in: Russische Emigration in Deutschland 1918 bis 1941. Leben im Europäischen Bürgerkrieg, hrsg. v. Karl Schlögel. Berlin 1995, S. 153-162; Die Welt steht Kopf: Die Kriegserfahrung der Deutschen von Riga 1914–1919, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums XLIX (2002), S. 175-202; Flags and Bayonets. Mass celebrations in Riga 1910–1920, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 51 (2002), S. 475-499.

Dr. Magdalene Huelmann, Institut für Interdisziplinäre Baltische Studien, Bispinghof 3A, 48143 Münster. E-Mail: huelman@uni-muenster.de

Geboren 1957 in Neuenkirchen/Kr. Steinfurt. Studium der Baltischen und Slavischen Philologie in Münster, Magister in Slavischer Philologie, Promotion 1992 über ein Thema der baltischen Folklore. Seit 1987 Tätigkeit am Slavisch-Baltischen Seminar der Universität Münster, seit 1993 am Institut für Interdisziplinäre Baltische Studien ebendort. Verschiedene Beiträge zur lettischen und litauischen Literatur sowie zur Folklore, u.a. Die lettischen und litauischen Arbeitslieder. Ein Vergleich. München 1996; Viskas kinta. Raganos kaleidoskopas. Jurgos Ivanauskaitės Ragana ir lietus, in: Lituania pasaulyje šiandien: Darbai ir problemos. Vilnius 1998; Perspektivierung in den litauischen Volksliedern, in: Tautosakos darbai. Bd. XIV, Vilnius 2001; Baltische Volkslieder und Probleme ihrer Übersetzung, in: Die Übersetzung als Problem sprach- und literaturwissenschaftlicher Forschung in Slavistik und Baltistik. Hamburg 2002.

Dipl.-Arch. Hemma Kanstein, 6609 Oasis Dr., USA – Austin, Tx. 78749. E-Mail: hkanstein@yahoo.com

Geboren 1971 in München, 1990–1996 Studium der Landespflege an der TU München/Weißenstephan mit dem Schwerpunkt Landschaftsarchitektur, 1992–1995 1. Vorsitzende des deutschbaltischen Jugend- und Studentenrings e.V., Mitarbeit in Landschaftsarchitekturbüros in Bottrop-Kirchhellen und München. Mehrere Fachveröffentlichungen, so z.B. Die Parkanlagen Georg Kuphaldts in Riga. Ein Beispiel historistischer Freiflächengestaltung. Lüneburg 1998; Parkanlagen zu beiden Seiten des Stadtkanals in Riga, in: Jahrbuch des baltischen Deutschtums XLV: 1998 (1997), S. 168-179.

Prof. Dr. Jānis Krastiņš, Bruninieku iela 67-3, LV-1011 Rīga

Geboren 1943, Studium der Architektur an der Technischen Universität Riga bis 1967, anschließend Postgraduierte bis 1972, Promotion 1973, Lehrbeauftragter und ass. Professor 1972–1991 an der TU Riga, Habilitation am I. Repin Institut für Kunst, Skulptur und Architektur in St. Petersburg 1991, seit 1991 Professor und Leiter der Abteilung Geschichte und Theorie des Architekturdesigns in Riga, Forschungsaufenthalte an der Technischen Universität Wien 1987 und an der Columbia University New York 1994, Gastprofessor an der Yuan-Ze Universität in Chung-li/Taiwan 2000, seit 1994 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften Lettlands. Preise und Auszeichnungen, u.a. Jānis Baumanis Award in Architecture 1989, Fulbright Award 1994, Großer Preis der Akademie der Wissenschaften Lettlands 1998, Preis der Baltischen Versammlung 1998, Riga-Preis 2003. Mehr als 500 Publikationen, u.a. Jugendstil in der Rigaer Baukunst. Michelstadt 1992; Mežaparks (Die Gartenstadt). Rīga 1997; Rīgas arhitektūras meistari/The Masters of Architecture of Riga 1850–1940. Rīga 2002; (mit I. Strautmanis) Lielais Rīgas arhitektūras ceļvedis (Vollständiger Architekturführer Riga). Rīga 2002; Pa Rīgas jūgendstila pēdām. Ceļvedis/Sur la trace de l'art nouveau à Riga. Guide. Bruxelles 2003.

Prof. Dr. Lars Olof Larsson, Kunsthistorisches Institut der Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24118 Kiel. E-Mail: lolarsson@kunstgeschichte.uni-kiel.de

Geboren 1938 in Västerås (Schweden), Studium der Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft und Germanistik in Stockholm, Berlin und Wien, 1965/66 Humboldtstipendiat am Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München, 1967 Promotion in Stockholm, 1971/72 Fellow

am Harvard Center für Renaissance Studies in Florenz, seit 1981 Professor für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte in Kiel, 1991/92 Fellow am Netherlandish Institute for Advanced Studies in Wassenaar, Vorsitzender der Martin-Carl-Adolf-Böckler-Stiftung, Bad Homburg v.d.H. und Herausgeber der „Homburger Gespräche“. Zahllose Publikationen, u.a.: Adrian de Vries. *Adrianus Fries Hagiensis Batavus 1545–1626*. Vienna/Munich 1967; *Metoder i konstvetenskap*. Stockholm 1972 (und weitere Auflagen, u.a. auf Norwegisch: *Metodeleare i kunsthistorie*. Oslo 1997; *Von allen Seiten gleich schön*. Studien zum Problem der Vielansichtigkeit in der europäischen Plastik von der Renaissance bis zum Klassizismus. Stockholm 1975 (Acta Universitatis Stockholmiensis. Stockholm Studies in History of Art); *Die Neugestaltung der Reichshauptstadt*. Albert Speers Generalbebauungsplan für Berlin. Stockholm 1978 (Acta Universitatis Stockholmiensis. Stockholm Studies in History of Art); *Wege nach Süden, Wege nach Norden*. Aufsätze zu Kunst und Architektur. Kiel 1998.

Lea Liepina, Kr. Barona iela 92-3, LV-1001 Rīga. E-Mail: lea@lnt.lv
Studium der Architektur, audiovisuelle Kulturtheorie und -geschichte, derzeit beschäftigt beim lettischen Fernsehsender LNT.

Dr. arch. Jānis Zilgalvis, Valsts Kultūras Pieminekļu, Aizsardzības Inspekcija, 19 M. Pils iela, LV-1050 Rīga

Geboren 1955 in Riga, bis 1979 Architekturstudium an der Technischen Universität Riga. 1990 Dissertation zum Thema „Lettlands Gutshausarchitektur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts“. Ab 1989 Arbeit am Institut für Literatur, Folklore und Kunst der Universität Lettlands (heute Lettlands Kunstakademie und Institut für Kunstgeschichte), seit 1995 Vorsitzender der Staatlichen Kommission für Denkmalschutz, Abteilung Architektur und Kunst. Verfasser mehrerer Monografien und zahlreicher wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Abhandlungen zur Architektur Lettlands im 19. und 20. Jahrhundert. Derzeit Arbeit an folgenden Büchern „Die Neogotik in Lettlands Architektur“ und „Sehenswürdigkeiten bei Lettlands Schlössern und Gutshäusern“.

